Schriften des Vereins für Socialpolitik

Band 115/XXVI

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXVI

Von

Tetsushi Harada, Ernst Helmstädter, Heinz D. Kurz,
Elke Muchlinski, Bertram Schefold, Dieter Schneider,
Jochen Schumann, Yuichi Shionoya

Herausgegeben von
Harald Hagemann

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schriften des Vereins für Socialpolitik

Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften

Neue Folge Band 115/XXVI

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

SCHRIFTEN DES VEREINS FÜR SOCIALPOLITIK
Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialwissenschaften
Neue Folge Band 115/XXVI

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXVI

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XXVI

Wissen / The Knowledge Economy

Von

Tetsushi Harada, Ernst Helmstädter, Heinz D. Kurz,
Elke Muchlinski, Bertram Schefold, Dieter Schneider,
Jochen Schumann, Yuichi Shionoya

Herausgegeben von

Harald Hagemann

Duncker & Humblot · Berlin

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten
© 2011 Duncker & Humblot GmbH, Berlin
Fremddatenübernahme: Werksatz, Berlin
Druck: Berliner Buchdruckerei Union GmbH, Berlin
Printed in Germany

ISSN 0505-2777
ISBN 978-3-428-13582-0 (Print)
ISBN 978-3-428-53582-8 (E-Book)
ISBN 978-3-428-83582-9 (Print & E-Book)

Gedruckt auf alterungsbeständigem (säurefreiem) Papier
entsprechend ISO 9706 ♾

Internet: http://www.duncker-humblot.de

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Vorwort

Der vorliegende Band der Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie vereinigt die überarbeiteten Referate der 27. Jahrestagung des Dogmenhistorischen Ausschusses des Vereins für Socialpolitik, die vom 18. bis 20. Mai 2006 im kleinen Fakultätssitzungszimmer des RESOWI-Zentrums an der Karl-Franzens-Universität in Graz stattfand. Das Leitthema der Tagung lautete *Wissen/ The Knowledge Economy.* Der Ausschuss nahm Elke Muchlinski und Tetsushi Harada als neue Mitglieder auf und wählte Heinz D. Kurz als Nachfolger von Harald Hagemann zum neuen Vorsitzenden. Dieser lud zu einem Ausflug auf die Südsteirische Weinstraße ein, wo die Tagung bei einem Steirischen Buffet in der Buschenschank Kieslinger erfolgreich abgeschlossen wurde.

Vor allem in Verbindung mit den neuen Informations- und Kommunikationstechnologien hat sich seit Mitte der 1990er Jahre die Diskussion über die *Knowledge Economy* intensiviert. Die moderne Volkswirtschaft ist durch eine steigende Bedeutung immaterieller Produktionsfaktoren gekennzeichnet. Wissen und Humankapital ersetzen in zunehmendem Maße physisches Kapital. Die fortschreitende Digitalisierung der Produktion und des Handels sowie das Internet haben zu einer wachsenden Integration der Märkte geführt, in der nunmehr auch moderne Dienstleistungen international handelbar sind. Die veränderten Knappheitsrelationen in der globalisierten Weltwirtschaft sowie ein qualifikationsverzerrter technischer Fortschritt haben die Einkommens- und Beschäftigungsperspektiven der gering Qualifizierten in den hochentwickelten Volkswirtschaften Nordamerikas und Westeuropas rapide verschlechtert. Die Bedeutung von Bildung und Qualifikationen hat in allen Bereichen der Wirtschaft und Gesellschaft stark zugenommen und wird in den kommenden Jahrzehnten weiter zunehmen. Eine größere Qualifikation, Vielseitigkeit und Flexibilität, mehr Eigeninitiative, eine höhere kognitive und soziale Kompetenz sowie Kommunikations- und Teamfähigkeit spielen in Wirtschaft und Gesellschaft eine zunehmend wichtige Rolle. Dies reicht weit über sogenannte „computer skills“ hinaus, d. h. die Fähigkeiten, mit dem Computer und anderen digitalen Technologien im Berufsleben umgehen zu können, die in der Hochzeit der *New Economy*-Debatte im Zentrum der Diskussion standen.

Die moderne Informationstechnologie hat die Kodifizierung von Wissen entscheidend beschleunigt. Dementsprechend ist die Informationsgesellschaft sichtbarstes Zeichen der Knowledge Economy. Wissen wird als entscheidende Antriebskraft des Produktivitäts- und Wirtschaftswachstums angesehen, wie es in

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einem bekannten Aufsatz über „The Knowledge-Driven Economy“ im OECD Observer (*Stevens* 1996) betont wurde. In dieser Wissensökonomie stellen Informationen und Wissen ebenso den zentralen Produktionsfaktor dar, wie es für Grund und Boden in der Agrargesellschaft bzw. physisches Kapital in der Industriegesellschaft zutraf. Damit spielen Eigentumsrechte an diesem Faktor eine wichtige Rolle, auch im Hinblick auf ihre Einkommens- und Vermögenswirkungen, insbesondere in Verbindung mit Netzwerkexternalitäten. Die enorme Ausweitung der Marktgröße aufgrund der Entwicklung in der Informations- und Kommunikationstechnologie, die mit sinkenden Transaktionskosten vor allem für immaterielle Güter wie Medieninhalte, Software, Informationen und Datenbanken verbunden ist, hat die Einkommen der Besitzer universeller Rechte am geistigen Eigentum oder an Medieninhalten enorm erhöht und damit die Internalisierung außerordentlich hoher Renten ermöglicht, die häufig keineswegs das Ergebnis eigener Innovationsanstrengungen sind, sondern die Wirkung positiver Externalitäten anderer Innovatoren.

Die Zunahme der Wissensintensität von Produktionsprozessen, Gütern und Dienstleistungen hat nicht nur einen Strukturwandel der Beschäftigung „von der Muskelkraft zum Gehirn“ zur Folge. Forschungs- und Bildungspolitik wird zur antizipativen Wachstums- und Beschäftigungspolitik. Zum Erhalt der Beschäftigungsfähigkeit bedarf es der fortdauernden Erneuerung, Ergänzung und Erweiterung vorhandenen Wissens und Kompetenzen, d. h. des „lebenslangen Lernens“. Mit den neuen Technologien und Qualifikationsanforderungen sind auch veränderte Organisationsformen verbunden, die zu einer weitreichenden Dezentralisierung und Enthierarchisierung sowie zu mehr Eigenständigkeit führen. Insgesamt ist die neue Wissensökonomie in den fortgeschrittenen Volkswirtschaften mit einer Entwicklung zu „increasingly weightless economies“ verbunden, wie es Danny Quah (1997) von der London School of Economics pointiert formuliert hat.[1]

Wie *Ernst Helmstädter* in seinem Eröffnungsreferat betont, ist das gesellschaftliche Wissen als Reichtumsquelle keine revolutionäre neue Erkenntnis moderner Volkswirte, sondern bildete bereits bei früheren bedeutenden Ökonomen ein wichtiges Erkenntnisobjekt. Dies gilt insbesondere für Adam Smith, Josef Alois Schumpeter, Friedrich August Hayek, Fritz Machlup und Kenneth J. Arrow, deren Beiträge von Helmstädter näher diskutiert werden. Wie der Autor betont, ist Wissen insofern ein besonderes Gut, als es sich weder durch individuellen noch gesellschaftlichen Gebrauch abnutzt, sondern im Gegenteil durch seine ökonomische Anwendung weiteres Wissen entstehen lässt. Während explizites oder *kodifiziertes* Wissen ein öffentliches Gut sei, das positive externe Effekte generiere, hängt die Handlungskompetenz, das „Know how“, entscheidend auch

[1] Zu der wachsenden Bedeutung sowie den Eigenschaften und Wirkungen der Knowledge Economy vgl. auch die Beiträge in *Neef* (1998).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

vom impliziten Wissen oder *tacit* knowledge ab. Für den Erfolg einer wissensbasierten Ökonomie ist learning-by-doing, d. h. eine stetige Aufwertung ihrer Fähigkeiten, sowohl im kodifizierten wie im impliziten Wissen der Individuen notwendig, um mit den wachsenden Anforderungen der sich schnell verändernden Hochtechnologien Schritt zu halten. Bereits Adam Smith habe als früher Humankapitaltheoretiker ebenso wie der deutsch-russische Ökonom Heinrich von Storch nicht nur für eine wachsende Arbeitsteilung als Quelle der Produktivitätssteigerung plädiert, sondern auch für eine die Arbeitsteilung ergänzende Wissensteilung, die jedoch auf eine geringere Resonanz bei den Fachkollegen gestoßen sei, auch wenn ein gutes Jahrhundert später der führende britische Ökonom Alfred Marshall die wirtschaftliche Bedeutung des Wissens als mächtigsten Motor der Produktion betont habe, ohne jedoch diese Einsicht zur Regressionslinie seines Denkens zu machen. Selbst Schumpeter, der doch die Bedeutung der Innovationen für wirtschaftliche Entwicklung so sehr betont habe, verbleibe widersprüchlich, da sich bei ihm vor dem Hintergrund der US-amerikanischen Erfahrungen der Schwerpunkt der Argumentation vom impliziten Wissen der wagemutigen Pionierunternehmer zum expliziten Wissen geschulter Experten in modernen Großunternehmen verschoben habe.

Als bahnbrechend für die Analyse der Rolle des Wissens in der ökonomischen Theoriegeschichte seien die beiden Aufsätze „Economics and Knowledge“ (1937) sowie „The Use of Knowledge in Society“ (1945) von Hayek anzusehen, die aus der sozialistischen Kalkulationskontroverse hervorgegangen sind. Hierin unterscheidet Hayek zwei Arten von Wissen, das in einer Gesellschaft verfügbar ist: das systematisierte theoretische bzw. kodifizierte Wissen, auf das jeder Experte zurückgreifen könne, und das verstreute Wissen der Individuen, das spezifische zeit- und ortsbezogene Kenntnisse beinhalte. Es sei ein Irrtum zu glauben, dass ausgewiesene Fachleute auch vollkommene Informationen über das Wissen der zweiten Art haben und es zentralisiert nutzen könnten. Für eine Lösung des Problems sei der Preisbildungsprozess des freien Marktes erforderlich, in dem der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren fungiere (*Hayek* 1968).

Es ist sicherlich kein Zufall, dass es mit Fritz Machlup (1902–83) ein weiterer der Österreichischen Schule der Nationalökonomie entstammender Wissenschaftler war, der sich in seinen letzten drei Lebensjahrzehnten verstärkt mit der Produktion und Verteilung von Wissen auseinandersetzte. Dies begann bereits mit der umfangreichen Studie *The Production and Distribution of Knowledge in the United States* (*Machlup* 1962) und fand in den von Helmstädter diskutierten Arbeiten seine Fortsetzung.

Auf der Suche nach den Anfängen einer Wissensökonomie stößt *Dieter Schneider* ebenfalls auf Hayek, dessen Beiträge er als einen „Markstein in der Wissenschaftsgeschichte einer Wissensökonomie“ ansieht, wenngleich er ihnen bezüglich der Aussagen über den empirischen Gehalt kritischer gegenübersteht und

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in der postulierten Tendenz zum Gleichgewicht lediglich eine „in Widersprüche verstrickte Träumerei“ erkennt. Kritisch steht Schneider auch der Spieltheorie gegenüber, da diese wie z. B. beim Nash-Gleichgewicht die Rationalität der Akteure bereits voraussetze und damit das Kernproblem einer Wissensökonomie – die Ungleichverteilung des Wissens unter den Akteuren – sowie erfahrungsbedingtes Lernen aus der Analyse ausklammere. Wichtig für die Begründung einer entscheidungslogischen Informationstheorie sei dagegen ein Beitrag von *Marschak* (1954) gewesen, in dem dieser die Probleme der Berechnung von Informationswerten nicht nur bei Unsicherheit, sondern auch bei nichtlinearen Risikonutzenfunktionen verdeutlicht habe, bei denen eine Interdependenz von Informationswert und Informationskosten bestehe. Abschließend diskutiert Schneider in seinem Beitrag noch eine Reihe von historischen Vorläufern einer modernen Informations- oder Wissensökonomie.

Zu diesen Vorläufern gehört auch Johann Friedrich E. Lotz (1770–1838), dessen Verortung der öffentlichen „Meinung“ in der Wertbestimmung *Tetsushi Harada* in seinem Beitrag näher untersucht. Der vor allem durch die Arbeiten von Friedrich Julius H. von Soden und Gottlieb Hufeland beeinflusste Lotz[2] gehört zu den Vertretern der älteren deutschen Gebrauchswertschule und ist ein wichtiger Vorläufer von Karl Heinrich Rau. Für unser Wissensthema bedeutsam sind vor allem die Ansichten von Lotz aus seinem aufklärerisch kritischen Standpunkt über die „gemeine Meinung“, in denen er auf die negativen Folgen ungebildeter Massen für die Entwicklung des Wohlstands der Nation verweist.

Elke Muchlinski betont in ihrem Beitrag die Relevanz der grundlegenden Aufeinanderbezogenheit von Sprache, Bedeutung und Wissen für die Ökonomie als Handlungswissenschaft. Sie kritisiert die Sprachvergessenheit der modernen Wirtschaftstheorie und hebt demgegenüber hervor, dass diese vielmehr die Konstitution von Begriffen und Bedeutungen als Untersuchungsgegenstand akzeptieren müsse. Dies wird von ihr anhand zweier Ansätze exemplarisch diskutiert: des mentalistischen Ansatzes, der die Neutralität der Sprache gegenüber dem Denken betont, und des auf Wilhelm von Humboldt zurückgehenden und von Ludwig Wittgenstein vehement vertretenen nicht-mentalistischen Ansatzes, wonach Sprache und Denken nicht separierbar sind.

Jochen Schumann untersucht in seinem Beitrag das Verhältnis von Humankapital und Wissen, die in der Literatur häufig getrennt diskutiert werden. Den Ausgangspunkt seiner Betrachtungen bildet die Konzeption der „inneren Güter“ bei Heinrich von Storch, die Schumann durch Erweiterungen und Aktualisierungen zu einer breiten Humankapital-Konzeption entwickelt, die nicht nur auf Einkommenserwerb, sondern auch auf den Verbrauch orientiert ist. Dabei berücksichtigt Schumann moderne Beiträge von Arrow, Romer und Lucas, die die positiven externen Effekte der Humankapitalbildung hervorheben. Ebenso wie

[2] Zu Lotz vgl. in diesem Kontext auch *Chipman* (2005, S. 169f.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bereits Helmstädter greift auch Schumann Überlegungen aus Schumpeters Entwicklungstheorie auf, die er zu einem Entwicklungsprozess der Verbreitung von Wissen elaboriert, in dem Wissen anfänglich als ein privates Gut angewendet wird, das durch Rivalität, Ausschließlichkeit und damit verbundene temporäre Monopolgewinne gekennzeichnet ist. Im Rahmen einer Netzwerk-Kooperation, bei der der Innovator potentielle Imitatoren z. B. durch Lizenzen einbezieht, wird Wissen als Clubgut angewendet, bei dem keine Rivalität unter Clubmitgliedern, aber Ausschließbarkeit gegenüber Nichtmitgliedern besteht. Schließlich wird die Anwendung neuen Wissens nach Auslauf von Patenten oder Auflösung des Innovationsnetzwerks zu einem öffentlichen Gut, das durch Nichtrivalität und Nichtausschließbarkeit charakterisiert ist. Damit führt steigendes Wissen über Innovationen und Nachahmungen im marktwirtschaftlichen Wettbewerb zu Wachstum und einem höheren Entwicklungsstand der Volkswirtschaft. Schumann schließt seine Untersuchungen mit einigen Überlegungen zum Sozialkapital einer Volkswirtschaft ab.

Ebenso wie Helmstädter und Schumann greift *Yuichi Shionoya* verstärkt Überlegungen von Schumpeter auf, bettet diese aber im Gegensatz zu seinen beiden Kollegen in seinem Beitrag „Knowledge about the Knowledge Economy in the Schumpeterian Perspective“ dezidiert in eine philosophische Analyse der Wissensgesellschaft ein. Eine derartige Vorgehensweise ist unter hochkarätigen Wirtschaftstheoretikern eher selten und am ehesten noch vergleichbar mit Hans Neisser, der nicht nur zahlreiche Aufsätze in führenden Fachzeitschriften wie dem *American Economic Review* oder *Econometrica* publizierte, sondern sich auch mit der phänomenologischen Methode Edmund Husserls, des akademischen Lehrers des von Shionoya diskutierten Heidegger, ebenso auseinandersetzte (*Neisser* 1959) wie mit der Wissenssoziologie von Karl Mannheim. Inspiriert durch letztere gibt *Neisser* (1965) in *On the Sociology of Knowledge* einen kompetenten Überblick über Geschichte und Philosophie der Sozialwissenschaften.

Shionoya betont, dass Schumpeter sich auf zwei Wissenschaftssoziologen, Mannheim und Max Scheler, bezogen und dabei zwischen dem Historizismus und der Phänomenologie unterschieden habe. Beide Ansätze seien jedoch nicht widersprüchlich, sondern komplementär wie das Verhältnis von Ideologie und Vision in Schumpeters Argumentation.

Obwohl es eine weitverbreitete Sichtweise sei, Schumpeters grundlegende Idee der wirtschaftlichen Entwicklung im engeren Sinne mit Innovationen in ihrer technisch-ökonomischen Dimension zu interpretieren, bestehe der Kern seiner Idee gemäß Shionoya eher in ihrer psychologisch-ethischen Dimension. Schumpeter unterscheide zwischen dem „hedonistischen Menschen“, dem *homo oeconomicus* traditioneller ökonomischer Lehre mit seinen rationalen Entscheidungen als Grundlage allgemeinen Gleichgewichts, und dem „energetischen Menschen“, dessen (Ir-)Rationalität als dynamischer Unternehmer Prozesse schöpferischer Zerstörung initiiere. Das Ergebnis seien Innovationen als neue Kombinationen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von Wissen. Trotz seines Anspruchs ein positivistischer Ökonom zu sein, habe Schumpeter nicht die ontologischen Wurzeln seiner dynamischen wirtschaftlichen Vision verborgen. Schumpeters Methode der Wissensbildung bestehe aus einer Synthese von Historizismus und Phänomenologie. Der Widerspruch zwischen dem heroischen Pionierunternehmer und der rationalen Wirtschaftsrechnung bourgeoiser Ideologie bilde die grundlegende Idee von Schumpeters Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung. Shionoya hebt auch hervor, dass die romantischen Elemente in Schumpeters Ökonomik ernst genommen werden sollten und dass die historisch-ethische Sichtweise impliziere, dass eine moderne Wissensökonomie nicht nur ihre technischen Möglichkeiten realisieren, sondern dabei auch die humanen Ziele ihres Wirtschaftens nie aus dem Auge verlieren sollte. Shionoya revitalisiert damit auch den „Geist" des ursprünglichen siebenten Kapitels über „Das Gesamtbild der Volkswirtschaft", das als „Bruchstück von Kultursoziologie.., das … die Aufmerksamkeit des Lesers abgelenkt [habe] von den Problemen trockener ökonomischer Theorie" (*Schumpeter* 1926, S. XI), zwischenzeitlich „verschwunden" war, in jüngerer Zeit aber von der Schumpeter-Forschung verstärkt wiederentdeckt worden ist.

Kritik an der wirtschaftlich-technischen Zivilisation zeichnete auch den Kreis um Stefan George (1868 – 1933) aus, eine der einflussreichsten und schillerndsten Figuren der deutschen Geistesgeschichte. Die im George-Kreis entwickelten Gemeinschaftsvorstellungen zielten darauf ab, vor dem Hintergrund einer unsicheren und seit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs zunehmend brüchigeren Gegenwart das Ideal des „schönen Lebens" zu verfolgen und das ganzheitliche Menschsein der Mitglieder zu entwickeln. Obwohl Stefan George ein grundsätzlicher Gegner des rational-technischen Fortschritts und damit der modernen Wirtschaft und selbst an einer kritischen Analyse der in der Weimarer Zeit drängenden wirtschaftlichen Probleme nicht interessiert war, die sich auf das gesamte gesellschaftliche Leben negativ auswirkten, überrascht die hohe Zahl von Ökonomen im George-Kreis.[3] *Bertram Schefold* analysiert in seinem Beitrag dieses erklärungsbedürftige Phänomen, wobei Edgar Salin den zentralen Bezugspunkt und zugleich den Rahmen bildet, innerhalb dessen die anderen Ökonomen des George-Kreises – Eberhard Gothein, Julius Landmann, Robert Boehringer, Friedrich Wolters, Arthur Salz und Kurt Singer – näher diskutiert werden.

Schefold betont, dass es Salins Verdienst gewesen sei, die Wirtschaftswissenschaften als Teil der Geisteswissenschaften zu verstehen. Die Ökonomie sei aus dem Erbe der Philosophie der Antike und der scholastischen Theologie hervorgegangen und durch juristische Lehren wie das historische Denken beeinflusst worden. Dies sei nicht erst in der modernen neoklassischen allgemeinen Gleichgewichtstheorie verloren gegangen, sondern bereits bei Marx sei die technisch-

[3] Vgl. auch *Schönhärl* (2009).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ökonomische Sphäre gegenüber der kulturellen dominant gewesen. Im Gegensatz dazu haben die überwiegend stark durch die Historische Schule geprägten Ökonomen des George-Kreises die Wirtschaftsgeschichte als einen Teil der Kulturgeschichte verstanden.

Schefold verdeutlicht die Unterschiedlichkeit der sieben Personen, auf das Spannungsfeld des professionellen Rationalismus und Utilitarismus der Ökonomen und der Vision des schönen Lebens im George-Kreis zu reagieren. Dies galt selbst für das Gravitationszentrum Heidelberg, wo auch nach der Hinwendung Alfred Webers zur Kultursoziologie die Volkswirtschaftslehre wichtigster Bestandteil in Forschung und Lehre blieb. Es traf insbesondere für den neben Weber zweiten Ordinarius Emil Lederer zu, der – obwohl gegenüber der modernen kapitalistischen Wirtschaft kritisch eingestellt – durch die Rationalität der ökonomischen Analyse gleich doppelt geprägt war: in der Marxschen Wirtschaftstheorie wie in der liberalen der Österreichischen Schule der Nationalökonomie.[4] Allerdings hielt Lederer auch in einer Phase beginnender Ausdifferenzierung an der Einheit der Sozialwissenschaften fest. Auch erfüllte Lederer die von Schefold im Einklang mit seinem akademischen Lehrer Salin eingeforderte Bereitschaft zur interdisziplinären Zusammenarbeit. Dennoch verkörperte er mit seinem praktischen und wirtschaftspolitischen Reformengagement, trotz der frühen Aktivitäten von Landmann in der Schweiz oder Singer beim Wirtschaftsdienst, ein Kontrastprogramm zum „Geist“ des George-Kreises, weshalb er von Schefold auch nur am Rande gestreift wird.

Im abschließenden Beitrag von *Heinz D. Kurz* „Über das Wachstum im Wissen vom Wissen im Wachstum“ nimmt der Verfasser eine kritische Bestandsaufnahme der neueren Literatur zur endogenen Wachstumstheorie vor, die Mitte der 1980er Jahre vor allem durch Paul Romer initiiert wurde. Als wichtigster Vorläufer der neuen endogenen Wachstumstheorie ist der von Kenneth Arrow bereits 1962 konzipierte und auch im Beitrag von Helmstädter diskutierte Learning by doing-Ansatz anzusehen. Dabei ist das erreichte Niveau des Wissens und der Produktivität umso höher, je größer die kumulierten Bruttoinvestitionen der Vergangenheit sind, auch wenn die meisten dieser Kapitalgüter längst nicht mehr existieren. Investitionen haben damit nicht nur den bekannten Doppelcharakter, kurzfristig eine wichtige Komponente der gesamtwirtschaftlichen Nachfrage und längerfristig angebotsseitig kapazitätserhöhend zu sein, sondern die neuen Kapitalgüter beinhalten zugleich neues Wissen und tragen damit zur Produktivitätssteigerung einer Volkswirtschaft bei. Dabei verkörpern auch Ersatzinvestitionen neue Technologien. Jeder Investor erzeugt als externen Effekt das kostenlose und öffentliche Gut „Wissen“. Unternehmensinterne steigende Skalenerträge wären nicht vereinbar mit der Berechnung der funktionellen Einkommensverteilung gemäß der Grenzproduktivitätstheorie. Daher werden unternehmensexterne Ska-

[4] Vgl. *Hagemann* (2009).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

lenerträge angenommen. Der Ansatz von Arrow, bei dem einmal erworbenes Wissen mit dem Ende der ökonomischen Lebensdauer von Kapitalgütern nicht verloren geht, bildete eine wesentliche Erklärung des starken westdeutschen Wachstumsprozesses nach 1948.

Gemäß den von Romer betonten Externalitäten der Wissensbildung geht gesamtwirtschaftliches Wissen als wichtiger Faktor in die individuellen Produktionsfunktionen ein. Durch diesen „Trick" der externen Effekte von Investitionsentscheidungen werden die abnehmenden Grenzerträge des Kapitals, die im neoklassischen Grundmodell von Solow vorlagen, vermieden. Positive Wachstumsraten einer Volkswirtschaft sind somit auch ohne exogenen technischen Fortschritt möglich.

In einem einflussreichen Aufsatz hat Romers Doktorvater *Robert Lucas* (1988) hervorgehoben, dass die Investition in „Humankapital" ebenso wie die in Realkapital nicht nur interne, sondern auch externe Effekte aufweist. Einerseits erhöhen Aus- und Weiterbildungen das individuelle Humankapital und somit die individuelle Produktivität (interner Effekt). Andererseits erhöhen sie gleichzeitig auch den durchschnittlichen Humankapitalbestand der Region/des Sektors/der gesamten Volkswirtschaft (externer Effekt). Diese Einsicht hat wichtige Implikationen. So ist die Effizienz des Bildungssystems aufgrund der Relevanz des Humankapitals für das Wachstum von großer Bedeutung. Individuen stehen nun vor einer zweistufigen Entscheidung: der Verteilung der Güterproduktion auf Investition und Konsum sowie jetzt zudem auch der Aufteilung der Nicht-Freizeit in Arbeit und Ausbildung. Die Bedeutung des Humankapitals für das langfristige Wirtschaftswachstum legt weitere Schlussfolgerungen nahe:

- Volkswirtschaften, die sich auf Sektoren mit hohen Lerneffekten konzentrieren, werden auch höhere Wachstumsraten erzielen;
- Lerneffekte nehmen in ihrer Stärke ab. Um ständig positive Produktivitäts- und Wachstumseffekte realisieren zu können, ist daher ein permanenter struktureller Wandel erforderlich;
- Die Investition in Humankapital tritt in Konkurrenz zur Investition in Sachkapital, wobei die Investition in diejenige Kapitalart erfolgt, die die höhere Rendite erzielt.

Nach Auffassung von Kurz zeigt die Evolution der Wachstumstheorie seit Adam Smith, dass der Fortschritt, wenn überhaupt, im Schneckentempo daherkomme. So seien die Fortschritte in der modernen Wachstumstheorie allein in der Formalisierung von Ideen zu verzeichnen, die ein gesunder Common Sense von (Nicht-)Ökonomen bereits seit längerem als plausibel erachtet. Nicht nur seien die erzielten Resultate vielfach im Verhältnis zu dem betriebenen hohen mathematischen Aufwand enttäuschend, sondern vielmehr seien auch die konkreten Formalisierungen aufgrund ihrer Rahmenbedingungen häufig zweifelhafter Natur. Implizit hofft der Verfasser damit auf einen Prozess schöpferischer Zer-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

störung einiger Kernmodelle der modernen Wachstumstheorie innerhalb einer künftigen Wissensgesellschaft.

Harald Hagemann

Literaturverzeichnis

Arrow, K. J. (1962), „The Economic Implications of Learning by Doing“, Review of Economic Studies, 29, S. 155–173.

Chipman, J. S. (2005), „Contributions of the Older German Schools to the Development of Utility Theory“, in: C. Scheer (Hrsg.), Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie XX. Die Ältere Historische Schule: Wirtschaftstheoretische Beiträge und wirtschaftspolitische Vorstellungen, Berlin, S. 157–259.

Hagemann, H. (2009), „Volkswirtschaftslehre in den 1920er Jahren“, in: R. Köster, W. Plumpe, B. Schefold, K. Schönhärl (Hrsg.), Das Ideal des schönen Lebens und die Wirklichkeit der Weimarer Republik. Vorstellungen von Staat und Gemeinschaft im George-Kreis, Berlin, S. 27–46.

Hayek, F. A. (1937), „Economics and Knowledge“, Economica, N.S. 4, S. 33–54.

Hayek, F. A: (1945), „The Use of Knowledge in Society“, American Economic Review, 35, S. 519–530.

Hayek, F. A. (1968), Der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren, Kiel.

Lucas, R. E. Jr. (1988), „On the Mechanics of Economic Development“, Journal of Monetary Economics, 22, S. 3–42.

Machlup, F. A. (1962), The Production and Distribution of Knowledge in the United States, Princeton.

Marschak, J. (1954), „Towards an Economic Theory of Organization and Information“, in: R. M. Thrall u. a. (Hrsg.), Decision Processes, New York und London, S. 187–220.

Neef, D. (Hrsg.) (1998), The Knowledge Economy, Boston u. a.: Butterworth-Heinemann.

Neisser, H. (1959), „The Phenomenological Approach in Social Science“, Philosophy and Phenomenological Research, 20(2), S. 198–212.

Neisser, H. (1965), On the Sociology of Knowledge, New York.

Quah, D. T. (1997), „Increasingly Weightless Economies“, Bank of England Quarterly Bulletin, February, S. 49–56.

Schönhärl, K. (2009), Wissen und Visionen. Theorie und Politik der Ökonomen im Stefan George-Kreis, Berlin.

Schumpeter, J. A. (1911), Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, 2. Aufl., Berlin 1926.

Stevens, C. (1996), „The Knowledge-Driven Economy“, OECD-Observer, June/July.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Inhalt

Das gesellschaftliche Wissen als Reichtumsquelle – Seine Bedeutungsschwankungen von Adam Smith bis heute
Von *Ernst Helmstädter*, Münster 17

Auf der Suche nach den Anfängen einer Wissensökonomie
Von *Dieter Schneider*, Bochum 37

Die Verortung der öffentlichen „Meinung“ in der Wertbestimmung in der älteren deutschen Gebrauchswertschule: J.F.E. Lotz und sein Begriff „gemeine Meinung“
Von *Tetsushi Harada*, Nishinomiya 61

Sprache, Bedeutung und Wissen in der Ökonomie
Von *Elke Muchlinski*, Berlin 83

Humankapital und Wissen
Von *Jochen Schumann*, Münster 103

Knowledge about the Knowledge Economy in the Schumpeterian Perspective
By *Yuichi Shionoya*, Tokio 129

Politische Ökonomie als „Geisteswissenschaft“. Edgar Salin und andere Ökonomen um Stefan George
Von *Bertram Schefold*, Frankfurt am Main 149

Über das Wachstum im Wissen vom Wissen im Wachstum. Eine kritische Bestandsaufnahme der neueren wachstumstheoretischen Literatur
Von *Heinz D. Kurz*, Graz 211

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Das gesellschaftliche Wissen als Reichtumsquelle – Seine Bedeutungsschwankungen von Adam Smith bis heute

Von *Ernst Helmstädter*, Münster

1. Vorbemerkung

Am Anfang der Nationalökonomie wurde das ökonomisch interessierende Wissen in einer spezifischen Weise betrachtet, indem man sich auf das *Wissen aus gesellschaftlicher Interaktion* konzentriert hat. Es folgten später ganz andere, „individualistische" Ansatzpunkte, das Wissen ökonomisch zu erfassen. Die Vorstellung, dass das Wissen „asymmetrisch" verteilt und daraus die Gefahr opportunistischen Partnerverhaltens abzuleiten ist, geht z. B. auf einen solchen individualistischen Ansatz zurück. Ich versuche, die theoriegeschichtliche Betrachtung des ökonomisch zu nutzenden Wissens an diesem Gegensatz zwischen der *gesellschaftlichen* und der *individualistischen* Vorgehensweise zur ökonomischen Erschließung des Wissens abzuhandeln. Die im Laufe der Geschichte der Nationalökonomie zu beobachtenden Schwankungen der Bewertung des Wissens als Reichtumsquelle erscheinen nicht zuletzt durch den wiederholten Wechsel des thematischen Schwerpunktes der Diskussion um das Wissen verursacht. Jedenfalls ist es bisher nicht gelungen, die Wissensproblematik mit einem klaren Umriss im Forschungskanon der Nationalökonomie zu etablieren.

Heute leben wir in der „Wissensgesellschaft". Dieser Blickpunkt ist im Wesentlichen eine Erfindung der am Puls der Zeit forschenden Sozialwissenschaft, insbesondere der Soziologie. Die Nationalökonomie befleißigt sich hingegen einer gewissen Zurückhaltung in dieser Frage. Gleichwohl sollte sie in der Rückbesinnung auf die vom Fach früher schon geleisteten bedeutenden Beiträge zur Rolle des Wissens in der sich entwickelnden Wirtschaftsgesellschaft ohne Weiteres in der Lage sein, das Gewicht ihres Beitrags auch zur Hebung des Diskussionsniveaus ins rechte Licht zu rücken.

Der Vortrag, gedacht als eine kleine Dogmengeschichte der ökonomischen Rolle des Wissens, stellt zunächst in einem kurzen Überblick dar, in welcher Weise die Befassung mit dem Wissen eine spezifische nationalökonomische Perspektive beansprucht. Dann sind die in der Geschichte des Fachs auf das Wissen gerichteten Fragestellungen, wo es zweckmäßig erscheint unter Beachtung der historischen Begleitumstände, zu umreißen. Rätselhaft wird dabei bleiben, wie

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

es immer wieder dazu kommt, dass viel versprechende Ansatzpunkte gleichsam lautlos verstummen und später ohne Zusammenhang mit dem bereits einmal erreichten Diskussionsstand wieder ein ganz neuer Anlauf genommen wird. So erscheint die Vermutung angebracht, dass dieser Gegenstand sich gleichsam dem „kumulativem Fortschritt" (*Helmstädter* 2002a: 5) widersetzt.

2. Wissen: Gut oder Prozess?

Es gibt verschiedene Möglichkeiten, aus der Sicht des Nationalökonomen in die Betrachtung des Wissens einzutreten. Wissen kann beispielsweise als ein wirtschaftliches Gut aufgefasst werden, das ökonomischen Nutzen verspricht.[1] Offensichtlich sieht auch der Titel dieses Beitrags im Wissen ein ökonomisches *Gut.* Aber der Begriff einer *Quelle* erinnert doch auch an einen von der Quelle angestoßenen *Prozess*, durch dessen Entfaltung sich erst das gewünschte Ergebnis einstellt. Mit dem Widerstreit beider Konzeptionen befasst sich dieser Beitrag.

Geht man von der Konzeption eines Gutes aus, so fällt sofort ins Auge, dass es sich beim Wissen um ein besonderes Gut handelt. Es nutzt sich nämlich weder durch den individuellen noch den gesellschaftlichen Gebrauch *ab*, sondern in beiden Fällen nur *auf*! Über die ökonomische Anwendung neuen Wissens entsteht weiteres Wissen. Die Ausbreitung des Wissens in der Gesellschaft bringt allen Vorteile, worauf die Bildungseinrichtungen im Interesse der gesamten Gesellschaft abzielen. Wer eine neue Erfindung macht, kann das dazu erforderliche neue Wissen nicht für sich behalten. Das zu erlangende Patent schützt nur die aus der Erfindung zu ziehenden Nutzungsrechte für eine gewisse Zeit. – Jenes Wissen, von dem gerade die Rede war, nennt man *kodifiziertes* oder *explizites* Wissen.

Es gibt aber auch eine andere Art von Wissen, *implizites* Wissen oder *tacit knowledge*, sagen wir *„eingeschlossenes"* Wissen, das sprachlich nicht oder noch nicht mitteilbar ist. Das ist diejenige Form von Wissen, die in einer ersten Phase der Suche nach neuem Wissen unvermeidlich ist. Dazu gehört aber auch das Erfahrungswissen eines Motorfachmannes, der aus dem Motorgeräusch eine sichere Ahnung davon bekommt, wo etwas nicht stimmt. Diese Art von Wissen spielt in der Wirtschaft eine große Rolle. Es geht aus persönlicher Erfahrung auf dem Boden einer persönlichen Prädisposition hervor. Seine Weitergabe erfolgt recht mühsam durch *Zeigen und Anlernen* am praktischen Beispiel.

---

[1] Diesen Ansatzpunkt wählt *Dominique Foray* (2004: 1) in seiner Monographie „The Economics of Knowledge": „… the object of the economics of knowledge is knowledge (and not information) as an economic good. Its field of analysis covers the properties of that economic good governing its production and reproduction as well as the historical and institutional conditions (such as information technology or patent rights) determining its treatment and processing in a decentralized economy."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Teilhabe am *expliziten* Wissen erscheint demgegenüber leicht zu bewerkstelligen. Dieses Wissen wird in einer kommunizierbaren Sprache veröffentlicht. Niemand ist von der Anwendung auszuschließen und der Nutzen dieses Wissens wird durch vielseitigen Gebrauch nur gesteigert. Solches Wissen ist als ein *öffentliches Gut* zu bezeichnen, das positive externe Effekte hervorbringt. Aber es gibt auch besondere Gutseigenschaften dieses Wissens, die seiner Ausbreitung hinderlich sind (*Foray* 2004: 17f.): Es geht vielfach aus der Kooperation mehrerer Menschen hervor, es verliert sich bei Nichtgebrauch, es besitzt eine gewisse „Klebrigkeit" (stickiness[2]), indem es in der Ausübung nur bei bestimmten Agenten wie von magnetischer Kraft angezogen einrastet.

Wer bei der ökonomischen Betrachtung von den Eigenschaften des *Gutes* Wissen ausgeht, wird sich im nächsten Schritt zum Begriff der *Produktion* von Wissen hingezogen fühlen. Hier zeigen sich dann noch mehr Schwierigkeiten bei der Übertragung ökonomischer Standardbegriffe auf den Umgang mit Wissen. „… there is no production function that can be used to forecast, even approximately, the effect that a unit of knowledge will have on economic performance." (*Foray* 2004: 9)

Solche Schwierigkeiten zu vermeiden, erscheint dadurch möglich, dass man bei der ökonomischen Betrachtung von einem interaktiven sozialen *Prozess* der Findung und Ausbreitung von neuem Wissen ausgeht. Dies ist jedenfalls der Ansatzpunkt, den wir bei Adam Smith und später bei Friedrich A. von Hayek finden, dem wir uns sogleich zuwenden.

Ein allgemeiner Hinweis zu den stillschweigenden Voraussetzungen bezüglich der in einem solchen Prozess interagierenden Agenten und der sonstigen Umstände erscheint noch erforderlich: Ich beschränke mich auf das früher oder später *ökonomisch nutzbare Wissen.* Solches Wissen befindet sich im menschlichen Gehirn. Es verleiht menschlichen Agenten ihre Handlungskompetenz. Im Wesentlichen besteht es in so genanntem „Know How". Das Interesse am Erwerb neuen expliziten und impliziten Wissens hängt ab vom Handlungskontext eines Agenten und von seiner kognitiven Kompetenz oder Prädisposition. Wissen als erworbene Handlungskompetenz bezeichnet man auch als Können, das ist die Fähigkeit, das Wissen im ökonomischen Zusammenhang anzuwenden. Soweit die Hinweise auf die vorauszusetzenden personalen Eigenschaften für das Funktionieren spontaner gesellschaftlicher Prozesse wissensteiliger Interaktion.

[2] „Stickiness raises a number of issues in terms of the organisation of knowledge production, product design, and system integration." (*Foray* 2004: 18).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

3. Adam Smith: Der Prozess der Arbeitsteilung bringt neues Wissen hervor

Die wenigen Buchseiten, die Adam Smith (1723–1790) am Anfang seines *Wealth of Nations* der Arbeitsteilung widmet, enthalten wichtige Überlegungen zur damit einhergehenden Entfaltung des Wissens. In der Arbeitsteilung selbst sieht er den grundlegenden Prozess der Entwicklung der Produktivkräfte und der Vermehrung der Produktion. Und darin besteht sein eigentlicher neuer Beitrag. Dies unterstreicht *Heinrich von Storch* (1819: 3. Bd., 6), nachdem er eine Reihe von Autoren angeführt hat, die sich schon in frühester Zeit mit der Arbeitseilung beschäftigt haben, mit folgenden Worten:

> „Alle diese Schriftsteller zeigen bloß, daß die Arbeitsteilung zur Verkollkommnung der Erzeugnisse diene; dieß fällt von selbst in die Augen und führt zu keiner erheblichen Folge. Smith aber hat dargethan, daß die Arbeitsteilung das Erzeugnis zugleich in hohem Maße vermehrt, und daß hierin ihr größter Nutzen besteht, weil sie dadurch eine Quelle des Überflusses an allen Hervorbringnissen der Arbeit wird."

Adam Smith (1776/1992: 10) nennt drei Gründe, wodurch die Produktivität der Arbeit durch Arbeitsteilung gesteigert wird:

1. die Geschicklichkeit des einzelnen Arbeiters erhöht sich,
2. die Übergangszeiten zwischen den verschiedenen Arbeitsstufen werden geringer,
3. es kommt zur Erfindung von Maschinen.

Gemäß dem dritten Grund findet sich mit der Arbeitsteilung auch neues Wissen ein. Zunächst gilt allgemein, dass es bei Vereinfachung der Arbeitsverrichtung durch arbeitsteilige Spezialisierung nahe liegt zu überlegen, ob ein maschineller Vorgang die Leistung übernehmen könnte. *Adam Smith* (1776/1996: 13–15) sieht erfinderische Impulse sich entfalten,

1. wenn ein Maschinenarbeiter selbst aus seiner Erfahrung im Umgang mit den verfügbaren Maschinen auf Verbesserungsvorschläge kommt,
2. wenn die Maschinenherstellung ein neuer Berufszweig wird und sich neue Spezialisten damit befassen,
3. wenn „philosophers or men of speculation" in die Lage kommen, darüber zum eigenenVorteil nachzudenken, wie man unterschiedliche Gegenstände miteinander kombinieren könnte. Im Ergebnis führen diese Impulse zu einer beachtlichen Entfaltung des Wissens: „Each individual becomes more expert in his own peculiar branch, more work is done upon the whole, and the quantity of science is considerably increased by it." (1776/1996: 14)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Man kann also durchaus feststellen, dass Adam Smith, trotz der wenigen Bemerkungen, die er auf die Frage verwendet, eine genaue Vorstellung davon hatte, dass die Arbeitsteilung nicht nur die physischen Produktivkräfte, sondern zugleich damit auch die geistigen Fähigkeiten des Menschen zu entwickeln vermag. Diese Einsichten schienen zwei Bewunderern seiner Darstellung des Prozesses der Arbeitsteilung, Heinrich von Storch (1766–1835) und Charles Babbage (1791–1871), angesichts der Bedeutung des Gegenstandes nicht ausreichend. Beide haben deshalb vorgeschlagen, dem Prozess der Arbeitsteilung einen besonderen Prozess der Wissensteilung an die Seite zu stellen. (Helmstädter 2004 a und b) Beider Ansatzpunkte unterscheiden sich insofern nur wenig. Sie führen beide zu dem Vorschlag einer die *Arbeitsteilung* ergänzenden *Wissensteilung*.

Heinrich von Storch (1819) liefert mit seinem Entwurf einer „Lehre von den unkörperlichen Gütern" theoriegeschichtlich eine erste institutionenökonomische Grundlegung der Marktwirtschaft. Er hat damit den die Marktwirtschaft ermöglichenden Kranz an gesellschaftlichen Institutionen als ein umfassendes Netz von formellen und informellen Regeln vorgestellt, deren Errichtung und Sicherung Dienstleistungen erfordert. Den Begriff der Wissensteilung belegt er mit der Bezeichnung der „Theilung der unkörperlichen Arbeit" und stellt fest: „Die Theilung bringt bei den unkörperlichen Arbeiten den nämlichen Nutzen für die Ausbildung der Gesellschaft hervor, den sie bei der Gewerbsarbeit für das Volksvermögen hat." (Bd. I, 350) *Charles Babbage* (1835) sieht in der aus der Arbeitsteilung sich ergebenden Vereinfachung der Tätigkeiten ein Prinzip, das nicht nur bei „mechanical operations", sondern in entsprechender Weise auch bei „mental operations" nutzbar zu machen ist, so dass „the division of labour can be applied with equal success to mental as to mechanical operations, and that it ensures in both the same economy of time." (1835: 191).

Diese beiden Versuche, dem großen Erfolgsmodell Arbeitsteilung einen Nachbau als Wissensteilung zuzugesellen, ist vom Fach nicht angenommen worden. Das mag verschiedene Gründe haben. Zur Arbeitsteilung gehört der Warenaustausch. Ohne sie hinge der Umfang des Warenaustauschs von Unterschieden ab, die von den natürlich gegebenen Produktionsvorteilen begrenzt würden. Wie wir heute an der rasanten Entwicklung der Globalisierung der Produktion sehen, sind die Grenzen der Arbeitsteilung und damit die des Warenaustauschs noch immer nicht erreicht. Der Wissensteilung ist kein solches unmittelbar wirtschaftliches Interaktionssystem angeschlossen, das wie der Warenaustausch den Kern der Marktwirtschaft ausmacht. Die ökonomischen Auswirkungen der Wissensteilung erfolgen indirekter und auf längere Sicht. Ferner sind die Interaktionen im Rahmen der Wissensteilung von ganz anderer Art als jene der Arbeitsteilung. Die betreffenden spontanen Interaktionen benötigen besondere Institutionen. Freilich gibt es ebenso wie bei der Arbeitsteilung Wettbewerb, aber keinen wirtschaftlichen Wettbewerb.[3] Darauf wird später noch zurückzukommen sein.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ein Beispiel für das Desinteresse, aus welchen Gründen auch immer, an der Wissensteilung liefert Karl Heinrich Rau (1792–1870), dessen Lehrbuch der politischen Ökonomie im 19. Jahrhundert großen Einfluss hatte. Er hat das dreibändige Werk von Heinrich von Storch aus dem Französischen ins Deutsche übersetzt, was man doch als ein Zeichen seines Interesses an diesem Werk ansehen darf. In seinem eigenen Lehrbuch findet sich jedoch kein einziger Hinweis auf „innere Güter" oder die „Theilung der unkörperlichen Arbeit".

Sucht man nach der wirtschaftlichen Rolle des Wissens in der klassischen und nachklassischen Literatur, so lassen sich Einzelhinweise bei den meisten Autoren der Zeit finden. Ich führe dazu nur zwei Beispiele an. Jean Baptiste Say (1767–1832) befasst sich – zu Beginn des 19. Jahrhunderts – ausführlich mit der Arbeitsteilung und in diesem Zusammenhang auch mit dem Wissen:

> „La plupart des découvertes même que les savans ont faites, doivent être attribuées à la division de travail, puisque c'est par une suite de cette division, que des hommes se sont occupés à étudier de certaines branches de connaissance exclusivement à toutes les autres; ce qui leur a permis de les suivre beaucoup plus loin." (1803: Tome 1, 58)

Und bei Alfred Marshall (1842–1924) lesen wir am Ende des 19. Jahrhunderts: „Knowledge is our most powerful engine of production." (1890/1964: 115) Beide Zitate mögen hier einen ausreichenden Beleg dafür liefern, dass in dieser Phase der Geschichte der Nationalökonomie die wirtschaftliche Bedeutung des Wissens klar erkannt worden ist, wenngleich eine systematische Befassung mit diesem Gegenstand nicht stattgefunden hat. Sie hätte sich an die Entwürfe von Heinrich von Storch und Charles Babbage anlehnen können.

4. Schumpeter: das Wissen und die Entwicklung der Wirtschaft[4]

Die Vorstellung, die industrielle Revolution sei vor allem der Entfaltung des Wissens und seiner ökonomischen Nutzung zu verdanken, scheint über das ganze 19. Jahrhundert im Fach herrschend gewesen zu sein. Joseph A. Schumpeter (1883–1950) beruft sich jedenfalls auf diese, von ihm nicht näher belegte „unausgesprochen zweifellos herrschende" Meinung, um ihr sogleich mit Nachdruck zu widersprechen:

---

[3] Zu den unterschiedlichen Arten von Wettbewerb siehe meinen Beitrag „Wettbewerb als Rangordnungsverfahren" (2006).

[4] Siehe hierzu auch meinen Beitrag „The Role of Knowledge in the Schumpeterian Economy" (2007).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Es ist die Auffassung, daß in diesem technischen und organisatorischen Fortschritt ein selbständiges Element liegt, das sein Entwicklungsgesetz in sich selbst trägt und wesentlich auf dem Fortschritte unseres Wissens beruht.“ (1912: 480)

Gegen diese Auffassung, die Schumpeter im Sinne einer organisch sich entfaltenden Entwicklung mit dem Wissen in der Führungsrolle interpretiert, setzt er seine eigene Vorstellung von der wirtschaftlichen Entwicklung. Sie sieht in der Entwicklung „essentiell eine Störung des Gleichgewichts“ (2. allgemeiner Satz zur wirtschaftlichen Entwicklung, 1912: 490) und eine Abfolge von je singulären Schüben oder, in seiner Sicht, Wellen:

„Die wirtschaftliche Entwicklung ist keine organische Einheit in ihrer Gänze, sondern sie besteht aus aneinander anschließenden, aber relativ selbständigen Teilentwicklungen… Danach vollzieht sich die Entwicklung der Wirtschaft gleichsam in Wellenform, wobei jede dieser Wellen ihr eigenes Leben für sich hat. Gleichsam ruckweise verändert sich das Niveau der Volkswirtschaft, …“ (3. allgemeiner Satz, 1912: 490)

Solche Veränderungen stellen sich nicht von alleine ein. Sie bedürfen der unternehmerischen Tat. So übernimmt der Pionierunternehmer die Rolle des „Agens der Entwicklung“ (1912: 147):

„Ein steter Anstoß geht von ihm aus. Er ist ein Agens der Entwicklung insofern, als er eine stete Quelle von Veränderungen auf dem Felde der Wirtschaft ist, und er ist das Agens der wirtschaftlichen Entwicklung, weil er eine Veränderung der Wirtschaft aus der Wirtschaft selbst heraus erzeugt.“ (1912: 147)

Es geht Schumpeter also darum, die wirtschaftliche Entwicklung *endogen* zu erklären. „Erfindungen“ und „praktische Fortschritte in den Produktionsmethoden“ können nach Schumpeter eine solche Erklärung nicht liefern, da sie „die wirtschaftliche Entwicklung nicht hervorrufen“, sondern „eher ihre Folge“ sind. (1912: 479) Das kann nur heißen, dass die Entwicklung den Erfahrungshorizont erweitert, wodurch sich dann bisher unbekannte Handlungsmöglichkeiten eröffnen. Neu zu findende Ideen setzen sich jedoch nicht von selbst in gesellschaftliches Handeln um:

„Der bloße neue Gedanke allein genügt nicht und setzt sich nie ‚von selbst‘ durch, d. h. in der Weise, daß er von den Beteiligten ohne weiteres ernstlich erwogen und durch freien Entschluß akzeptiert wird… Der Vorgang ist vielmehr der, daß der neue Gedanke von einer kraftvollen Persönlichkeit aufgegriffen und durch ihren Einfluß durchgesetzt wird.“ (1912: 543)

Die Schumpeterschen Argumente gegen die herrschende Lehre, wonach der Fortschritt des Wissens die wirtschaftliche Entwicklung bewirkt hat, leuchten durchaus ein, wenn man den Blick in enger Weise auf den Wirkungszusammenhang zwischen Wissen und Wirtschaft richtet. Erfindungen können nicht als

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

solche in die Wirtschaft eintreten, sondern nur über Produkt- oder Verfahrensinnovationen. Dass es dafür zusätzlicher konkreter Umsetzungsschritte bedarf, liegt auf der Hand.

In einem weiteren Sinne kann der Fortschritt des Wissens gleichwohl als notwendige, wenn auch nicht alleine schon hinreichende Bedingung für die wirtschaftliche Entwicklung gelten. Denn ohne diesen Fortschritt gäbe es die Entwicklung nicht. Geht man davon aus, dass die wirtschaftliche Entwicklung einem Komplex von Erfolgsbedingungen zu verdanken ist, so mag man fragen, welche Komponente unter den jeweiligen historischen Gegebenheiten besonders wichtig ist. Zu Beginn der Industrialisierung, die Schumpeter in seiner „Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung" (1912) vor allem im Auge hat, mag es wegen der vorangehenden jahrhundertelang gedämpften Entwicklung einen vergleichsweise großen Vorrat an wirtschaftlich nutzbarem Wissen gegeben haben. Mit der neuen Gewerbefreiheit eröffneten sich Chancen ihrer nachholenden Ausnutzung. So erscheint es plausibel, den knappen Faktor auf der Seite der Unternehmerpersönlichkeiten auszumachen. Dass Schumpeter in deren Aktivität „das Agens" der Entwicklung unter den gegebenen Startbedingungen angesehen hat, ist nachvollziehbar.

Die Entwicklungsbedingungen in der Mitte des 20. Jahrhunderts stellen sich in *Schumpeters* späterem Beitrag „Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie" (1950) jedoch beträchtlich gewandelt dar. Die Investitionschancen gehen zurück (10. Kapitel), die Unternehmensfunktion veraltet (12. Kapitel, I), die institutionellen Rahmenbedingungen der „kapitalistischen Gesellschaft" zerfallen (12. Kapitel, II und III). So ergibt sich eine neue Lage:

> „… das Erfinden selbst ist zu einer Routinesache geworden. Der technische Fortschritt wird in zunehmendem Maße zur Sache von geschulten Spezialistengruppen, die das, was man von ihnen verlangt, liefern und dafür sorgen, daß es auf die vorausgesagte Weise funktioniert. Die frühere Romantik des geschäftlichen Abenteuers schwindet rasch dahin, weil vieles nun genau berechnet werden kann, was in alten Zeiten durch geniale Erleuchtung erfasst werden musste." (1950: 215)

Dem Wissen kommt also eine neue Bedeutung für die wirtschaftliche Entwicklung zu. An die Stelle des impliziten Wissens der wagemutigen Unternehmer in der frühen Phase des Kapitalismus tritt das explizite Wissen geschulter Fachleute, die jetzt das Heft in die Hand nehmen. Man hat den Eindruck, dass die Stagnationserfahrungen der dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts und die Verhältnisse der großindustriellen Produktion in den USA die Einschätzungen des Autors beeinflusst haben. Schumpeters These von der stärkeren Innovationskraft der Großunternehmen ist indessen längst der Einsicht gewichen, dass die innovatorische Findigkeit kleiner und mittlerer Unternehmen insgesamt den Ton angibt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Schumpeterschen Vorstellungen von der Rolle des Wissens in der wirtschaftlichen Entwicklung zeigen ein Doppelgesicht: In der Anfangsphase der Industrialisierung spielt das eigentliche Wissen neben dem unternehmerischen Gestalter mit der „genialen Erleuchtung" eine durchaus passive Rolle, 150 Jahre später wird die Entfaltung des expliziten Wissens, man kann wohl auch sagen des wissenschaftlichen Wissens, zum entscheidenden Faktor. Es erscheint gleichwohl angebracht, Schumpeters Darstellung der wirtschaftlichen Rolle des Wissens, die ihm gewiss etwas skizzenhaft und vielleicht sogar widersprüchlich geraten ist, nicht aus dem Blick zu verlieren. Neu sortiert kann sie auch in der heutigen Entwicklung einen wichtigen Beitrag zu dieser Frage liefern. Dies wird im weiteren Verlauf unserer Erörterung noch zu bedenken sein.

Die in der Klassik aufgeworfene Frage der Entfaltung des Wissens im Gefolge der Arbeitsteilung hat Schumpeter nicht aufgegriffen; das haben nur Heinrich von Storch und Babbage unternommen. Aber der daraus erwachsenen Vorstellung von der dominierenden Rolle der Entfaltung des Wissens in der wirtschaftlichen Entwicklung hat Schumpeter den Garaus gemacht. Einen vollen und dauerhaften Erfolg hat er damit jedoch nicht erzielt.

5. Hayek: das Wissen aus dem wirtschaftlichen Wettbewerb

Friedrich A. von Hayeks (1899–1992) Presidential Address an den London Economic Club vom 10. November 1936 über „Economics and Knowledge" (1937) und sein Artikel über „The Use of Knowledge in Society" (1945) setzen einen herausragenden Markstein in der Theoriegeschichte der ökonomischen Rolle des Wissens. Er schließt die Diskussion um die Möglichkeit rationaler Wirtschaft unter sozialistischen Bedingungen aus der Mitte der zwanziger Jahre geradezu fulminant und überzeugend ab. Man muss wissen, wo diese Diskussion damals angelangt war, um zu verstehen, weshalb diese Beiträge auf zwei ganz unterschiedliche Dinge eine Antwort zu geben versuchen. Diese Diskussion hatte über die gleichgewichtstheoretischen Beiträge von Vilfredo Pareto (1848–1923) und Enrico Barone (1859–1924) zu der Einschätzung geführt, dass auch unter sozialistischen Bedingungen rationales Wirtschaften möglich ist. Mit *Schumpeter* (1950, 295) lautet das Ergebnis der Diskussion:

> „Jede Art von zentralistischem Sozialismus kann daher mit Erfolg über die erste Hürde – logische Bestimmtheit und innere Widerspruchslosigkeit der sozialistischen Planung – setzen, so daß wir gut daran tun, sogleich auch die zweite zu nehmen. Sie besteht aus der ‚praktischen Unmöglichkeit', auf die sich nun anscheinend die meisten anti-sozialistischen Ökonomen gern zurückziehen möchten, nachdem sie auf rein logischem Gebiet eine Niederlage erlitten haben."

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zu diesen Ökonomen zählt Schumpeter neben Robbins auch *Hayek* (1950: 295, Anm. 11). In seinen Beiträgen zur Rolle des Wissens in der Wirtschaft sah sich Hayek vor die Aufgabe gestellt, einerseits zu zeigen, was die Gleichgewichtstheorie einer stationären Marktwirtschaft auszusagen vermag und andererseits darzulegen, was in ihr nicht enthalten ist, jedoch als praktische Aufgabe durch die Dispositionen der marktwirtschaftlichen Agenten gelöst wird. Hayeks Ergebnis lautet auf einen kurzen Nenner gebracht: Der wettbewerbliche Prozess des Warenaustauschs einer arbeitsteiligen Wirtschaft verschafft den teilnehmenden Agenten ein partitioniertes Wissen über die sie interessierenden Preise, über deren laufende Änderung und über die sonstigen aktuellen Umstände von Zeit und Ort des Marktgeschehens derart, dass sie rationale Dispositionen zu treffen in der Lage sind, die die Wirtschaft zu einem allgemeinen Gleichgewicht tendieren lassen. Hayeks Bezugnahme auf diese Diskussion fehlt im Beitrag von 1936/37 und ist im Beitrag von 1945 lediglich am Ende (1945 529: Anm. 1) angeführt. Die Auseinandersetzung mit der Gleichgewichtstheorie erscheint auf diese Weise das ausschließliche Ziel seiner beiden Beiträge zu sein. Tatsächlich liefert diese theoretische Arena nur den Hintergrund für die wirtschaftspolitische Diskussion um die Wirtschaftsrechnung im Konkurrenzsozialismus (*Kruse* 1959: 339–346).

Betrachten wir nun die Hayekschen Darlegungen zur Entdeckung des Wissens, das für das Handeln der marktwirtschaftlichen Agenten erforderlich ist, etwas näher. Diese Agenten nehmen am Wettbewerb teil. Sie nehmen den Austauschprozess der arbeitsteiligen Wirtschaft nur ausschnittweise wahr und reagieren spontan auf die Preissignale und deren Änderungen. Es fehlt ihnen die von der Gleichgewichtstheorie zugesprochene vollkommene Information über das Marktgeschehen, sie handeln nicht „momentan“, sondern benötigen dazu Zeit, ferner agieren sie nicht ohne räumliche Restriktionen, sondern im geographischen Raum. Es geht darum, wie der spontane gesellschaftliche Prozess damit zurechtkommt, dass seine Agenten nur über Bruchstückwissen verfügen und niemand ein Wissen über die Marktwirtschaft in ihrer Gesamtheit verfügt. Darin besteht der „character of the fundamental problem“ (1945: 520). Die Aufgabe lautet: „… we must show how a solution is produced by the interactions of people each of whom possesses only partial knowledge.“ (1945: 530) Die Lösung besorgt der Wettbewerb als Entdeckungsverfahren. Er entdeckt das Wissen über die relevanten Preise und die konkreten individuellen Handlungsbedingungen. Dieses Wissen ist und bleibt implizites Wissen der einzelnen Wettbewerbsagenten. Dessen Kodifizierung ist schon wegen der laufenden Änderungen der Marktbedingungen nicht möglich. Man kann diese Art von Wissen Wettbewerbswissen oder Hayek-Wissen[5] nennen.

[5] Ich habe dieses Wissen an anderer Stelle *Wissen I* genannt (2004b: 46).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Hayek begreift diesen Wissensfindungsprozess als das Nebenprodukt des wettbewerblichen Austauschprozesses im Gefolge der Arbeitsteilung. Dort entsteht das Preissystem, mit dem umzugehen, auch solange es noch unverstanden war, der Mensch seit Urzeiten gelernt hat: „Through it not only a division of labour but also a coordinated utilization of resources based on an equally divided knowledge has become possible.“ (1945: 528) Die Wissensteilung blieb im Fach völlig unbeachtet, während die Arbeitsteilung von Anfang an ein zentraler Gegenstand war:

> „But while the latter [division of labour, E.H.] has been one of the main subjects of investigation ever since the beginning of our science, the former [division of knowledge, E.H.] has been as completely neglected, although it seems to me to be the really central problem of economics as a social science.“ (1937: 49)

Die Frage der Wissensteilung richtet sich nicht nur auf das im Austauschprozess zu gewinnende Wissen. Auch die Wissenschaften leben von der Spezialisierung. Sie ist auch hier nur im gesellschaftlichen Rahmen möglich. Die Spezialisierung muss stets ein Prozess der gesellschaftlichen Kooperation ergänzen. Dies besorgt bei der Arbeitsteilung der zugehörige Austauschprozess. So muss man sich fragen: Welcher Prozess entspricht nun bei der Wissensteilung dem Austauschprozess bei der Arbeitsteilung? Die besorgt ein eigener Prozess der *Teilhabe am Wissen* (*sharing of knowledge*) bei der Ausbreitung des Wissens. Diesen kooperativen Aspekt verfolgt Hayek nicht. Er fragt auch nicht danach, ob der Wettbewerb auch außerhalb der Wirtschaft als Suchprozess nach neuem Wissen funktionieren kann. Doch ist es nur ein kleiner Schritt von seinen Überlegungen ausgehend, nicht nur die Wissensteilung im Rahmen der Arbeitsteilung zu betrachten, sondern den Bogen weiter zu spannen. Damit befasst sich das abschließende Kapitel dieses Beitrags.

6. Machlup und der Wissenssektor

Fritz Machlup (1902–1983) hat das Thema Wissen in der Wirtschaft in mehrfacher Hinsicht in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts und später vorangebracht. Er hat dem Hayekschen Beitrag große Bewunderung gezollt: „Eine der originellsten und bedeutendsten Ideen, die Hayek entwickelte, ist die Rolle der ‚Wissensteilung‘ in der Wirtschaftsgesellschaft.“ (1977: 41) Als President elect der American Economic Association (1966) hat er als Thema der Jahrestagung 1965 „Knowledge Production and Innovation“ gewählt. Auf dieser Tagung hielt Kenneth E. Boulding (1966) die Richard T. Ely Lecture über „The Economics of Knowledge and the Knowledge of Economics“, auf fünfzehn Sitzungen dieser Konferenz sind Fragen des Tagungsthemas behandelt worden. Vor allem aber hat Machlups posthum erschienene umfangreiche (644 Seiten) Monographie „The

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Economics of Information and Human Capital“ (1984) großen Einfluss auf die Diskussion um Information und Wissen gehabt.

Darin unterstreicht er die Bedeutung des Beitrags der österreichischen Schule, insbesondere Carl Mengers. Dort habe man sich stets mit Fragen des persönlichen Urteils, „based on the individual actors’ partial, erroneous, and always uncertain knowledge“ (1984, 16) befasst. Diese Fragilität des Wissens bestimmt den Tenor des Werkes, dessen Thesen hier nicht im Einzelnen vorzutragen sind. Der Schwerpunkt der Analyse liegt stärker auf *Information* als auf *Knowledge*. Den Unterschied erläutert Machlup wie folgt: „informing is a process or activity, whereas knowing is a state of mind. To be consistent, one would use the noun ‚information‘ to denote the process or the activity, and the noun ‚knowledge‘ for the state of knowing.“ (1984: 5) Die Wörterbücher würden Information häufig als eine Art von Wissen bezeichnen, eben als „Bescheid wissen“, doch nie Wissen als eine Art von Information. Manche Autoren würden keinen Unterschied zwischen beiden Begriffen machen. So zieht es Machlup selbst vor, „the pleonastic phrase ‚knowledge and information‘ even where the first term alone would suffice“,[6] beizubehalten (1984: 5)

Wenn Wissen einen Zustand meint, dann liegt es nahe, diesen Zustand als Kapitalstock, d. h. als Bestandsgröße zu betrachten. Der Teil II der Monographie betrachtet dementsprechend auf über 200 Seiten „Knowledge as Human Capital“.

Als eine weitere Besonderheit des Machlupschen Werkes darf man die Versuche bezeichnen, den Boden für empirische Analysen zu bereiten und durch taxonomische Entwürfe das neue Fachgebiet zu gliedern. In diesem Zusammenhang ist beiläufig auch auf das Werk von D. W. Jorgenson (1995) und auf die ausufernde Statistik der Wissensindikatoren zu verweisen. Jorgenson hat den Humankapitalstock der USA in der Weise abgeschätzt, dass er den Kapitalwert der Einkommen der Wissensarbeiter berechnet hat. So hat er festgestellt, dass der Wert des Humankapitals sich auf das Zehnfache (!) des Sachkapitalwertes beläuft, und die laufenden Humankapitalinvestititonen fünfmal höher als die Sachkapitalinvestitionen sind (*Helmstädter* 2002b: 131). Die OECD hat gerade ihren 7. Band veröffentlicht, der „the latest internationally comparable data to explore the growing interaction between knowledge and globalisation at the heart of the ongoing transformation of OECD economies“ (2005: 3) zusammenfasst. Aber es zeigt sich dabei, dass es nur wenige Indikatoren gibt, die die Wissens-

[6] Diese begriffliche Beliebigkeit muss man gewiss nicht teilen. Ich selbst ziehe die deutliche Unterscheidung beider Begriffe unter folgenden Gesichtspunkten vor: Neues Wissen aufzunehmen, verlangt einen Lernvorgang. Wenn er gelingt, steigt die Handlungskompetenz. Die Aufnahme einer Information verlangt dagegen keine besondere Lernbemühung. Wenn die Information eingegangen ist, hat sich der Datenkranz, unter dem gehandelt wird, erweitert, nicht die Handlungskompetenz als solche.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aktivitäten betreffen. Dazu zählen die Zahlen zur Beschäftigung qualifizierter Mitarbeiter und die erteilten Patente. Unter dem Titel des Abschnitts „D. ICT: An enabler of the knowledge society“ werden die Investitionen und weitere Kennziffern des Telekommunikationssektors aufgeführt. Die Titel zu E und F versprechen Informationen über das Wissen[7]. Die veröffentlichten Zahlen betreffen jedoch die Außenhandels- und Industriestatistik. Ich führe diese Beispiel hier nur an, um zu zeigen, dass die empirische Forschung zur Rolle des Wissens in der Wirtschaft und die Daten hierfür noch nicht dem Anspruch genügen, den Prozess der Wissensteilung der Sache nach zureichend abzubilden. Die Dinge, um die es dabei geht, werden gewiss nie zu dem umfassenden Zahlenwerk zur Darstellung der Arbeitsteilung aufschließen können. Es fehlt hier grundlegend an der Zählbarkeit und der Bewertung der Wissensaktivitäten.

7. Zur Entwicklung der Wissensdiskussion im Zeichen der Informationsökonomik

Wie oben bereits angedeutet, interessiert die Rolle des Wissens und wohl eher noch der Information in dieser Phase unter einem individuellen oder mikroökonomischen Aspekt. In dieser Phase entwickelt sich, bedingt durch die Entfaltung der digitalen Technologie die *Informatik* und die *Informationsökonomik*. Der damit einhergehende Dachbegriff der *Informationsgesellschaft* hat sich jedoch nicht lange gehalten und ist in den 1980er Jahren dem der *Wissensgesellschaft* gewichen. Ich finde darin drückt sich aus, dass der Begriff des Wissens der Menschen und die ihnen aus dem Wissen zuwachsende Handlungskompetenz die gesellschaftliche Entwicklung dieser Phase inhaltlich besser trifft.

Ich bediene mich bei der Skizzierung der großen Linien der Entwicklung der informationsökonomischen Diskussion[8] eines Beitrags von *Cristiano Antonelli* (2006). Dort ist der Sachverhalt umfassend und übersichtlich unter dem Aspekt der politischen Führungsaufgabe dargestellt.

Am Anfang der Entwicklung steht Kenneth Arrows (1962) Beitrag auf der Basis des Wissens als öffentliches Gut. Der Markt kann deshalb die Entwicklung des Wissens nicht zureichend regeln. Der Staat muss die Bildungseinrichtungen finanzieren und Forschungsanstrengungen der Wirtschaft fördern. Staatliche Bildungseinrichtungen werden sich auf das allgemeine wissenschaftliche Wissen und private (insbesondere große) Firmen auf das Wissen im engen Anwendungszusammenhang spezialisieren. Diese Modellannahmen werden anfangs der 80er

[7] E. Knowledge flows and the global enterprise; F. The impact of knowledge on productive activities.

[8] Zur Entwicklung der informationsökonomischen Diskussion über das Wissen siehe auch den Beitrag von *Richard Sturn* und *Martin Held* (2004).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Jahre durch die Vorstellung vom privat verwertbaren impliziten Wissen (*Nelson*, *Winter*: 1982) abgelöst. Das explizite wissenschaftliche Wissen geht diesem Wissen nicht voran, sondern folgt ihm. Das technologische Wissen ist die Sache der privaten Wirtschaft. Deren Eigentumsrechte werden dadurch wichtig. Der Ton liegt jetzt auf der Privatisierung des öffentlichen Guts Wissen. Insgesamt zeichnet sich folgende Entwicklung ab:

> „Scientific capitalism is based upon scientific entrepreneurship, effective intellectual property rights systems, academic patenting, venture capitalism, initial public offering and financial institutions, including dedicated stock exchange systems (Nasdaq) where the new ventures can be assessed and possibly recombined with existing companies, by means of mergers and acquisitions. Technological knowledge can flow within the economic system embedded in new companies.“ (*Antonelli* 2006: 14)

Die Entwicklung geht dann weiter mit der Auffassung des Wissens als Prozess, der positive externe Effekte freisetzt. Jetzt kommt es darauf an, den Interaktionsprozess der Wissensagenten zu fördern. Und der wird begünstigt durch lokale Zusammenarbeit. Die bisherige Option: *temporäre Monopolisierung und dynamische Effizienz* gegen *Wettbewerb und statische Effizienz* wird abgelöst durch eine neue Alternative: *Eigentumsrechte* gegen *Wissen*. Die Figur 1 veranschaulicht diese beiden Trade-off-Beziehungen während der zwei unterschiedlichen Entwicklungsphasen der Informationsökonomik. Mit der Annahme, dass das Wissen ein interaktiver Prozess ist, stehen die Eigentumsrechte der Entfaltung des Wissens im Wege. Wir sehen also, dass die oben erörterte Frage, ob im Wissen ein Gut oder ein Prozess – mit externen Effekten – zu sehen ist, beträchtliche Schlussfolgerungen nach sich zieht.

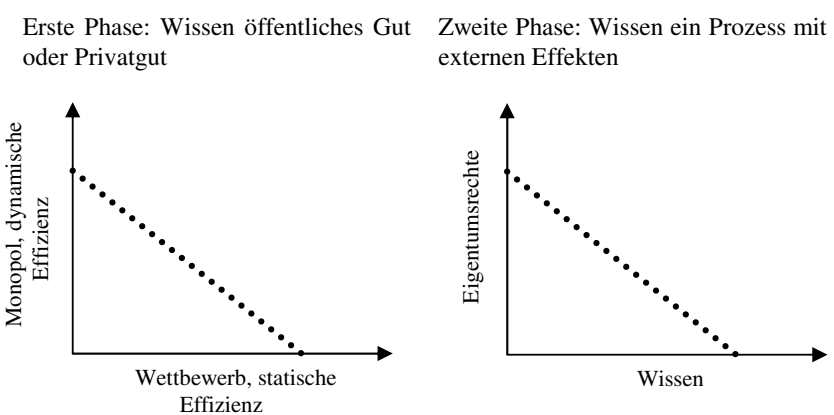

Abbildung 1: Zwei alternative Trade-off-Beziehungen der Informationsökonomik.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Doch die Entwicklung bleibt hier nicht stehen. Antonelli schließt mit der Feststellung:

> „Economics of information provides important tools to understand the details of knowledge governance mechanisms. Both the forms and the characteristics of knowledge have a direct bearing on the costs related to knowledge transactions, knowledge interactions and the internal coordination of knowledge generation and hence on knowledge governance mechanisms and knowledge governance modes. Firms combine knowledge governance mechanisms and select governance modes according to the characteristics of knowledge and costs of using markets, hierarchies and the wide spectrum of hybrid forms of governance.“ (2006: 58)

Hiernach scheint kein Problem ausgelassen zu sein. Die Informationsökonomik bietet ein breites Feld an mikroökonomisch orientierten Modellen zum optimalen Umgang mit dem für eine Firma nützlichen Wissen. Lösungsansätze der Evolutorischen Ökonomik und der Neuen Institutionenökonomie finden Berücksichtigung.

8. Zur Wiederaufnahme des Ansatzes der Wissensteilung

Der Ideenreichtum der Informationsökonomik zur Wissensproblematik ist gewiss beeindruckend. Und ihre Entwicklung ist vielleicht noch nicht abgeschlossen. Die Vielfalt an Wissenseigenschaften beeindruckt, verwirrt aber auch. Es erscheint alles möglich und wir wissen nicht, was wirklich zählt. Ich vermisse an den informationsökonomischen Lösungsvorschlägen zur ökonomischen Rolle des Wissens außerdem die gesamtgesellschaftliche Sicht, den ordnungspolitischen Rahmen, der Orientierung in einem komplexen Feld bietet. Aus meiner Erfahrung damit scheint es mir nahe liegend, mit der ursprünglichen Vorstellung von der Wissensteilung Ernst zu machen und sie als einen eigenen Interaktionsbereich mit seinen besonderen Formen des Wettbewerbs und der Kooperation unter Verwendung institutionenökonomischer Erfahrungen neben dem arbeitsteiligen Interaktionsbereich zu begreifen. Ich schließe also hier die dogmenhistorische Betrachtung mit einem Wunschbild von der zu beschreitenden Weiterentwicklung eines eigenen Fachgebiets, wie ich es in meinen bisherigen Veröffentlichungen zur Wissensteilung vorgestellt habe.

Ausgehend von den aus der Spezialisierung zu ziehenden Vorteilen muss für das Wissen der spontan handelnden Agenten einer Gesellschaft gelten, dass jeder Agent seinen Fähigkeiten und Interessen entsprechend einen Beitrag zum Wissen der Gesellschaft leisten soll. Es ist anzunehmen, dass jeder Agent mit anderen Agenten zu tun hat. So stellt sich sogleich die Frage, ob er in kooperativer oder kompetitiver Form interagiert und was der Gegenstand der Interaktion ist. Beides hängt miteinander zusammen. Wissensteilige Interaktionen beziehen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sich auf die *Teilhabe* am Wissen anderer, nicht auf den *Austausch* von Wissen gegeneinander. Nur handelbare Güter und Leistungen sind austauschbar. Bernard Shaw hat gesagt:

> „If you have an apple and I have an apple and we exchange these apples then you and I still each have one apple. But if you have an idea and I have an idea and we exchange these ideas, then each of us will have two ideas."

Die Sache wäre allerdings besser getroffen, wenn der Schriftsteller nicht das gleiche Wort *exchange* für ganz verschiedene Dinge benutzt hätte. Denn im ersten Fall gibt jeder seinen Apfel weg, im zweiten teilt jeder dem andern seine Idee mit. Es müsste eigentlich im zweiten Fall heißen „and we *share* these ideas"!

Dass jemand in der Lage ist, am Wissen anderer teilzuhaben, setzt voraus dass er lernfähig und lernwillig ist. Die Lernfähigkeit hängt von der bisherigen Erfahrung und der kognitiven Kompetenz eines Agenten ab und die Lernwilligkeit vom Handlungskontext, der sein Lerninteresse leitet.

Das typische Interaktionsumfeld der Wissensteilung sind kleine Gruppen oder Gemeinschaften. Man unterscheidet praktische Gemeinschaften und wissenschaftliche Gemeinschaften. Es ist zweckmäßig, die Interaktion in wissenschaftlichen Gemeinschaften als Musterfall vorauszuschicken. Hier herrschen folgende Institutionen: der wohldefinierte Gegenstand der Betrachtung, die für die Kommunikation erforderliche Fachsprache, die Regeln der kooperativen und kompetitiven Interaktion.

Der Wettbewerb erfolgt in der Form des Status- oder Reputationswettbewerbs. Die Mitglieder der Gemeinschaft beteiligen sich alle in gleicher Weise als Wettbewerber an der Interaktion. Sie handeln nicht als Anbieter und Nachfrager von neuem Wissen, sondern stellen ihren Beitrag den anderen Mitgliedern zur Begutachtung vor und erwarten von ihnen eine Anerkennung. Diese Anerkennung kann in der Verwendung des Untersuchungsergebnisses und entsprechender Zitation bestehen. Bei der Kooperation verfolgen mehrere Agenten ein gemeinsames Ziel und stehen als Gruppe mit anderen Agenten im Wettbewerb. Die Motivation der „Wissensarbeiter" ist im Prinzip intrinsisch verankert.

Reputationswettbewerb ist wie der wirtschaftliche Wettbewerb ein Suchverfahren. Gesucht ist hier neues Wissen. Die offene Beteiligung und die spontane Entfaltung des Wettbewerbsprozesses garantiert den bestmöglichen Sucherfolg. Er besteht auch in der ökonomischen Nutzbarkeit eines Teils des neuen Wissens. Die Beteiligung an diesem Wettbewerb erfordert Dienstleistungen. Diese verlangen eine Entlohnung. Das gefundene Wissen selbst kann nicht stückweise abgerechnet und entgolten werden. Es hat selbst keinen Preis und ist nicht entgeltlich handelbar. Was für wissenschaftliche Gemeinschaften gesagt wurde, gilt entsprechend für Gemeinschaften, die kooperativ oder kompetitiv nach direkt anwendbarem Wissen suchen. Das Wissen, um das es sich hier handelt, ist ex-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

plizites Wissen, das frei kommunizierbar ist und für beliebige Anwendungen verfügbar wird. Das Wissen, das als Nebenprodukt im Prozess der Arbeitsteilung und seinem Austauschprozess entsteht, ist hingegen implizites Wissen. Wie oben bereits ausgeführt, wird es nur den Teilnehmern am wirtschaftlichen Wettbewerb stückweise und verstreut zugänglich. Erfolgreiche Innovationen erfordern die richtige Mischung aus implizitem und explizitem Wissen.

Diese stichwortartige Darstellung des Interaktionsprozesses der Wissensteilung ist in detaillierter Form in meinen im Literaturverzeichnis angeführten Beiträgen zu diesem Gegenstand enthalten. Hier ging es nur darum, eine Vorstellung zu vermitteln, wie Wissensteilung im wissenschaftlichen Bereich und in der Wirtschaft jeweils als spontaner Suchprozess stattfindet. Den wirtschaftlichen Interaktionen hat die Neue Institutionenökonomik in den vergangenen zwei Jahrzehnten ihr institutionelles Gerüst vor Augen führen können. Das Ausmaß und die Besonderheiten der wissensteiligen Interaktion rechtfertigen es, nun die inhaltliche Betrachtung zu vervollständigen durch die Analyse der besonderen Institutionen dieses Interaktionsfeldes. Erst dann wird der Weg zur Erfassung des Prozesses der Wissensteilung sein Ziel erreichen.

Literaturverzeichnis

American Economic Association (1966), American Economic Review, 56(2), May 1966, Papers and Proceedings.

Antonelli, Cristiano (2006), „Models of Knowledge and Systems of Governance: An Information Economics Approach for the Economics of Knowledge“, Arbeitspapier im Rahmen des EU-Projekts EURODITE, unveröffentlichtes Manuskript.

Arrow, Kenneth J. (1962), The Economic Implications of Learning by Doing”, Review of Economic Studies, 29(June), S. 155 – 173.

Babbage, Charles (1835), On the Economy of Machinery and Manufactures, London: Charles Knight, Nachdruck 1993 veröffentlicht von Charles Knight, London.

Foray, Dominique (2004), The Economics of Knowledge, Cambridge, Massachusetts, London, England: The MIT Press (Französische Erstausgabe 2000).

Hayek, Friedrich A. von (1937), „Economics and Knowledge“, Economica, N.S. 4, S. 33 – 54.

– (1945), „The Use of Knowledge in Society“, American Economic Review, 35(4), S. 519 – 530.

Helmstädter, Ernst (1999), „Arbeitsteilung und Wissensteilung. Ihre institutionenökonomische Begründung“, in: Peter Brödner, Ernst Helmstädter, Brigitta Widmaier (Hrsg), Wissensteilung. Zur Dynamik von Innovation und kollektivem Lernen, Schriftenreihe des Instituts Arbeit und Technik im Wissenschaftszentrum Nordrhein-Westfalen, Bd, 13, München und Mering: Rainer Hampp Verlag, S. 33 – 54.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (2002a), „Die Geschichte der Nationalökonmie als Geschichte ihres Fortschritts. Eine Exposition zur Dogmengeschichte“, in: Otmar Issing (Hrsg.), Geschichte der Nationalökonomie, 4.Aufl. München: Franz Vahlen Verlag, S. 1–14.

– (2002b), „Der tertiäre Sektor in der Wissensgesellschaft“, in: Gerhard Bosch u. a. (Hrsg), Die Zukunft von Dienstleistungen. Ihre Auswirkung auf Arbeit, Umwelt und Lebensqualität, Frankfurt/New York: Campus Verlag, S. 116–139.

– (2003), „The institutional economics of knowledge sharing: basic issues“, in: Ernst Helmstädter (Hrsg.), The Economics of Knowledge Sharing: A New Institutional Approach, Cheltenham UK, Northampton MA, USA, S. 11–38.

– (2004a), „Arbeits- und Wissensteilung als Prozesse gesellschaftlicher Interaktion“, in: Martin Held, Gisela Kubon-Gilke, Richard Sturn (Hrsg.), Normative und institutionelle Grundlagen der Ökonomik, Jahrbuch 3, Ökonomik des Wissens, Marburg: Metropolis Verlag, S. 97–125.

– (2004b), „Wirtschaft und Wissen. Die Institutionen der Wissensteilung als Aufgabe der Ordnungspolitik“, ORDO, 55, S. 37–76.

– (2007), „The Role of Knowledge in the Schumpeterian Economy“, in: Horst Hanusch, Andreas Pyka (Hrsg.), Elgar Companion to Neo-Schumpeterian Economics, Cheltenham, UK, Northampton MA, USA: Edward Elgar, S. 296–315.

– (2006), „Wettbewerb als Rangordnungsverfahren. Wettbewerbliches Handeln in der sozialen Interaktion“, *ORDO*, Band 57, S. 99–129.

Jorgenson, Dale W. (1995), Productivity, Volume 1. Postwar U.S. Economic Growth, Cambridge.

Kruse, Alfred (1959), Geschichte der volkswirtschaftlichen Theorien, 4. bearb. u. erw. Aufl. Berlin: Duncker & Humblot.

Machlup, Fritz (1977), Würdigung der Werke von Friedrich A. von Hayek, Tübingen: Mohr/Siebeck.

– (1984), The Economics of Information and Human Capital, Princeton: Princeton University Press.

Nelson/Richard R./*Winter*, Sidney Graham (1982), An Evolutionary Theory of Economic Change, Cambridge MA and London.

OECD (2005), OECD Science, Technology and Industry Scorebord, Paris: OECD Publishing.

Say, Jean-Baptiste (1803), Traité d’économie politique ou Simple exposition de la manière dont se forment, se distribuent et se consomment les richesses, 2 Bde., Paris: Deterville.

Schumpeter, Joseph A. (1912), Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Leipzig: Duncker & Humblot.

– (1950), Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 2. erw. Aufl., Bern: A. Francke AG Verlag.

Smith, Adam (1776/1992), The Wealth of Nations, Vol. 1, ed. By Edwin Cannan, London: University Paperbacks U.P. 14.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Storch, Heinrich von (1819), Cours d'Economie Politique, 6 Bde, St. Petersburg: Pluchart 1815; Übersetzung durch K.H. Rau als Handbuch der Nationalwirthschaftslehre, 3 Bde., Hamburg: Perthes&Besser.

Sturn, Richard/*Held*, Martin (2004), „Informationsökonomik, Ökonomik des Wissens und die Erklärung von Institutionen", in: Martin Held, Gisela Kubon-Gilke, Richard Sturn (Hrsg), Normative und institutionelle Grundlagen der Ökonomik, Jahrbuch 3, Ökonomik des Wissens, Marburg: Metropolis Verlag, S. 7–36.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Auf der Suche nach den Anfängen einer Wissensökonomie

Von *Dieter Schneider*, Bochum

Problemstellung

In „Economics and Knowledge“ untersucht Hayek, unter welchen Bedingungen die Tautologien der formalen Gleichgewichtsanalyse zu Aussagen über die reale Welt führen. Der empirische Gehalt dieser Wirtschaftstheorie bestehe in Aussagen über den Erwerb und die Verteilung von Wissen[1]. Seine Deutung bildet einen Markstein in der Wissenschaftsgeschichte einer Wissensökonomie, wenngleich sie nicht den Anfang einer Wissensökonomie kennzeichnet. Unterschiedlichen Quellen, aus denen „Wissensökonomie“ sich wissenschaftsgeschichtlich gespeist hat, spürt dieser Beitrag nach.

Teil 1 setzt sich mit Hayeks Aussage auseinander. Teil 2 erörtert, dass für Personen, die Formalismen wohlgesonnen sind, Wissensökonomie mit Untersuchungen zur entscheidungslogisch inspirierten („ökonomischen“) Informationstheorie beginnt. Die Anfänge einer empirisches Wissen vermittelnden Lehre über Erwerb und Verteilung des Wissens sind freilich nicht an die Existenz einer formalen Analyse gebunden. Teil 3 fragt nach den Anfängen der Lehre von der wirtschaftlichen Informationssammlung und der Lehre von den Erfindungen.

Die Suche nach den Anfängen einer Wissensökonomie befasst sich in den Teilen 1 und 2 mit Wirtschaftstheorie über den Erwerb eines Wissens, in Teil 3 mit der Wirtschaftskunde hierzu. Der Begriff „Wissensökonomie“ lässt aber auch eine andere Blickrichtung zu: als Wissenstheorie über die Verbreitung ökonomischen Denkens. Teil 4 sieht in diesem Sinne Anfänge einer Wissensökonomie im philosophischen Erkenntnisproblem, die zu Beginn des 18. Jahrhunderts zu einer universitären Verselbständigung der Wirtschaftswissenschaft führen.

---

[1] „[T]he tautologies, of which formal equilibrium analysis in economics essentially consists, can be turned into propositions with definite statements about how knowledge is acquired and communicated … the empirical element in economic theory … consists of propositions about the acquisition of knowledge“ (*Hayek* 1937: 33). Hayek fordert nicht nur „skill“[which] refers only to the knowledge of which a person makes use in his trade“, sondern „the knowledge of alternative possibilities of action of which he makes no direct use“, (ibid.: 50 Fn. 1).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

1. Wider Hayeks Formulierung, der empirische Gehalt formaler Wirtschaftstheorie bestehe in Aussagen über den Erwerb von Wissen

Genau genommen, muss eine generelle Gleichgewichtsanalyse mathematisch axiomatisiert sein, ehe die Frage nach dem empirischen Gehalt der abgeleiteten Ergebnisse beantwortet werden kann. Die Axiomatisierung gelingt weitgehend kurz vor Erscheinen des Artikels von Hayek.[2] Doch von einem vereinzelten methodologischen Störmanöver[3] abgesehen, bleibt die Frage nach dem empirischen Gehalt in den nächsten zwei Jahrzehnten außerhalb des theoretischen Interesses. Nach nochmals zwei Jahrzehnten später bildet sich das inzwischen vorherrschende Urteil heraus: „The empirical content of G[eneral] E[quilibrium] theory is nil".[4] Etwa zur gleichen Zeit schwenkt eine umfangreiche Monographie über „Knowledge" in verhaltenswissenschaftliche Analysen ein, was vielleicht ihren schwachen Nachhall zu erklären hilft.[5]

Die Griffigkeit von Hayeks Formulierung, der empirische Gehalt der formalen Gleichgewichtsanalyse bestehe in Aussagen über den Erwerb und die Verteilung von Wissen, weckt Fragen: Was schließt Erwerb von Wissen ein und aus? Besteht der empirische Gehalt der Wirtschaftstheorie nur in Aussagen über den Erwerb von Wissen?

Um die Erfahrungssachverhalte der mangelnden Kenntnis künftiger Entwicklung und des ungleich verteilten Wissens in die Wirtschaftstheorie einzubauen, ist es nötig, einen Steg aus eingegrenzten Begriffen über einen Morast umgangssprachlicher Ausdrücke und Redewendungen zu bauen. Die ersten Pfähle dazu setzt eine begriffliche Unterscheidung zwischen Wissen, Können und Information.

a) Wissen heißt die persönliche Wahrnehmung von Sachverhalten, verbunden mit einer Erinnerung daran. Wissen umfasst die Schritte zu und die Ergebnisse einer

(1) gedanklichen Vorbereitung von Handlungen,

(2) Bemessung von Ansprüchen und Verpflichtungen und

(3) Rechenschaft eines Beauftragten (das Liefern nachprüfbaren Wissens über die Erfüllung von Aufgaben) bzw. die Kontrollen eines Auftraggebers (das Nachprüfen der Handlungen Beauftragter).

---

[2] Vgl. *Karl Schlesinger* (1933: 10–18); *Wald* (1934: 1–6); *von Neumann* (1935: 73–83). Vgl. auch *Wald* (1936: 637–670).

[3] Vgl. *Hutchison* (1938).

[4] Vgl. *Blaug* (1992: 165); ferner z. B. *Kornai* (1974: 28), *Shackle* (1972: in den Anfangskapiteln), sowie *Loasby* (1976: 62).

[5] Vgl. *Machlup* (1984).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

b) Wissen ist von Können zu unterscheiden. Können handelt von einem „Gewusst, wie Wissen in Handlungen umgesetzt wird“: Die Noten der Hammerklaviersonate Beethovens unterrichten über ein bestimmtes Wissen; wie daraus eine richtige Akkord- und Melodienfolge zur rechten Zeit in einer treffenden Lautstärke entsteht, bleibt wenigen Könnern vorbehalten.

Schumpeter ist einer der wenigen, die den Unterschied zwischen Wissen und Können hervorheben: Während Erfindungen zunächst „nur die ohnehin schon unbegrenzte Zahl der vorhandenen Möglichkeiten“[6] vermehren, liegt im „Erkennen und Durchsetzen neuer Möglichkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet … das Wesen der Unternehmerfunktion“[7]. Jahrzehnte später erscheint ihm allerdings die Erfindung selbst als Eigenschaft des kapitalistischen Prozesses.[8]

Der Vollzug von Handlungen setzt neben Wissen ein Können und die Verfügbarkeit der benötigten Mittel voraus. Folgt man dieser Unterscheidung, dann besteht der empirische Gehalt jeder Wirtschaftstheorie nicht, zumindest nicht nur in Aussagen über den Erwerb von Wissen, sondern vornehmlich in Aussagen über den Erwerb und Besitz von Können. Die Beschreibung der Vorteile der Arbeitsteilung, wie sie schon Xenophon im 4. Jahrhundert v. Chr. erläutert und mit denen Adam Smith[9] sein bekanntestes Werk beginnt, sind z. B. Aussagen über den Besitz eines Könnens und dessen mögliche Folgen für den „Wohlstand der Nationen“.

c) Informationen werden hier als Teilmenge des Wissens verstanden. Die Gesamtmenge an Wissen bezieht sich auf Theorien, Vergangenheitsereignisse, Neigungen im Sinne psychischer Veranlagung und Erwartungen über künftige Ereignisse. Vom Begriff der Information fernzuhalten sind Theorien, mit deren Hilfe aus Tatsachen und Neigungen auf künftige Ereignisse (Prognosen) und darüber hinaus auf Entscheidungen geschlossen wird. Aus Informationen über Tatsachen und Neigungen mittels Theorien vernünftig zu planen (also eine Informationsauswertung zu Erwartungen über künftige Ereignisse), ist Ausdruck von Können.

Obwohl Behauptungen über Ereignisse in der Vergangenheit auch leichtfertig oder in Täuschungsabsicht ausgestreut worden sein können und Zahlenangaben vielfach mit Messfehlern behaftet sind, seien sie kurz als „Tatsachen“ bezeichnet. Für den Begriff der Information, wie er hier benutzt wird, kommt es darauf an, dass der Entscheidende Wissen über Vergangenheitsereignisse als Tatsache betrachtet. Das schließt nicht aus, dass er später erkennt, sich geirrt zu haben oder getäuscht worden zu sein. Besteht von vornherein ein solcher Verdacht, ist

---

[6] *Schumpeter* (1912: 179).

[7] *Schumpeter* (1928: 483).

[8] Vgl. *Schumpeter* (1972: 136–138).

[9] Vgl. *Xenophon* (1992: 569); *Smith* (1974: 17).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

an die Stelle einer „Tatsache“ ein Bündel an Alternativen durchzuplanen: Der als Tatsache behauptete Sachverhalt trifft zu, trifft nicht oder nur mit dieser oder jener Abwandlung zu.

In den Begriff der ökonomischen Information ist für Entscheidungsmodelle das Wissen über Neigungen im Sinne psychischer Veranlagung eines Planenden und seiner Kunden, Konkurrenten, Mitarbeiter usw. einzuschließen. Zu den Neigungen gehören die Ziele eines Handelnden, aber auch die Risikoneigung als Ausdruck der persönlichen Einstellung, Unsicherheiten zu übernehmen. Insbesondere zählt die Findigkeit, neue Handlungsmöglichkeiten zu erkennen, zur psychischen Veranlagung, wie sie ein erfolgreicher Unternehmer benötigt. Die Kenntnis, diese oder jene Handlung anderer lässt sich auch vom Planenden verwirklichen (mit der Folge, die Handlungen anderer nachzuahmen), gehört zum Wissen über Tatsachen.

In Märkten erworbene Erwartungen über Ereignisse (Prognosen) sind Teil der Information bis hin zur Beschäftigung von Spionen, der schon die aus dem Beginn des 4. Jahrhunderts v. Chr. stammende „Unterrichtung über den materiellen Wohlstand“ des in Sanskrit schreibenden Kautilya einen Abschnitt widmet[10]. Hierin mag man einen Anfang einer Wissensökonomie sehen.

Mit der Eingrenzung von Information auf einen Wissensbestandteil über die Erfahrungswelt gelten nicht gesondert gekaufte, sondern selbst erarbeitete logische oder mathematische Ableitungen nicht als Information. Das Aufdecken logischer oder mathematischer Implikationen, schafft kein neues Erfahrungswissen, sondern lehrt eine Tautologie. Zwar überblicken Menschen regelmäßig nicht sämtliche logischen Implikationen aus der Verknüpfung mehrerer Aussagen, dennoch ist es zweckmäßig (und Hayeks Absicht) logische Implikationen von Wissen und Vermutungen über die Erfahrungswelt zu trennen.

d) Worin bestehen nach Hayek die Aussagen über den Erwerb von Wissen, die der formalen Gleichgewichtsanalyse empirischen Gehalt geben? Seine Aussagen beschränken sich auf eine Abhängigkeit von Information und Wettbewerb[11]: „Die Summe an Information, die sich in den Preisen widerspiegelt oder niederschlägt, ist vollständig das Ergebnis des Wettbewerbs oder zumindest der Offenheit des Marktes für jeden. Der Wettbewerb wirkt als Entdeckungsverfahren“.[12] Wettbewerb löst als evolutorischer Prozess eine Tendenz zum Gleichgewicht aus, während im Gleichgewicht selbst, nachdem alle individuellen Wirtschaftspläne aufeinander abgestimmt sind, der Wettbewerb wegdefiniert ist. Ähnlich Walras' tâtonnement über Arbitragen[13] ist in „Economics and Knowledge“ und späteren

[10] Vgl. *Rawaswamy* (1962); vgl. auch *Sen* (1987: 5f.).

[11] Vgl. *Hayek* (1945: 526); sowie die Analyse bei *Lavoie* (1985: chapter 3).

[12] *Hayek* (1981: 161).

[13] Vgl. *Walras* (1926: 115–121).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wettbewerbstheoretischen Schriften Hayeks die Tendenz zum Gleichgewicht der evolutorische Prozess, der dem Wettbewerb als Erwerb und Verwertung von Wissen beigelegt wird.

Eine Tendenz zum Gleichgewicht impliziert nach Hayek, dass die Erwartungen der Leute, insbesondere der Unternehmer, immer richtiger werden,[14] was später Kirzner dahin verschärft, dass Bewegungen vom Ungleichgewicht zum Gleichgewicht zugleich eine Bewegung vom unvollkommenen zum vollkommenen Wissen sind.[15]

Solche Aussagen bieten keinen empirischen Gehalt, sondern postulieren ein vermeintliches empirisches Gesetz „Tendenz zum Gleichgewicht". Diese „Tendenz zum Gleichgewicht" weckt unbeantwortete wissensökonomische Fragen, wie: Auf welche Weise erlangen Wirtschaftende Kenntnis von einer zum Gleichgewicht führenden Wahrscheinlichkeitsverteilung künftiger Preise?[16]

Die „Tendenz zum Gleichgewicht" entpuppt sich als in Widersprüche verstrickte Träumerei: Es ist abwegig anzunehmen, dass die Erwartungen der Leute, insbesondere der Unternehmer, immer richtiger werden; denn da die künftige Welt von den Entscheidungen einzelner abhängt, lösen unterschiedliche Wahlhandlungen abweichende Entwicklungen aus. Mit Shackle ausgedrückt: Die Zukunft ist nicht einfach unbekannt, sondern sie existiert im Zeitpunkt vor einer Entscheidung, dies zu tun und jenes zu unterlassen, noch gar nicht.[17]

Von einer Tendenz zum Gleichgewicht durch Lernen aus Erfahrungen kann unter Unsicherheit, also beim möglichen Auftreten von Ex-post-Überraschungen, nicht gesprochen werden. Empirisch könnte eine Tendenz zum Gleichgewicht durch Erwerb und Verbreitung des Wissens nur bestehen, solange der gesamtwirtschaftliche Bestand an Wissen und Können sich nicht ändert.[18] Daraus folgt, dass evolutorischer Wettbewerb in der Erscheinungsform des Schaffens neuen Wissens und ihres Durchsetzens in Märkten (also über Innovationen) mit einer Tendenz zum Gleichgewicht unvereinbar ist; denn wie Rosenstein-Rodan schon vor über 75 Jahren erkennt: Es gibt empirisch „keine allgemeine Interdependenz, sondern nur verschiedene irreversible Dependenzen".[19]

Hayek öffnet mit seinem Einfall, der empirische Gehalt formalisierter Gleichgewichtstheorie bestehe in Aussagen über den Erwerb von Wissen, zwar das Tor

---

[14] „[T]hat the expectations of the people and particularly of the entrepreneurs will become more and more correct", *Hayek* (1937: 44, Fn. 1).

[15] Vgl. *Kirzner* (1978: 176); vgl. dazu kritisch *Loy* (1988: 28–34).

[16] Vgl. dazu z. B. *Frydman* (1982: 65 f.); *Machlup* (1984: 269–282, Fn. 5).

[17] *Shackle* (1972: Fn. 4, S. 3 f.).

[18] Vgl. *Schneider* (2001: 453–462).

[19] Vgl. *Rosenstein-Rodan* (1930: 142).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

zu einer Wissensökonomie, aber er überschreitet die Eingangsstufen zu einer Theorienbildung nicht.

2. Entscheidungslogische Informationstheorie als Anfang einer Wissensökonomie?

a) Der Name einer „ökonomischen" (besser: entscheidungslogischen) Informationstheorie wird erst nach 1950 gängig, ein Aufsatz von Marschak mag den Beginn belegen.[20] Gefragt wird nach dem Umfang der Informationsbeschaffung. Deren Optimum wird aus der elementaren Regel „Informationswert größer/gleich Informationskosten" geschlossen. Inhaltliche Probleme schafft dabei der Begriff des Informationswerts.

Marschak folgend, wird der Informationswert durch die Abweichung in der Zielerreichung gemessen, wenn in einem Entscheidungsmodell

(1) ein angenommenes Datenbündel gegen ein zweites aufgrund zusätzlich erworbener Informationen ausgetauscht und

(2) die beim ersten Informationsstand beste Handlungsalternative X beim zweiten Informationsstand durch eine andere Y verdrängt wird. Dabei ist

(3) die Abweichung an Zielerreichung nach dem zweiten Informationsstand zu ermitteln.

Besteht Unsicherheit in der Form, dass Ex-post-Überraschungen nicht auszuschließen sind, kann ein zielentsprechender Informationswert nicht ermittelt werden, denn Ex-post-Überraschungen sind nicht planbar. Selbst im Falle planbarer Ungewissheit, z. B. bei nichtlinearen Risikonutzenfunktionen, ist der Informationswert nicht mehr unabhängig von den Informationskosten, sondern lässt sich erst nach Abzug der Informationskosten von den Zielbeiträgen berechnen. Die Optimierungsregel „Informationswert größer/gleich Informationskosten" ist dann schon mathematisch nicht haltbar.

Hinzu tritt: Ein positiver Informationswert setzt voraus, dass durch das Benutzen der Information eine Entscheidung für eine Handlungsalternative X sich in eine für Y ändert. Ob eine Information einen Informationswert hat, weiß der Entscheidende folglich erst dann, wenn er die aus der Information folgenden Änderungen bei den Zielbeiträgen seiner Handlungsalternativen berechnet hat. Vermag der Entscheidende die Informationen jedoch bereits für seine Entscheidungsfindung auszuwerten, dann braucht er sie nicht mehr zu beschaffen. Dieses nach Arrow fundamentale Paradox für die Nachfrage nach Informationen[21] erübrigt regelmäßig Berechnungen des Informationswerts für den Kauf von

[20] Vgl. *Marschak* (1954: 201 f.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Informationen im Sinne neuen Tatsachenwissens oder veränderter Erwartungen über Fremdereignisse. Nicht um die Berechnung des Wertes einer Information, sondern um die Ermittlung der Preisgrenzen für Nutzungsrechte, handelt es sich bei Patenten oder Lizenzen, deren Zielbeiträge man zwar abschätzen kann, aber die man vor dem Erwerb des Verfügungsrechts nicht benutzen darf.

In den letzten Jahrzehnten wird vielfach unter Informationsökonomie eine Menge von Modellen zusammengefasst, die von der Annahme „homogener Erwartungen" unter Marktteilnehmern abrücken und Einzelfragen „asymmetrisch verteilter" Information untersuchen.[22] Teilweise vermischt sich diese Sicht mit Modellierungen aus der Lehre von den Principal-Agent-Problemen über verborgene Informationen und verborgene Handlungen,[23] um „signalling"-, „screening"- und „moral hazard"-Ausführungen erweitert. Obwohl die Beispiele hierzu eingängig sind, stagniert im letzten Jahrzehnt der Ausbau dieser Informationsökonomie. Ein Grund mag die Anwendung von eher elementaren Entscheidungsregeln wie Erwartungswert/Streuung sein, obwohl diese nicht immer mit der Risikonutzentheorie vereinbar sind und die Risikonutzentheorie selbst in ihrem empirischen Gehalt inzwischen umstritten ist.

b) Entscheidungstheorie und Informationsökonomie sind zu trennen: Die Entscheidungstheorie geht von einem gegebenen Wissensstand aus, die Informationsökonomie fragt nach Ausmaß und Folgen eines unterschiedlichen Wissensstandes. Eine Vermengung von Entscheidungstheorie und Informationsökonomie tritt z. B. ein, wenn Information als Nachricht verstanden wird, „durch die beim Wirtschaftssubjekt bestehende Wahrscheinlichkeitsurteile bezüglich entscheidungsrelevanter Daten od. Ereignisse … verändert werden".[24] Wahrscheinlichkeitsurteile können nur in einer Planung erarbeitete alternative künftige Zustände der Welt betreffen und daneben die erhofften vorhandenen Mittel, falls wegen Erfassungs- und Bewertungsschwierigkeiten eine eindeutige Quantifizierung vorhandener Mittel ausgeschlossen ist.[25]

Entscheidungsrelevant sind all jene Daten, welche die Wahl, dies zu tun und jenes zu unterlassen, umstoßen können: veränderte Ziele, Mittel, Handlungsmöglichkeiten und erwartete künftige Zustände der Welt. Wahrscheinlichkeitsurteile über die eigenen Ziele und Handlungsmöglichkeiten geben in einem Entscheidungsmodell keinen Sinn. Information durch Änderung von Wahrscheinlichkeitsurteilen zu kennzeichnen, schließt Informationsbeschaffung über Ziele und Handlungsmöglichkeiten aus, also insbesondere Erfindungen und Entwicklungen bei Konkurrenten, die zu deren Produktinnovationen, Prozessinnovationen,

---

[21] Vgl. *Arrow* (1974: 152).

[22] Vgl. *Ballwieser* (1985: 22f); *Hirshleifer* (1992: 295–329); *Bössmann* (1993: 334).

[23] Vgl. *Arrow* (1985: 38).

[24] *Bössmann* (1993: Fn. 22, S. 334).

[25] Vgl. *Morgenstern* (1965: 98).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

organisatorischen Neuerungen und Marktstrukturinnovationen führen; desgleichen die unter der Überschrift Informationsökonomie oft mitbehandelten Vor- und Nachteile von Patentrechten.[26]

Ebenso unfruchtbar bleibt die häufig benutzte Kennzeichnung von Information als „zweckorientiertes Wissen", das zu „einer möglichst vollkommenen Disposition eingesetzt wird".[27] Diese Kennzeichnung ist aus mindestens drei Gründen unbrauchbar:

(1) „Zweckorientiertes Wissen" wird vor allem in den Fällen benötigt, in denen wegen Wissenslücken von einer „möglichst vollkommenen Disposition" im Sinne einer Optimumsbestimmung sinnvollerweise nicht geredet werden kann.

(2) Der Informationen bedarf es auch für andere Aufgaben als die der Disposition (=Entscheidung), z. B. für Kontrollen oder die Koordination von Handlungen in Verhandlungen.

(3) Eine Gleichsetzung von Information mit zweck- bzw. entscheidungsorientiertem Wissen endet in einem logischen Widerspruch, wie Morgensterns bekanntes Sherlock-Holmes/Moriarty-Beispiel lehrt:[28] Das Wissen, was Sherlock Holmes als zweckorientiert ansehen wird, ist alles Wissen darüber, was Moriarty tun wird, auch in Anpassung auf Holmes' Entscheidung. Deshalb führt die Kennzeichnung von Information als zweckorientiertes Wissen in einen Zirkelschluß: Entweder besitzt Moriarty das an seinen Zwecken orientierte Wissen, dann fehlt bei Sherlock Holmes das an dessen Zwecken orientierte Wissen oder umgekehrt. Wären Sherlock Holmes und Moriarty gleichzeitig darüber unterrichtet, wie der andere plant, was er tut, entsteht ein Widerspruch, weil beide gegensätzliche Ziele verfolgen.

(4) Dieses Beispiel kann als Vorwegnahme einer Grundannahme der Spieltheorie betrachtet werden: eines „common knowledge" unter den Spielern bzw. Marktteilnehmern. Doch wird die Annahme „common knowledge" in unterschiedlichem Sinne ausgelegt.[29] Eine erste Auslegung besagt: „Alle wissen, dass

---

[26] Vgl. z. B. *Hirshleifer* (1971: 570–572); (1973: 33 f.).

[27] Man folgt dabei *Wittmann* (1959: 14).

[28] „Als Sherlock Holmes von seinem Gegner Moriarty verfolgt, von London nach Dover abfährt, und zwar mit einem Zuge, der auf einer Zwischenstation hält, steigt er dort aus, anstatt nach Dover weiter zu fahren. Er hat nämlich Moriarty auf dem Bahnhof gesehen … und erwartet, daß Moriarty einen schnelleren Extrazug nehmen werde, um ihn in Dover zu erwarten … Was aber, wenn Moriarty noch klüger gewesen wäre … und demnach Holmes' Aktion vorausgesehen hätte? Dann wäre er offenbar nach der Zwischenstation gefahren. Das hätte Holmes wieder kalkulieren und daher sich für Dover entscheiden müssen. Worauf Moriarty wieder anders reagiert hätte." *Morgenstern* (1965: Fn. 25, S. 98).

[29] Vgl. zu den Quellen und der folgenden Einschränkung auf „mutual knowledge" Aumann, *Brandenburger* (1995: 1162 f.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

alle alles wissen". Bei dieser unsinnig weiten Deutung rettet nur eine Ausnahme von „alles wissen" vor dem Widerspruch: die Annahme eines Handelns ohne Kenntnis der gleichzeitig von anderen gewählten Handlung.

Eine zweite Deutung lautet: Jeder kennt eine Strategie, die zugleich die beste Antwort auf die Strategie des jeweils anderen ist. Ein solches Nash-Gleichgewicht[30] bezeichnet eine Menge an Handlungen, bei der kein Spieler, wenn er die Handlung des Gegenspielers als gegeben ansieht, sein eigenes Handeln zu ändern wünscht. Die Existenz eines Nash-Gleichgewichts unterstellt also, jeder Handelnde wisse die seinen Zielen entsprechende Antwort auf gegebene Handlungen der anderen. Da Rationalität der Handelnden vorausgesetzt ist, steht das Ergebnis schon vor dem Handeln fest. Ein solches Modell klammert das Kernproblem einer Wissensökonomie aus: die Ungleichverteilung des Wissens unter den Handelnden, und damit ein Lernen aus der Erfahrung.

Erst neuerdings finden sich Einschränkungen, dass nicht mehr „common knowledge", sondern nur „mutual knowledge", also gegenseitiges Wissen über das Entscheidungsfeld und lediglich Mutmaßungen über die Strategienwahl bestehen müssen. Für drei und mehr Spieler müssen nach Aumann und Brandenburger die Mutmaßungen allerdings wieder „common knowledge" sein, also geht die Modellierung doch in Richtung auf eine Allwissenheit von Alleskönnern. Das wissensökonomische Problem, wie die Kenntnis des Entscheidungsfeldes und die Mutmaßungen über die Strategien zustande kommen, bleibt außerhalb des Könnens von Spieltheoretikern.

Beachtet man den mathematischen Aufwand, um solche Umgehungen des Problems ungleich verteilten Wissens zu erarbeiten, wird man an eine Bosheit des Nobelpreisträgers George Stigler erinnert, der schon vor knapp 60 Jahren davon spricht, die Wirtschaftstheorie habe auch eine mathematische Pornographie.[31]

c) Zur Informationsökonomie wird die Bestimmung des Ausmaßes an eigenem Arbeitseinsatz gezählt, um Unsicherheit über Preise oder Qualitäten bei gewünschten Gütern oder Arbeitsplätzen zu verringern. Diese Suchtheorie wählt als Strukturkern die statistische Stichprobentheorie: Dem Suchenden sei die Wahrscheinlichkeitsverteilung z. B. der Preise ebenso bekannt wie die Anzahl und Lage der für die Beschaffung in Frage kommenden Händler. Nur wer welche Preise verlangt, ist unbekannt, und dies zu erfahren, sei mit Suchkosten verbunden.[32] Bei Stichprobenerhebungen werden Ergebnisse einzelner Stichproben veranlassen, Vermutungen über den Ausgang weiterer Stichproben anzustellen, um so das Gesamtfeld des für Planungen benötigten Tatsachenwissens genauer zu umreißen. Daraufhin kann es erforderlich werden, eine bisher zu-

[30] Vgl. *Nash* (1950, 1953: 132).

[31] Vgl. *Stigler* (1949: 40).

[32] Beginnend mit *Stigler* (1961, 1962).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

grundegelegte Wahrscheinlichkeitsverteilung zu verändern. Eine Regel, um eine gegebene Wahrscheinlichkeitsverteilung an neues Tatsachenwissen anzupassen, über das selbst nur eine Wahrscheinlichkeitsverteilung besteht, nennt das Bayes-Theorem.[33] Mit dieser Regel werden bedingte quantitative Wahrscheinlichkeiten berechnet für den Fall, dass diese oder jene neue Nachricht als Stichprobenergebnis eintritt.

Das Bemühen, über eine Suchtheorie der Stichprobentechnik ein neues Anwendungsgebiet zu erschließen, überzeugt nicht:

(1) Das praktische Problem besteht in der Regel darin, dass für ein qualitativ nicht eindeutig zu beurteilendes Produkt nach Erkunden eines ersten, zweiten usw. Preises gerade nicht gewusst wird, ob irgendwo ein günstigeres Preis/Leistungsverhältnis existiert. Das Wissen um eine Wahrscheinlichkeitsverteilung der Preise ist also nicht vorhanden. Außen vor bleibt die Frage, ob bei einem nicht vollständig Auflisten-Können der in Betracht zu ziehenden „Ereignisse" (hier Preise und Qualitäten) überhaupt eine Wahrscheinlichkeitsverteilung vorliegen kann. Sie existiert dann nicht, sobald die Axiomatisierungen für quantitative personale Wahrscheinlichkeiten ernst genommen werden.[34]

(2) Falls ein gnädiger Gott einen Nachfrager mit der Kenntnis einer Wahrscheinlichkeitsverteilung erleuchtet, so weiß der Nachfrager auch, welcher Preis der günstigste ist. Bei diesem Wissen ist für eine endliche, im Regelfall überschaubar geringe Zahl von Händlern auszurechnen, ob sich nach Kenntnis eines ersten, zweiten Preises weiteres Suchen lohnt. Das Suchproblem reduziert sich auf eine verhältnismäßig einfache Entscheidung unter Ungewissheit. Schrifttumsüblich wird die Zahl der Suchschritte entweder durch die Regel Grenznutzen des letzten Suchschrittes größer/gleich dessen Grenzkosten festgelegt oder es wird empfohlen (bei sog. sequentiellen Suchprozessen), die Suche fortzusetzen, bis ein gewünschter als angemessen betrachteter Preis gefunden ist. Dessen Höhe bleibt jedoch ökonomisch ungeklärt.[35]

(3) Gegen Modelle der Suchtheorie wird ferner eingewandt, dass entweder die Entscheidung, wie lange gesucht werde, von außen vorgegeben wird, oder die Analyse, wie Informationen erworben würden, hochgradig abstrakt bleibe. So werde z. B. unterstellt, Unternehmungen setzen zuerst ihre Preise, dann wählen die Verbraucher ein Ausmaß an Suche, wobei die Verbraucher die gesamte Verteilung der Preise kennen würden, wenn sie ihre Suchentscheidung träfen.[36]

---

[33] Vgl. *Bayes*, *Price* [1763] (1908: 9).

[34] Vgl. dazu *Ramsey* [1931](1965: 156–198, bes. 166–184); *de Finetti* (1937). Ferner vor allem *Savage* (1954). Vgl. als Überblick *Stegmüller* (1973).

[35] Vgl. zur Anwendbarkeit der Suchtheorie auf Probleme der Arbeitsplatzsuche näher *Gerfin* (1982: 400–404).

[36] Vgl. *Grether*, *Schwartz*, *Wilde* (1992: 754).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Zudem sei die Modellanalyse überwiegend statisch: Eine Gruppe von Verbrauchern betrete in der betrachteten Periode den Markt und sterbe dann.

d) Öffentlich zugängliche Informationen gelten als stets gesellschaftlich nützlich, wenn unter den Wirtschaftenden der Informationsstand unterschiedlich und die Finanzmärkte nicht von vornherein allokationseffizient sind.[37] Für Empfänger einer öffentlich zugänglichen und damit für den einzelnen grenzkostenlosen Information wird behauptet, dass genauere Informationen weniger detaillierten vorgezogen oder mindestens gleichgeschätzt werden. Dies sagt z. B. „Blackwells Theorem".[38] Dessen empirischer Gehalt bleibt sehr fraglich, man denke nur an die Nachrichtenüberfrachtung in einem Jahresabschluss eines Konzerns, der durch die I[nternational]F[inancial]R[eporting]S[tandards]aufgebläht ist. Den Konzernanhang lesen berufsmäßige Kapitalmarktinsider selten und externe Kapitalmarktteilnehmer durchweg schon deshalb nicht, weil ihnen das Hintergrundwissen fehlt, um Zahlen und wohlformulierte Worte auf ihren Prognosegehalt zu prüfen.

e) Sind Fälle denkbar, in denen der Entscheidende keinen Nachteil erleidet, wenn er auf einen (kostenlosen) Informationszugang verzichtet?

Als Beispiel ist genannt worden:[39] Ein Mittelständler prozessiert mit einem Konzern um ein Patentrecht. Bevor das Gericht urteilt, wird ein Vergleichsvorschlag unterbreitet in der Form, dass der Mittelständler seine Unternehmung an den Konzern verkauft. In diesem Fall erhält der Mittelständler einen sicheren Verkaufserlös. Wartet er hingegen das Urteil als zusätzliche „Information" ab, dann kann er verlieren und mag wegen der Prozesskosten gezwungen sein, Konkurs anzumelden. Gewinnt er den Prozess, wächst der Gesamtwert seiner Unternehmung erheblich über den Verkaufserlös im Vergleichsfall. Bei bestimmten Annahmen über Verkaufserlös bzw. Gesamtwert der Unternehmung und über die Glaubwürdigkeit, den Prozess zu verlieren, kann die Annahme des Vergleichsvorschlags vorteilhaft und damit das Abwarten auf den Zugang der „Information" durch das Gericht unvorteilhaft sein: Der „Informationswert" des Gerichtsurteils wäre negativ.

Doch Beispiele dieser Art verfehlen das Problem. Das Gerichtsurteil ist ein künftiges Ereignis, keine Information im Sinne eines anderwärts bereits vorhandenen Wissens vor dem Entscheidungszeitpunkt über den Vergleichsvorschlag. Der Sachverhalt, sich für oder gegen eine „sichere" Alternative zu entscheiden, bevor ein künftiges Ereignis (wie das Gerichtsurteil) mit entweder schlechterem

---

[37] Vgl. *Hakansson*, *Kunkel*, *Ohlson* (1982: 1180).

[38] Vgl. *Blackwell* (1953: 266).

[39] Beispiele zu einem negativen Informationswert kostenloser Informationen konstruierte *Drèze* (1960: 78 f.), zur Kritik vgl. *Rehberg* (1973).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

oder besserem Ergebnis eintritt, hat nichts mit der Frage zu tun, ob vor einer Entscheidung vorhandenes Wissen ignoriert werden soll.

f) Kennzeichen der bisher dargestellten Informationsökonomie ist die Einbindung in eine entscheidungslogische Optimierung. Der empirische Gehalt der Wirtschaftstheorie durch Aussagen über den Erwerb von Wissen wird dabei nur in karger Weise erfüllt; denn Wissensökonomie mit empirischem Gehalt muss auch nach Arten und Institutionen des Wissenserwerbs und deren Umwandlung in Können fragen. Um Aussagen mit empirischem Gehalt zu gewinnen, erscheint es nötig, die frühen, vereinzelten Aussagen über Wissenssammlungen aufzuarbeiten.

3. Frühe Aussagen zur Informationssammlung und zu Erfindungen

a) Das ausschlaggebende Gewicht, das Unterschieden an Wissen für das Handeln in Märkten zukommt, ist natürlich Händlern oder Bankiers früherer Jahrhunderte bewusst, ebenso den Schriftstellern, die Lehrbücher zum Selbstunterricht für den Kaufmann verfassen, wie Savary.[40] In der Unwissenheit sieht er eine große Schwäche der Kaufleute seiner Zeit, weil diese nicht vor Beginn ihrer Geschäfte hinreichend unterwiesen werden, sich das Wissen und die Erfahrungen anderer Kaufleute anzueignen. Savary betont das Lernen aus der Erfahrung und die Notwendigkeit das Handeln planend zu ordnen. Ohne Ordnung könne das Geschäft nicht leben, selbst wenn man alle Kenntnisse habe.

Kameralwissenschaftler, wie von Schröder oder Justi erkennen: Eine erste Aufgabe marktwirtschaftlicher Ordnung liegt darin, sicherzustellen, dass ein Anbieter erfährt, wer seine Produkte nachfragen möchte, und ein Nachfrager, wo er das von ihm Gewünschte findet.

Um den Handel in Gang zu bringen, fordert Wilhelm von Schröder (1640–1688)[41] Warenbörsen nach dem Vorbild von Brügge zu errichten, ohne Monopole und Privilegien. Die Informationen über Angebot und Nachfrage seien zusammenzufassen. Dazu dient das „Project Eines freywilligen ungezwungenen INTELLIGENTZ-wercks“, einem Amt zur Sammlung von Angebot und Nachfrage; denn von Schröder will vermeiden, dass „der käuffer nicht alle örter weiß, wo das zu kauffen ist, was er vonnöthe hat, und zum andern der verkäufer weiß nicht, wo ein solcher Kauffmann steckt“. Vorbilder sind das „office of intelligence“ der Londoner Börse und der 1675 in London gegründete „The City Mercury or advertisement concerning trade“.

---

[40] Vgl. *Savary* [1675](1993: livre I, S. 249).

[41] Vgl. *Freyh. von Schröder* [1686](1737: 88–91, 335, Zitat S. 333).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Vielschreiber und spätere Selbst-Plagiator Justi greift Schröders „INTELLIGENTZ-werck“ auf: „Es bedarf keines weitläufigen Beweises, daß das Intelligenzwesen denen Commercien und Gewerben sehr nützlich und vortheilhaftig sey. Die Geschäfte des Nahrungsstandes“ (heute würde man von Einkommenserwerb sprechen) „erfordern mehr als alle andere einen gewissen Zusammenhang und Correspondenz mit einander, wenn dieselben in der That erleichtert, befördert und verschiedene unnöthige Kosten dabey vermieden werden sollen“. So beginnt Justi, der als erster wirtschaftswissenschaftliche Inhalte in Göttingen lehrt, sein Wirtschafts- und Nachrichtenmagazin.[42] Justis „Policey=Amts Nachrichten“ sind sein freiwilliges, eigenfinanziertes Vorhaben. Sie scheinen teils gegen die wenig anwendungsbezogenen Abhandlungen in den „Hannoverschen Anzeigen …“ gerichtet, dem Organ der dortigen Stiftung eines Intelligenzcomptoirs.[43] Justis „Policey=Amts Nachrichten“ beziehen sich auf Vorbilder aus Dresden 1721, Frankfurt 1722 und preußischen Städten ab 1727. In letzteren verordnet Friedrich Wilhelm I. von Preußen Intelligenzblätter als staatliche Einnahmequelle mit Inseratenzwang und Bezugszwang für Behörden, Geistliche, Wundärzte, Apotheker, Gastwirte usw. Er verdonnert die Professoren der Universitäten Halle und Frankfurt (Oder) dazu, honorarlos Aufsätze zur Verfügung zu stellen, was ziemlich erfolglos bleibt.[44]

b) Um 1700 schlägt Daniel Defoe eine Reihe von Innovationen rechtlich-organisatorischer Art vor, von Versicherungsunternehmungen bis zur „Verbeamtung von Seeleuten“.[45] Neben John Laws bekannter „Finanzinnovation“, die französische Staatsverschuldung durch Einnahmen aus Aktienemissionen einer neugegründeten („privatisierten“) Kolonialhandelsgesellschaft um 1720 „umzufinanzieren“, sei nur erwähnt, dass Leibniz Ludwig XIV. 1672 einen Vorschlag zum Bau des Suez-Kanals unterbreitet, um dem französischen Handel den Weg nach Indien zu verkürzen. Savary wiederholt dieses Ansinnen.[46] Eine ökonomische Analyse der Folgen solcher Innovationen unterbleibt.

Demgegenüber weisen im 19. Jahrhundert Autoren, die vom Hauptstrom der Wirtschaftstheorie der letzten über zwei Jahrhunderte an den Rand geschoben worden sind, auf die Unvollständigkeit und die Ungleichverteilung des Wissens hin; besonders John Rae, als Vorläufer von Böhm-Bawerks Kapitalzins-Theorie gelobt und vielleicht deshalb von diesem reichlich scharf kritisiert, betont

---

[42] Nro. I Göttingische Policey=Amts Nachrichten auf das Jahr 1755 oder vermischte Abhandlungen zum Vortheil des Nahrungsstandes aus allen Theilen der Oeconomischen Wissenschaften benebst verschiedenen in das Göttingische Policey=Wesen einschlagenden Verordnungen und Nachrichten, Freytags den 4ten Juli 1755, S. 1.

[43] Vgl. *Frensdorff* (1904: 391–395).

[44] Einzelheiten nach Schacht (1902: 549). Den Hinweis darauf verdanke ich Christian Scheer, Hamburg/Bonn.

[45] Vgl. *Defoe* (1697).

[46] Vgl. *Hauser* (1925: 22).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Zukunftsvorsorge durch Bildung von „Instrumenten“ im Sinne von Realkapital, für deren Entwicklung die Zunahme von Wissen (der „intellektuellen Kraft“) erforderlich sei.[47] Um die Bedeutung der intellektuellen Kraft für die Kapitalbildung zu erläutern, verfasst Rae ein umfangreiches Kapitel über Erfindungen und deren Wirkungen (Chapter X, S. 208–264). Darin schwelgt er in zahlreichen Beispielen von der Antike an und trennt den wahren Erfinder, dessen Neuerungen auf künstlerischem und technischem Bereich oft von Zeitgenossen missachtet werden, von demjenigen, der nur bekanntes Wissen verbreitet. Eine ökonomische Analyse der Handlungsabläufe beim Durchsetzen von Änderungen und beim Nachahmen von Innovationen unterbleibt bis auf die Folgerung: Nach zwei Prinzipien, dem erfinderischen und dem akkumulierenden, erfolge die Kapitalbildung, wobei das erfinderische Prinzip „augments stock, by carrying the instruments composing it to orders of quicker return. It is accompanied by economy, by fidelity to engagements, by a diminished inclination to luxury and vaste“. Rae, der zur Akkumulation auf eine Mehrergiebigkeit der Produktionsumwege hinweist, beschränkt die ökonomische Wirkung des „erfinderischen Prinzips“ vorwiegend auf eine verkürzte Produktionsdauer: auf den Fall von sowohl arbeits- als auch kapitalsparenden Erfindungen.

c) Angesichts des Schrifttums zum „Intelligenzwesen“ und der Vielfalt von „Projecten“, mit denen im 18. Jahrhundert „Ich-AGs“ Erwerb suchen, verblüfft, dass die Klassische Politische Ökonomie sowohl Probleme der Information als auch der Entscheidung unter Unsicherheit nicht analysiert. Das Beiseitelassen aller Wissensprobleme in der Theorienbildung erklärt sich durch die methodologische Vorentscheidungen, das Rationalprinzip aus der deterministischen damaligen Optik und Mechanik zu übernehmen. Wenn die Wirtschaftstheorie Naturgesetze, ähnlich denen der Physik, aufzustellen habe, so impliziert Rationalität das Wissen, wie jedermann seine Ziele erreichen könne: Jedermann ziehe ein Mehr an Zielerfüllung einem Weniger vor. Diese Banalität, die sich noch in Axiomatisierungen der generellen Gleichgewichtsanalyse wiederfindet,[48] sagt deshalb nichts aus, weil sie außer acht lässt: Woher weiß jedermann, welche Handlungsmöglichkeiten bei den vorhandenen Mitteln welche Ziele in welchem Ausmaß erfüllen können? Wie kann jedermann erkennen, welche Handlungsmöglichkeiten eines oder mehrere gewünschte Ziele besser erreichen als andere, wenn die Zukunft unsicher und das eigene Wissen darüber, was Kunden, Lieferanten, Konkurrenten wissen, unvollständig und zwischen den einzelnen Handelnden auch noch ungleich verteilt ist?

---

[47] Vgl. *Rae* [1834](1964: 90, das spätere Zitat S. 321 f.).

[48] Vgl. *Weintraub* (1988).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

4. Wissensökonomie als Forderung nach Verbreitung ökonomischen Denkens durch akademische Verselbständigung der Wirtschaftswissenschaft

a) Sobald Wissensökonomie als Wissenstheorie (Erkenntnistheorie) über die Verbreitung eines ökonomischen Denkens erörtert wird, ist ein interdisziplinärer Bezug zur Philosophie erzwungen. So prägt Sokrates[49] den zur Wissensökonomie gehörenden Satz: Die Einsicht in die Zusammenhänge bestimmt den Willen, d. h. die Suche und Auswertung von Wissen vor jeder Handlung erlaubt erst, die erreichbaren Ziele festzulegen.

Ein Jahrhundert vor Sokrates schreibt Philolaos, einer der Pythagoreer: „Alles Erkennbare, alles was ein Gegenstand des Wissens werden soll, muß an der Zahl und ihrer Wesenheit teilhaben". Eine geglaubte Wesenheit der Zahl sei Grundlage des Wissens. Bei dieser Zahlengläubigkeit hinsichtlich Erkenntnisfragen wird übersehen, dass eine Formalisierung erst durch Mess- bzw. Konstruktionsangaben zur empirisch prüfbaren Erkenntnis wird.

In der Geschichte der Erkenntnisphilosophie setzt Nikolaus von Cues (Cusanus) einen Markstein mit der Behauptung, alles Erkennen sei als „Messen" zu denken.[50] Erkenntnis im Sinne des Cusanus und Wissensökonomie sind offenkundig sich überlappende Gebiete; denn ein empirischer Zwang zu einem „Erkennen durch Messen" folgt aus zwei Erfahrungssachverhalten: einer mangelnden Kenntnis künftiger Entwicklung, also Unsicherheit, und einem eingeschränkten, unter den Menschen ungleich verteilten Wissen und Können bei Handlungen, die in der Wirtschaftstheorie untersucht werden sollen.

b) Neuen Wein in die alten Schläuche der Lehre an den spätmittelalterlichen Universitäten gießt die Philosophie der frühen Aufklärung. „Alles Denken ist nach Hobbes ein Rechnen; alles Rechnen, ein Addieren und Subtrahieren. Die Kraft zu dieser „Subtraktion", zur begrifflichen Abstraktion, muss aufs äußerste gesteigert werden, … wenn die gedankliche Zusammenfügung eines Ganzen gelingen soll".[51]

Der vor der Infinitesimalrechnung am besten ausgebaute Teil der Mathematik ist die Geometrie. Aber diese bleibt außerhalb der erkenntnistheoretischen Befreiung der Geisteswissenschaften von der Denkweise des Aristoteles und der Vormundschaft der Theologie. Eine Hinwendung zu empirischen Methoden der Naturwissenschaft. verengt und vertieft wissenschaftliche Forschung auf eine aspektbezogene Betrachtungsweise. Aus der damit verbundenen Aufspaltung

---

[49] Vgl. *Windelband* (1948: 64).

[50] Vgl. *Cassirer* (1906: 241, das folgende S. 26).

[51] Vgl. *Cassirer* (1974: 89, 127, Zitat S. 342f.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in Einzelwissenschaften erwächst die Forderung, auch für einzelwirtschaftliche Probleme Lehrstühle zu errichten.

(1) Francis Bacon (1561–1621, Jurist und englischer Staatsmann) will das Kausalitätsprinzip der Naturwissenschaft auch auf ethische, psychologische und gesellschaftliche Probleme anwenden. Bacon fordert, eine am Kausalitätsprinzip ausgerichtete Ökonomik als Universitätsdisziplin in die allgemeine Bildung aufzunehmen.[52]

(2) Im deutschen Sprachraum sprechen sich für selbständige Lehrstühle über das Wirtschaften um 1700 mehrere Gelehrte aus, am bekanntesten ist Leibniz.[53]

(3) Christian Thomasius (1655–1728)[54] lehrt seit 1694 an der Ritterakademie in Halle, wird Rechtsprofessor und später Rektor an der Universität Halle. Thomasius verfasst mehrere Schriften zur Lebensklugheit, deren Nutzen er auch denen beibringen will, die „von der Kauffmannschafft / Haußwirthschaft u.d.g. Profession machen". Neben ethischen Platitüden fordert er vom Kaufmann nicht nur, „daß er beym Einkauff vorsichtig sey / sondern er muß auch einen sonderbahren Witz beim Verkauff zu gebrauchen / und teyls die Käuffer ehrlicher Weise an sich zu ziehen / theils nicht zu viel noch zu wenig zu trauen geschickt seyn".[55] Thomasius betont, daß statt Rhetorik in Latein die Redekunst in deutscher Sprache zu üben sei. Die Universität Halle errichtet dann auch 1731 eine Professur zur „Teutschen Beredsamkeit".[56]

(4) Der Kaufmann und Hofrat in Dresden Paul Jacob Marperger (1656–1730) wünscht kurz danach ebenfalls die Einrichtung von Professores mercaturae an Universitäten.[57]

(5) In seiner Dissertation fordert Julius Bernhard von Rohr (1683–1742, später Domherr zu Merseburg), dass die Ökonomik zugleich die Mechanik aufzunehmen habe und auf Mathematik und Physik zu begründen sei. „Oeconomica & Politica" seien jedoch zwei getrennte Wissenschaften.[58] Rohr verweist auf „Modelle" (im ingenieurmäßigen Sinne), die er für die technisch wirtschaftliche Ausbildung einsetzen will. Ein Darniederliegen der wirtschaftlichen Ausbildung belegt er an zahlreichen Zitaten. Mehrfach bezieht er sich auf Morhofius (Marenholz[59]), der die Wissenschaft vom Kameralismus als „Disciplina Practica" bezeichnet, also zur „Kunstlehre" erklärt.

---

[52] Vgl. *Bacon* [1620](1981: bes. 59, 80, 93f., 99).

[53] Vgl. *Klopp* (1864: 18, 128f.).

[54] Vgl. *Thomasius* (1710a: 273–285 (Cap. XVII), bes. S. 273). Vgl. über seine volkswirtschaftlichen Vorstellungen näher *Roscher* (1874: 340–346).

[55] *Thomasius* [1710b] (1971: Vorrede S. 2, 211).

[56] Vgl. im einzelnen *Gabler* (1980: 10).

[57] Vgl. *Marperger* (1715: 328).

[58] Vgl. *de Rohr* (1712: 47, 19, 23, 27f.).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

(6) In demselben Kunstlehre-Verständnis 1716 beschreibt Christoph Heinrich Amthor, Historiograph am Hofe in Kopenhagen, der unter dem Namen Sincerus publiziert, ein „Project der Oeconomie in Form einer Wissenschafft". „Die besonderen Eigenschaften der Oeconomic sind: Daß sie nicht mit leeren Speculationen / sondern mit äusserlichen Geschäfften zu thun hat / die … durch würckliche Leibes= Bemühungen vollzogen werden; welche Zum Theil die gesunde Vernunfft; zum Theil eine lebendige Erfahrung / zum Grunde haben." Sincerus[60] folgert, die Mathematik habe mit der ökonomischen Theorie „nichts zu schaffen; denn die Mathesis … erfindet und demonstriret", die Oeconomie „appliciret und richtets zu Wercke". Allerdings setzt sich Sincerus mit seinem Urteil zur Mathematik in Gegensatz zur Erkenntnistheorie seiner Zeit, in der Mathematik auch als Entdeckungszusammenhang verstanden wird.

(7) Der hauptsächlich in Halle lehrende Aufklärungsphilosoph Christian Freiherr von Wolff (1679–1754) bezeichnet 1710 alles Hantieren mit Zahlen als Mathematik und folgert: „Wäre mir vergönnet, weitläufig zu seyn, so wolte ich zeigen, wie die Rechnung haushalten hilft, und mit der Geometrie viele Vortheile zeigt, welche man in der Haushaltung öfters übersehen würde; wie die Arithmetick, Geometrie, Bau=Kunst … einen jeden Haus=Vater vorsichtig macht; … mit einem Worte: wie der größte Theil der irdischen Glückseligkeit auf die Mathematick erbauet sey".[61] Bei diesem Urteil ist zu beachten, dass kurz nach 1700 die „Mathematick" üblicherweise auf die vier Grundrechenarten und die elementare Geometrie beschränkt bleibt. Schließlich war die Infinitesimalrechnung erst kurze Zeit davor der Forschung entsprungen.

c) In den Jahrzehnten um 1700, als die Forderungen nach Lehrstühlen mit wirtschaftswissenschaftlich bezogenem Inhalt aufbrechen, ist die Schulausbildung noch schlechter als heute. Eine offenbar nicht seltene Praxis der Hochschullehre sollte ebenso wenig vergessen werden wie die Lebensverhältnisse ärmerer Studierender.

Thomasius veröffentlicht 1693 eine Schrift „Vom elenden Zustand der Studenten", in der er „sein Vorhaben, wie|er künftig Seine Lehr-Art einzurichten … gesonnen sey"[62] vorstellt und dabei an Luther erinnernde Grobheiten gegen Unsitten unter Lehrenden und Studierenden wählt, z. B.: „In dem Lehrstande, es sey nun auf der Cantzel oder Catheder, kann ein Wollüstiger nichts bauen, wenn er in Sause und Frass lebet, wenn er nach den Weibes-Personen wie ein geiler Hengst wiehert, dass ganzte Städte und Länder von seiner Hurerei zu

[59] Vgl. *Ascanius C. von Marenholz* (1702: 16). Vgl. zu dem Geheimrat Ascanius Christoph Freiherr von Marenholz aus Hannover und seinem, Schröders „Fürstliche Schatz= und Rent=Cammer" nachempfundenen Werk, *Schaumann* (1911).

[60] *Sincerus* [1716](1717: 10, 29f., 26, 38).

[61] *Von Wolff* [1710](1973).

[62] *Thomasens* [1721](1894: Zitate S. 137, 139).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sagen wissen … Aber lasset uns nun auch einen Studenten beschreiben, der auf den Weg der Tugend sich gewendet …. Dieser wird zwar auch von der Wollust, Ehrgeitz und Geldgeitz öfters hingerissen … und verderbet manche Zeit mit Spielen, und seine Gewogenheit gegen das Frauen-Volck ist nicht die reinste; aber er stellet sich auch öfters die Sauischkeit, Liederlichkeit und Unreinigkeit eines dergleichen Lebens ernstlich für, und hütet sich der Gelegenheit, die ihm zu dergleichen Dingen Anreitzungen giebet".

Zu Beginn des 18. Jahrhunderts sind die Studierenden offenstehenden Zeitvertreibe und Konsummöglichkeiten sehr beschränkt. Um einen Blick auf damalige studentische Nahrungsverhältnisse zu werfen: In Halle sah 1710 der Speisezettel eines Freitisches für 12 bedürftige Studierende an jedem Donnerstag vor „ein Eyer-Suppe, Schöpsen, oder Kälber Braten, wie man es Haben Kann, à 9 Pfd. auf einen Tisch, ein Hirsen zum Zugemüss mit brauner Butter, 2 Stückgen Butter, 1 Nessel Bier auf die Person". Die Bierration gab es täglich.[63] Ein Nösel faßte in den meisten mitteldeutschen Landkreisen rund 0,43 l.

Die Mehrzahl der Universitäten im 18. Jahrhundert wird von weniger als 300 Studenten jährlich besucht,[64] zu den größten zählt Halle mit, alle Fakultäten zusammengenommen, zwischen anfänglich um 1500 Studierenden, im Verlauf des 18. Jahrhunderts teilweise auch nur 700. Trotz dieses aus heutiger Sicht sehr kleinen Rahmens wird es Mode an Königs- und Fürstenhöfen, Kameralwissenschaften zu fördern. Die ersten Lehrstühle wirtschaftswissenschaftlicher Art entstehen 1727 in Halle (Saale) und Frankfurt (Oder), 1752 in Wien. Besondere Kameralhochschulen werden später gegründet: die erste 1774 in (Kaisers-)Lautern. In Gießen, Stuttgart, Mainz werden Cameral-Fakultäten eingerichtet, in Rinteln, Marburg, Ingolstadt staatswirtschaftliche Institute aufgebaut. Aber dem Aufbau einer Hochschulorganisation mit im Jahre 1798 23 Professuren, die angeblich von 32 Professoren wahrgenommen sein sollen, folgt kein Lehr- oder gar Forschungserfolg.[65]

An Wissensökonomie im Sinne einer Verbreitung des damaligen ökonomischen Wissens mangelte es vielleicht schon wegen der geringen Zahl Kameralwissenschaft Lehrender und Studierender, wohl aber auch an einer „innovativen" Wissensübertragung von einem Fachgebiet zu einem anderen, wie die Geschichte der Wirtschaftswissenschaft nicht nur im 18. Jahrhundert lehrt:

Die erste Optimumsbestimmung mittels der Annahme eines sinkenden Grenznutzens in Abhängigkeit vom alternativ wachsenden Vermögen, Daniel Bernoullis Theorie des Risikonutzens, wird etwa zur Zeit der Errichtung der ers-

---

[63] *Schrader* (1894: 457).

[64] Vgl. *Tribe* (1988: 46); zu den Zahlen aus Halle vgl. *Schrader* (1894: Fn. 63).

[65] Vgl. *Schneider* (2001: Fn. 18, 137–171).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ten Lehrstühle wirtschaftswissenschaftlichen Zuschnitts erdacht,[66] und es dauert dann über 250 Jahre, bis diese Theorie der Risikostreuung für Investitionen, trotz Bernoullis Beispielen aus der Seeversicherung hierzu, sich zu einem allgemein gelehrten Gegenstand der Entscheidungstheorie entfaltet.

Literaturverzeichnis

Arrow, Kenneth J. (1974), Essays in the Theory of Risk-Bearing, Amsterdam u. a.

– (1985), „The Economics of Agency", in: J. W. Pratt und R. J. Zeckhauser (Hrsg.), Principles and Agents: The Structure of Business, Boston, S. 37–51.

Aumann, Robert/*Brandenburger*, Adam (1995), „Epistemic conditions for Nash-Equilibrium", Econometrica, 63, S. 1161–1180.

Bacon, Francis (1620), Novum Organum Scientiarium, deutsch: Neues Organ der Wissenschaften, übers. und hrsg. von A. T. Brück, Leipzig 1830, Nachdruck Darmstadt 1981.

Ballwieser, Wolfgang (1985), „Ergebnisse der Informationsökonomie zur Informationsfunktion der Rechnungslegung", in: S. Stöppler (Hrsg.), Information und Produktion, Stuttgart, S. 21–40.

Bayes, Thomas/*Price*, Richard (1763), „An Essay towards solving a Problem in the Doctrine of Chances", Philosophical Transactions, 53, S. 370–418 (Manuskript von Bayes S. 376–399). Deutsche Übersetzung: Thomas Bayes (1908), Versuch zur Lösung eines Problems der Wahrscheinlichkeitsrechnung, Leipzig, S. 4–23.

Bernoulli, Daniel (1738), „Specimen Theoriae novae de Mensura Sortis", in: Commentarii academiae scientiarum imperialis Petropolitanae, Tomus V, S. 175–192, hier zitiert nach der deutschen Übersetzung durch Alfred Pringsheim; vgl. Daniel Bernoulli: Die Grundlage der modernen Wertlehre: Versuch einer neuen Theorie der Wertbestimmung von Glücksfällen, Leipzig 1896.

Blackwell, David (1953), „Equivalent comparisons of experiments", Annals of Mathematical Statistics, 24, S. 265–272.

Blaug, Mark (1992), The Methodology of Economics Or how economists explain, 2. Aufl., Cambridge.

Bössmann, Eva (1993), „Informationsökonomik", in: A. Woll (Hrsg.), Wirtschaftslexikon, 7. Aufl., München/Wien, S. 334–336.

Cassirer, Ernst (1906), Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, 1. Bd., Berlin.

– (1974), Das Erkenntnisproblem in der Philosophie und Wissenschaft der neueren Zeit, 2. Bd., Darmstadt.

[66] Erstmals bei dem Genfer Mathematiker *Gabriel Cramer* (1704–1752), der 1728 eine Wurzelfunktion für den Risikonutzen wählt. Unabhängig davon stößt 1732 Daniel Bernoulli auf denselben Gedanken und baut ihn in einer [1738](1896) veröffentlichten Untersuchung aus.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Defoe, Daniel (1697), An Essay on Projects, deutsch: Über Projektemacherei, Wiesbaden 1975.

Drèze, Jacques-H. (1960), „Le paradoxe de l'information", Économie appliquée, 13, S. 71–80.

Finetti, Bruno de (1937), „La prévision: ses lois logiques, ses sources subjectives", Annales de l'Institut Henri Poincaré, Bd. 7, S. 1–68.

Frensdorff, F. (1904), „Über das Leben und die Schriften des Nationalökonomen J. H. G. von Justi", in: Nachrichten von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, Philosophisch-historische Klasse aus dem Jahre 1903, Göttingen, S. 355–503.

Frydman, Roman (1982), „Towards an Understanding of Market Processes: Individual Expectations, Learning and Convergence to Rational Expectations Equilibrium", The American Economic Review, 72(4), S. 652–668.

Gabler, Hans-Jürgen (1980), „Machtinstrument statt Repräsentationsmittel: Rhetorik im Dienste der Privatpolitic", Rhetorik, Bd. 1, S. 9–25.

Gerfin, Harald (1982), „Informationsprobleme des Arbeitsmarktes", Kyklos, 35, S. 398–429.

Grether, David M. / *Schwartz*, Alan / *Wilde*, Louis L. (1992), „Price, quality and timing of moves in markets with incomplete information: an experimental analysis", The Economic Journal, 102, S. 754–771.

Hakansson, Nils H. / *Kunkel*, J. Gregory / *Ohlson*, James A. (1982), „Sufficient and Necessary Conditions for Information to have Social Value in Pure Exchange", The Journal of Finance, 37, S. 1169–1188.

Hauser, Henri (1925), „Le „parfait négociant" de Jacques Savary", Revue d'histoire économique & sociale, 13, S. 1–28.

Hayek, F. A. von (1937), „Economics and Knowledge", Economica, N. S., 4, S. 33–54.

– (1945), „The Use of Knowledge in Society", The American Economic Review, 35, S. 519–53.

– (1981), Recht, Gesetzgebung und Freiheit, Bd. 2: „Die Illusion der sozialen Gerechtigkeit", Landsberg.

Hirshleifer, Jack (1971), „The Private and Social Value of Information and the Reward to Inventive Activity", The American Economic Review, 61, S. 561–574.

– (1973), „Where Are We in the Theory of Information?", The American Economic Review, Papers and Proceedings,63, S. 31–39.

Hirshleifer, Jack / *Riley*, John G. (1992), The Analytics of Uncertainty and Information, Cambridge.

Hutchison, T. W. (1938), The Significance and Basic Postulates of Economic Theory, New York.

Kirzner, Israel M. (1978), Wettbewerb und Unternehmertum, Tübingen.

Klopp, O. (Hrsg.) (1864), Die Werke von Leibniz, 1. Reihe: „Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften", 1. Bd., Hannover.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kornai, Janos (1974), Anti-equilibrium: On Economic Systems Theory and the Task for Research, Amsterdam.

Lavoie, Don (1985), Rivalry and central planning. The socialist calculation debate reconsidered, Cambridge.

Loasby, B. J. (1976), Choice, complexity and ignorance, Cambridge.

Loy, Claudia (1988), Marktsystem und Gleichgewichtstendenz, Tübingen.

Machlup, Fritz (1984), Knowledge: Its Creation, Distribution, and Economic Significance, Bd. III: „The Economics of Information and Human Capital", Princeton, N.J.

Marenholz, Ascanius C. von (1702), Fürstliche Macht=Kunst oder Unerschöpfliche Gold=Grube, Halle.

Marperger, Paul Jakob (1715), Erste Fortsetzung seiner so nothwendigen als nützlichen Fragen über die Kauffmannschafft, Leipzig/Flensburg.

Marschak, Jacob (1954), „Towards an Economic Theory of Organization and Information", in: R. M. Thrall u. a. (Hrsg.), Decision Processes, New York/London, S. 187–220.

Morgenstern, Oskar (1965), Über die Genauigkeit wirtschaftlicher Beobachtungen, 2. Aufl., Wien/Würzburg.

Nash, John F. (1950), „The Bargaining Problem", Econometrica, 18, S. 155–162.

– (1953), „Two-Person Cooperative Games", Econometrica, 21, S. 128–140.

Neumann, J. von (1935/36), „Über ein ökonomisches Gleichungssystem und eine Verallgemeinerung des Brouwerschen Fixpunktsatzes", in: Karl Menger (Hrsg.), Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums, Bd. 8, nachgedruckt im Sammelband „Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums", hrsg. von E. Dierker und K. Sigmund, Wien/New York 1998.

Rae, John (1834), Statement of Some New Principles on the Subject of Political Economy, Boston, Neudruck New York 1964.

Ramsey, Frank Plumpton (1931), „Truth and Probability", in: R. B. Braithwwaite (Hrsg.), The Foundations of Mathematics and other Logical Essays, New York (Nachdruck London 1965), S. 156–198.

Rawaswamy, T. N. (1962), Essentials of Indian Statecraft. Kautilya's Arthasastra for Contemporary Readers, New York.

Rehberg, Jürgen (1973), Wert und Kosten von Informationen, Frankfurt/Zürich.

Rohr, Julius Bernhardus de (1712), De excolendo studio oeconomico tam principum quam privatorum, Leipzig.

Roscher, Wilhelm (1874), Die Geschichte der National=Oekonomik in Deutschland, München.

Rosenstein-Rodan, Paul N. (1930), „Das Zeitmoment in der mathematischen Theorie des wirtschaftlichen Gleichgewichts", Zeitschrift für Nationalökonomie, 1, S. 129–142.

Savage, Leonard J. (1954), The Foundations of Statistics, New York/London.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Savary, Jacques (1675), Le parfait négociant ou instruction générale pour ce qui regarde le commerce de toute sorte de Marchandises, tant de France, que des Pays Estrangers, 1. Aufl., Paris, Nachdruck Düsseldorf 1993.

Schacht, Hjalmar (1902), „Zur Geschichte des Intelligenzwesens", Die Grenzboten. Zeitschrift für Politik, Litteratur und Kunst, 61, S. 545–552, 605–612.

Schaumann, Georg (1911), „Die in Halle 1702 anonym erschienene ‚Fürstliche Macht=Kunst'", Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 35, S. 183–188.

Schlesinger, Karl (1933/34), „Über die Produktionsgleichungen der ökonomischen Wertlehre", in: Karl Menger (Hrsg.), Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums, Bd. 6, nachgedruckt im Sammelband „Ergebnisse eines Mathematischen Kolloquiums", hrsg. von E. Dierker und K. Sigmund, Wien/New York 1998.

Schneider, Dieter (2001), Betriebswirtschaftslehre, Bd. 4: „Geschichte und Methoden der Wirtschaftswissenschaft", München/Wien.

Schrader, Wilhelm (1894), Geschichte der Friedrichs-Universität zu Halle, 2. Teil, Berlin.

Schröder, Wilhelm Freyh. Von (1686), Fürstliche Schatz= und Rent=Cammer, Leipzig, benutzte Ausgabe Leipzig/Königsberg 1737.

Schumpeter, Joseph A. (1912), Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, 1. Aufl., Leipzig.

Schumpeter, Joseph A. (1928), „Unternehmer", in: Handwörterbuch der Staatswissenschaften, 4. Aufl., Bd. 8., Jena, S. 476–487.

Schumpeter, Joseph A. (1972), Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie, 3. Aufl. München.

Sen, Amartya (1987), On Ethics and Economics, Oxford.

Shackle, G. L. S. (1972), Epistemics and Economics, Cambridge.

Sincerus, Anastasius (1716), Project der Oeconomie in Form einer Wissenschafft, Frankfurt/Leipzig, 2. Aufl. 1717.

Smith, Adam (1974), Der Wohlstand der Nationen, hrsg. von H. C. Recktenwald, München.

Stegmüller, Wolfgang (1973), Probleme und Resultate der Wissenschaftstheorie und Analytischen Philosophie, Band IV: „Personelle und Statistische Wahrscheinlichkeit", Erster Halbband, Berlin u. a.

Stigler, George J. (1949), „The Mathematical Models in Economics", in: ders., Five Lectures on Economic Problems, London, S. 37–45.

– (1961), „The economics of information", The Journal of Political Economy, 69, S. 213–225;

– (1962), „Information in the labor market", The Journal of Political Economy, 70, Supplement, S. 94–105.

Thomasius, Christianus (1710a), „Cautelae circa studium oeconomicum", in: Cautelae circa praecognita jurisprudentiae, Halle/Magdeburg, S. 273–285.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (1710b), Kurtzer Entwurff der Politischen Klughteit / sich selbst und andern in allen Menschlichen Gesellschafften wohl zu rathen / und zu einer gescheiden Conduite zu gelangen … Franckfurt, Leipzig, Nachdruck Frankfurt a. M. 1971.

Thomasens, Christian (1721), Kleine Teutsche Schrifften, 3. Aufl., Halle, hier zitiert nach dem Abdruck in Festschrift der Historischen Commission der Provinz Sachsen zur Jubelfeier der Universität Halle-Wittenberg am 1. bis 4. August 1894, Halle 1894, S. 123–162.

Tribe, Keith (1988), Governing Economy, New York u. a.

Wald, Abraham (1934/35), Über die Produktionsgleichungen der ökonomischen Wertlehre, Bd. 7.

– (1936), „Über einige Gleichungssysteme der Mathematischen Ökonomie“, in: Zeitschrift für Nationalökonomie, Bd. 7, S. 637–670.

Walras, Léon (1926), Élements d'économie politique pure ou théorie de la richesse sociale. Édition definitive, Paris/Lausanne.

Weintraub, E. R. (1988), „The neo-Walrasian program is empirically progressive“, in: N. de Marchi (Hrsg.), The Popperian legacy in economics, Cambridge u. a., S. 213–227.

Windelband, Wilhelm (1948), Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, hrsg. von H. Heimsoeth, 14. Aufl., Tübingen.

Wittmann, Waldemar (1959), Unternehmung und Unvollkommene Information, Köln: Opladen.

Wolff, Christian Freiherr von (1710), Die Anfangs=Gründe aller Mathematischen Wissenschaften, 1. Teil, 7. Aufl., Frankfurt/Leipzig 1750, Nachdruck Hildesheim 1973, Vorrede.

Xenophon (362 v. Chr.), Kyrupaedie – Die Erziehung des Kyros, hrsg. von R. Nickel, Darmstadt 1992.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Verortung der öffentlichen „Meinung“ in der Wertbestimmung in der älteren deutschen Gebrauchswertschule: J.F.E. Lotz und sein Begriff „gemeine Meinung“

Von *Tetsushi Harada*, Nishinomiya

Vorbemerkung

„Ältere deutsche Gebrauchswerththeorie“ und „ältere deutsche Gebrauchswerthschule“[1] als theoretische Tendenz und Geistesströmung in der deutschen Volkswirtschaftslehre des 19. Jahrhunderts, die von deutschen Klassikern (Soden, Hufeland, Lotz, Rau, Hermann) bis zur historischen Schule (Hildebrand, Roscher) – dazu einschließlich der romantischen Schule (Adam Müller) und des Staatssozialismus (A. Wagner) – reichen, waren nach ihrer Nennung von J. v. Komorzynski im Jahre 1889 weiter von O. Spann in seinem dogmenhistorischen Lehrbuch (1967) hoch eingeschätzt[2] worden, und wurden dann noch seit der 2. Auflage von G. Stavenhagens „Geschichte der Wirtschaftstheorie“ erwähnt, die nach dem Zweiten Weltkrieg relativ lange den Rang eines Standardwerkes im deutschsprachigen Raum hatte.[3] Sie sind danach in den 1990er Jahren erneut

---

[1] *Komorzynski* (1889: 63–64).

[2] Bei Spann ist erläutert, dass Adam Müllers Wertlehre auch zu der deutschen Gebrauchswerttheorie gehört (ibid.: 124). Vgl. *Harada* (2002: 178–190, 332–333). Bemerkenswert ist, dass selbst in Spanns Lehrbuch ein bestimmter Teil seiner Darstellung über die „deutsche Gebrauchswertschule“ nicht in der ersten Auflage (1911), sondern erst seit der 16. Auflage (1926: 156–157) mit seiner vermehrten Romantik-Beschreibung erkennbar ist. So ist es notwendig, die Übergangsphase von der „12. bis 15., abermals vermehrten“ (1923) zur 16. Auflage zu erforschen, falls die Bedeutung seiner äußerst nach traditionell deutscher Denkweise orientierten Dogmengeschichte erkannt wird. Vgl. 16. Aufl, S. V-VII („Vorwort zur sechzehenten Auflage“).

[3] *Stavenhagen* ($1951^1/1969^4$). Aus den mehrmaligen Auflagen ist ersichtlich, dass dieses Werk von den 1950er bis mindestens zu den 1970er Jahren ein wirtschaftsdogmenhistorisches Standardwerk war. In der ersten Auflage ist aber der Begriff „Gebrauchswert“ nur knapp erwähnt (S. 44–45), und ein bestimmter Umfang der Darstellung von der „Theorie des objektiven Gebrauchswertes“ der deutschen Klassik ist erst seit der 2. Auflage aus dem Jahr 1957 (S. 100–104) zu finden. Von hier aus ist zu vermuten, dass man erst in der zweiten Hälfte der 50er Jahre traditionelle deutsche Wirtschaftsideen als Forschungsgegenstände einigermaßen frei behandeln durfte. Dennoch befindet sich keine

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dadurch auf die Bühne getreten, dass E. Streissler in seinem bekannten Aufsatz „Carl Menger, der deutsche Nationalökonom“ (1990) Mengers Grenznutzentheorie eher als eine entwicklungsentsprechende Auflösung der „älteren deutschen Gebrauchswerththeorie“ betrachtete und appellierte: während seine Grenznutzenlehre normalerweise mit der Grenznutzenrevolution bezeichnet sei, sei es doch „verständlich, dass Menger sich in seinen „Grundsätzen“ *nicht* als *Revolutionär* gab, *sondern* sich vielmehr mit Recht als *Vollender* der deutschen Nationalökonomie fühlen konnte“[4] (Hervorhebung im Original – T.H.). Unabhängig von der Arbeit Streisslers ist 1992 die „deutsche Gebrauchswertschule“ als eine chronologische aber inhaltlich variierende Reihe der Wertlehre von deutschen Klassikern auch in K. Brandts „Geschichte der deutschen Volkswirtschaftslehre“, Bd. 1, näher erläutert.[5] Auf der Basis dieser neueren Forschungen[6] stellt nun der von B.P. Priddat herausgegebene Sammelband „Wert, Meinung, Bedeutung: Die Tradition der subjektiven Wertlehre in der deutschen Nationalökonomie vor Menger“ (1997) den Höhepunkt der Studien zur „älteren deutschen“ Gebrauchswertlehre dar. Priddat behandelt sie nun nicht bloß als Voraussetzung für Menger, sondern als einen Versuch vom „Rahmen einer *anderen Ökonomie*“,[7] die eine kultur- und gewohnheitsverbundene normative Ethik beinhaltet,[8] wenngleich sich diese auch von der Ethik Smithscher Art unterscheidet, die Individuen im wirtschaftlichen Tausch mit einer Vorstellung vom „impartial spectator“ in der Suche nach einem „sympathized“[9] Zustand durch ihre Selbstzurückhaltung bilden.

Im deutschsprachigen Raum wurde die Ricardosche Arbeitswertlehre damals selbst unter den deutschen Klassikern, die allerdings das Entwicklungsbild und den Gedanken einer naturgesetzlichen Harmonie von der englischen Klassik übernahmen, doch nicht akzeptiert, und an Stelle der Arbeitswertlehre entstand die „ältere“ deutsche Gebrauchswertlehre.[10] Die Kernpunkte dieser Lehre liegen darin, dass sie sich trotz der Gebrauchswertlehre nicht ausschließlich auf die Bedeutung des Gebrauchswertes für jedes einzelne Individuum beziehen, sondern ihr Gewicht auf den Gebrauchswert für Gesellschaften und letztlich für den Staat in seiner Gesamtheit legen, dass das Werturteil deshalb nicht nur von dem Individuum, sondern vielmehr von Gruppen und insbesondere vom Staat

---

Erläuterung zu Spanns Lehrbuch an den ebengenannten Stellen Stavenhagens (weder in der 2., noch in der 4. Auflage).

[4] *Streissler* (1990: 178).

[5] *Brandt* (1992: 169–184).

[6] *Priddat* (1997a: 9).

[7] *Priddat* (1997b: 278).

[8] Diese Behauptung von Priddat macht eine Stufe in der Reihenfolge seiner Forschungen aus, welche von seiner Hegel-Forschung bis zur Schmoller-Forschung reicht. Vgl. *Priddat* (1990), *Priddat* (1995).

[9] *Smith* (1759: 21–23, 157–159), vgl. *Mizuta* (1975: 121–127).

[10] Vgl. *Brandt* (1992: 162, 169).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

getragen wird, und dass letztlich der Gebrauchswert für den Staat oder die Nation als der zentrale Punkt betrachtet wird. Diese Art der Wertbestimmung ist einerseits eine subjektive in dem Sinne, das Werturteil subjektiv zu leisten, aber andererseits gleichzeitig eine „objektive“ in dem Sinne, nach einem allgemeinen öffentlichen Wert zu suchen.[11]

Für Nationalökonomen dieser Gebrauchswertlehre wird die Rolle des Staates, wie Priddat sagt, folgendermaßen verstanden: „Solange die ‚bürgerliche Gesellschaft‘ (d. h. die Gesellschaft der Wirtschaftssubjekte) nicht von sich aus in der Lage sei, eine sittliche Ordnung der marktlichen Allokation und Verteilung zustande zu bringen, hat der Staat diese Aufgabe proleptisch zu übernehmen“,[12] so dass die Wertbestimmung letztlich von der Regierung getragen wird. Wir nehmen diese Interpretation von Priddat an, aber wir müssen tiefer gehend danach fragen, welche unerfreulichen Ereignisse – nach den damaligen Nationalökonomen – in einem unreifen Zustand der „Wirtschaftssubjekte“ entstehen, und wie sie selber ihren zumindest scheinbar selbstwidersprechenden Standpunkt begründen, nämlich wirtschaftliche Eingriffe seitens der Regierung trotz ihrer klassisch-liberalen Ideen zu rechtfertigen. In Bezug auf diese Fragen analysieren wir hier die „Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre, in Beziehung auf Theuerung und Wohlfeilheit, und angemessene Preise und ihre Bedingungen“ (4 Bde., Koburg, Leipzig 1811–14) von Lotz, einem der deutschen Klassiker, unter besonderer Berücksichtigung seines Begriffs „gemeine Meinung“. Priddat richtet zwar in seinem Aufsatz seine Aufmerksamkeit auf diesen Begriff, erklärt ihn aber keineswegs im breiteren volkswirtschaftlichen Konzept von Lotz.[13]

1. Lotz als ein klassischer Nationalökonom

Johann Friedrich Eusebius Lotz (1771–1838) wurde in Sonnenfeld im Herzogtum Sachsen-Hildburghausen geboren und trat nach seinem Studium in Jena verschiedene Ämter an. Nachdem er sich kurz nach dem Studium mit der Einordnung und Verwaltung der Materialien im geheimen Archiv im Herzogtum beschäftigt hatte, wurde er 1810 als Regierungsrat nach Coburg berufen und beteiligte sich an der Verhandlung der thüringischen Staaten bezüglich des Ausgleichs der Kriegskosten. Lotz lehnte 1819 eine Berufung auf die Professur an der Universität Bonn ab, und nachdem er 1821 bei der Einführung der landständischen Verfassung im Herzogtum Coburg mitwirkte, wurde er 1824 zum geheimen Regierungsrat und zum geheimen Assistenzrat ernannt. Er trat damit

[11] Vgl. *Priddat* (1997a: 248–250).

[12] *Priddat* (1997a: 277).

[13] Ibid.: S. 249, Anm. 22, S. 250, Anm. 24, S. 255, Anm. 36.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dort in das Ministerium ein und erhielt dann 1827 den Rang eines geheimen Konferenzrates. Im selben Jahr nahm er an der Organisation der nunmehr vereinigten Herzogtümer Coburg und Gotha teil und verhandelte 1830 in München über den Anschluss des Amtsbezirks Königsberg an den mitteldeutschen Zollverband. Ab 1833 (bis zu seinem Tod) wohnte er hauptsächlich in Coburg und konzentrierte sich auf seine literarische Tätigkeit. Als seine bedeutendsten Werke sind außer der genannten „Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre" noch „Ueber den Begriff der Polizei und den Umfang der Staatspolizeigewalt: Ein Versuch" (1807) und das „Handbuch der Staatswirthschaftslehre" (3 Bde., 1821–22) zu nennen.[14]

Aus seinem Lebenslauf ist zu ersehen, dass er kein universitätsangehöriger Wissenschaftler, sondern eher ein durch seine verschiedenen Ämter reichlich erfahrener intelligenter Mann war, der umfangreiche Kenntnisse über reale politische und wirtschaftliche Verhältnisse besaß. Wenngleich auch seine „Revision der Grundbegriffe der Nationalwirthschaftslehre" ein Werk aus seiner früheren Schaffenszeit ist und daher diesem Buch seine späteren Erfahrungen nicht zugrunde liegen, ist es doch als ein umfangreiches wirtschaftstheoretisches Werk anzusehen. W. Roscher schätzt die *Revision* hoch als „eine ziemlich vollständige Nationalökonomik", auch wenn er Lotz insgesamt kritisch gegenübersteht: „Der Sinn von Lotz ist ziemlich ebenso *unhistorisch*, wie der seines Zeitgenossen J.B. Say".[15]

Der Begriff „Revision" im Titel zeigt seine Absicht, die bisherige Nationalökonomie mit seinen eigenen Modifikationen weiterzuentwickeln. Was bedeutet dies? Er selbst behauptet, weder von dem „Merkantilsystem" noch von den „Physiokraten" mehr zu erwarten (I: VI),[16] sondern von Adam Smith. Aber gleichzeitig erwähnt er Unzulänglichkeiten von Smith und seinen Anhängern wie folgt:

> „Alles, was neuerdings in der Nationalwirthschaftslehre geschehen ist, beschränkt sich […] bloß darauf, daß man auf *dem Wege* fortzuwandern sucht, den *Adam Smith* zu eröffnen gesucht hat; – auf einem Wege, der freylich vor allen bisher eingeschlagenen Wegen der richtigste, beste, und zweckmäßigste zu seyn scheint, aber dennoch, trotz seiner Vorzüge, den Wanderer noch auf manche Klippe führt […]. Der Hauptvorwurf, der *Smiths* Forschungen, und die Arbeit aller seiner mir bekannten Epitomatoren und Kommentatoren – nach meiner Ansicht der Sache – trifft, ist, der Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit ihrer Erörterungen über die Grundbegriffe der Lehre, mit deren Bearbeitung sie sich beschäftigen. Gerade über die Hauptfragen, *wie entstehen Güter als solche? wovon hängt der Werth der Erzeugnisse der produktiven Kraft der Natur und*

[14] Allgemeine Deutsche Biographie. (1884: 258–287).

[15] *Roscher* (1874: 665–666).

[16] Im Fall von Zitaten aus: *Lotz* (1811–14) ist im Folgenden die jeweilige Bandnummer als römische Ziffer angegeben.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

des menschlichen Geistes ab? worin besteht der eigenthümliche Charakter der Begriffe von Gut und Werth?“ (I: VI-VIII).

Trotz seiner Einschätzung des Vorrangs der Smithschen Lehre findet Lotz die unzulänglichen Beschreibungen von Smith und dessen Anhängern über den Begriff vom „Werth“ (und auch „Preis“ im darauf folgenden Kontext) problematisch. Als die „Epitomatoren und Kommentatoren“ von Smith bezeichnet er dabei Sartorius, Garnier, Jakob, Lüder, Say, Schlözer, Sismondi, Fulda, Kraus usw. (I: VII-VIII, Anm.); dagegen als Nationalökonomen, die „durch ihre Forschungen der Wissenschaft manchen Dienst geleistet haben“, Hufeland, Soden und Lauderdale, insbesondere die ersteren beiden Deutschen (I: IX-XI). Lotz versucht deshalb, die Wertlehre von Hufeland und Soden durch seine eigene „Revision“ zu seiner neuen Gebrauchswertlehre weiterzuentwickeln. Aber bevor wir seine Wertlehre näher analysieren, betrachten wir zunächst einmal sein englisch-klassisches Weltbild in zwei Punkten.

Erstens geht er nicht nur davon aus, dass jeder der beiden Tauschpartner unmittelbar von dem Tausch profitiert, sondern auch davon, dass der Tausch und die damit verbundene Entwicklung der Arbeitsteilung Produktionskräfte erhöhen und dadurch zur Vermehrung des Nationalreichtums beitragen, und er hat deswegen einen aus diesen Erkenntnissen induzierten Ausblick auf die wirtschaftliche Entwicklung der Gesellschaft und des Staates.

„Unsere nationalwirthschaftlichen Schriftsteller behaupten, *beym Tausche gewinnen in der Regel immer beide tauschende Parteien.* Und wirklich läßt sich diese Behauptung sehr gut hören; [… Aber] Der Hauptgewinn, welcher in der Regel immer für beide Parteien aus dem Tausche entspringt, besteht *in dem wohlthätigen Einflusse, den jeder Tausch auf die Wirksamkeit der produktiven Kräfte der tauschenden Parteien hat.* Ohne Tausch würde manche Aeußerung der produktiven Kraft entweder gar nicht zur Wirksamkeit gelangt seyn, oder doch gewiß nicht in dem Grade, in welchem sie sich wirklich äußert. […] *Tausch gehört unter die ergiebigsten Quellen des menschlichen Wohlstandes*. Tausch führt nicht nur zur Arbeitsamkeit überhaupt, sondern auch zur Theilung der Arbeiten. Diese aber führt […] zur Vermehrung und Vervollkommnung der Produktion, und diese wieder zum Wohlstande und Reichthum. […] Doch so bedeutend auch der eben angedeutete Gewinn ist, […] immer gehört *dieser* Gewinn nur unter die *mittelbaren* Vortheile […]. Ohngeachtet er überall den *unmittelbaren*, auf welchen ihre Hoffnungen gerichtet sind, bey weitem überwiegt, wird er doch in der Regel übersehen“ (I: 147 – 149).

In Abgrenzung von der merkantilistischen Denkweise, die hauptsächlich Tausch und Handel an sich akzentuiert, übernimmt Lotz pointiert den Zusammenhang, dass die Arbeitsteilung aus Tauschaktivitäten entsteht und sie die Produktivität steigert. Er betrachtet dieses Verhältnis als das wichtigste. Dabei ist diese Behauptung von ihm offensichtlich nicht auf Landwirtschaft beschränkt wie bei den Physiokraten. Zudem ist seine Erkenntnis über die klassische Denk-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

weise durchaus bemerkenswert, dass jede individuelle Handlung aus eigenem „unmittelbaren“ Vorteil motiviert sei, doch letztlich zur Vermehrung des gesamten Reichtums beitrage. In diesen Zusammenhängen können wir eine gleiche Logik feststellen, wie im ersten und zweiten Kapitel des ersten Buchs vom „Wealth of Nations“ von Adam Smith, nämlich die über die Entwicklung von Tausch und Arbeitsteilung sowie die darauf folgende Vermehrung des Nationalreichtums.[17]

Was Lotz' Auffassung von Tauschaktivitäten anbelangt, findet sich zweitens bei ihm eine Überzeugung von der gleichsam Smithschen Idee des „system of natural liberty“. Diese besagt, dass man für gerechte Preise im Markt künstliche Eingriffe seitens der Regierungen abschaffen und die aus Eigennutz motivierten Wirtschaftssubjekte frei nach ihrer Natur handeln lassen solle. Wir müssen allerdings unsere Aufmerksamkeit darauf richten, dass Lotz – wie unten analysiert – zum einen wegen seines Standpunktes der Gebrauchswertlehre den aus Lohn, Gewinn und Rente bestehenden Begriff „natural price“[18] von Smith keineswegs in der originalen Bedeutung akzeptiert und zum anderen die Regierung eine von ihm vorgeschlagene erziehende Rolle tragen lässt. Aber abgesehen von diesen zwei Punkten übernimmt Lotz die Smithsche naturgesetzlich-harmonische Idee der Marktpreise.

> „So scheint mir jede Theuerung oder Wohlfeilheit bloß eine *erkünstelte* zu seyn. Die Natur strebt überall die Preise der Güter so zu fixiren, daß sie ihrem Werthe und ihrem Schaffungskostenbetrage möglichst gleich kommen, und daß der Preis sich über den Werth oder den Schaffungskostenbetrag der in den Tausch kommenden Güter weder erhebe, noch unter ihn herabsinke. Dieß liegt im Wesen des Tausches, und in dem eigenthümlichen Charakter des menschlichen Eigennutzes […]. *Theuerung und Wohlfeilheit sind nie das Produkt der Natur, sondern immer nur das Produkt der Kunst*, welche dem menschlichen Eigennutze auf der Seite der einen tauschenden Partei Fesseln anzulegen sucht, um ihre Wirksamkeit zu hemmen“ (I: 214).[19]

Der klassisch-liberale Standpunkt von Lotz wird umso deutlicher, wenn seine Auffassung von Getreidepreisen in Betracht gezogen wird. Smiths Lehre von der „natural liberty“ verbindet sich mit seiner Behauptung von der Freiheit des Innen- und Außenhandels.[20] Sein „system of natural liberty“ („political economy“) stand in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts den damals gewöhnlichen politi-

[17] *Smith* (1776: 13, 25).

[18] Ibid.: 72–79, 687–688.

[19] Lotz betont auch: „Der Weg, den die Natur vorgezeichnet hat, und den sie bey ihrem Gange befolgt, ist immer der sicherste, der kürzeste und der beste. Die Kunst kann nie die Stelle der Natur vertreten; willkürliche Normen, von der Kunst geschaffen, können nie das leisten, was sich von der Achtung der unabänderlichen Gesetze der Natur erwarten läßt. […] Und diese Gesetze der Natur zu erforschen, nun möglichst treu darzustellen, – ist die Haupttendenz dieser Untersuchungen.“ (I, S. 8)

[20] *Smith* (1776: 524–543, insbesondere S. 530).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schen restriktiven Maßnahmen gegen eine Erhöhung der Getreidepreise und den entsprechenden Wirtschaftsgedanken („moral economy“) – wofür der Italiener F. Galiani und der Schotte J. Steuart plädierten – durchaus radikal gegenüber. Nach Smith sollte man eine durch die politischen Maßnahmen verursachte künstliche Abweichung von Marktpreisen trotz der einstweilen entstandenen Armut und der damit verbundenen sozialen Unruhe vermeiden. Vielmehr sollte man den Weg einer Vermehrung und Verbreitung des Reichtums aufgrund der Produktivitätserhöhung und des Wachstums in der freien arbeitsteiligen Gesellschaft insgesamt beschreiten.[21] Dieser von Smith vertretene Standpunkt trifft genauso auf den von Lotz zu, wenn auch entsprechende Darstellungen von letzterem mit dem Begriff „Wille“ gefärbt sind. Lotz behauptet:

> „Man hat hie und da in theuren Jahren den Landmann gezwungen, seine entbehrlichen Vorräthe zu gewissen Zeiten auf den Markt zu bringen, und dem Konsumenten hat man hier ein bestimmtes Maass festgesetzt, das er kaufen durfte. Man hat auf diese Weise der Theuerung abzuhelfen gesucht. Aber man hat ihr nicht nur nicht abgeholfen, sondern man hat sie dadurch meist nur noch mehr befördert. Und der Grund dieser den Absichten der Regierungen ganz widersprechenden Erscheinungen, lag wohl in nichts Anderem, als in dem *Zwange*, durch welchen man den Willen der beym Tauschverkehr auftretenden Parteien auf einen Punkt hinleiten wollte, wohin er sich nicht durch Zwang leiten läßt“ (II: 16).

Während Steuarts Ansicht gegen diese liberale Richtung – nach Hont und Ignatieff – dem deutschen Kameralismus zugrunde liegt, geht Lotz nicht bloß über den Merkantilismus, sondern zudem noch über den Kameralismus hinaus.[22] Auch in diesem Zusammenhang können wir das klassisch-ökonomische Verständnis von Lotz feststellen.

2. Gebrauchswertlehre bei Lotz

Trotz seiner klassisch-Smithschen Charakterzüge veranlasst die Wertlehre Lotz zu einem scharfen Vorwurf. Lotz behauptet: *„Smith* in *seinen* Untersuchungen über den Nationalreichthum, Bd. I. S. 48. der Uebersetzung von *Garve*, versteht unter *Werth* überhaupt, [auch] den *Nutzen, den eine Sache gewährt.* Indessen die Unzulänglichkeit und Unbestimmtheit dieses Begriffs fällt von selbst in die Augen“ (I: 13, Anm., vgl. auch S. 27).[23] Im 4. Kapitel des ersten Buchs vom *Wealth of Nations* stellt Smith zwar Gebrauchswert und Tauschwert dar, aber seine Beschreibung des Gebrauchswerts ist rudimentär. Ohne nähere Er-

[21] Vgl. *Hont*, *Ignatieff* (1983: 13–26).

[22] Ibid.: 18, Fn. 54. Vgl. *Skinner* (1966: xl, insbesondere Fn. 94).

[23] Lotz zeigt an den beiden Stellen, I, S. 13, 27, C. Garves Übersetzung vom Wealth of Nations (1794: 1. Bd., S. 48). Das entspricht *Smith* (1776: 44).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

läuterung des Begriffs Gebrauchswert und mit seiner offensichtlichen Betonung des Tauschwerts entfaltet Smith seine Darstellung von letzterem her zu der bekannten Produktionskosten- und Arbeitswertlehre mit seinen Vorstellungen von „the quantity of that labour which he can command" and „the toil and trouble of acquiring it".[24] So bleibt seine anfängliche Aussage von Gebrauchswert unentfaltet. Für Lotz dagegen ist der Gebrauchswert der zentrale Punkt, denn selbst dem Tauschwert sollte der Gebrauchswert zugrunde liegen.

> „Beide, die Natur und der menschliche Geist, schaffen bald isolirt, bald im Verein mit einander, durch ihre Wirksamkeit eine über schwengliche Menge von Dingen, welche *Güter seyn können*. Doch nicht jedes Produkt dieser schaffenden Kräfte ist schon *an sich* ein *Gut* [...]. Dieß [ein Gut zu sein] kann nur der menschliche Geist ausschließlich allein. Erst dann, wenn dieser ihre Produkte als Mittel anerkennt, tauglich zur Beförderung menschlicher *Zwecke*, – erst dann treten sie aus dem weiten Kreise der Dinge an sich, in den eigern Kreis der Güter" (I: 9).

Entscheidend ist die vom „menschlichen Geist" vollführte Anerkennung als „Mittel [...] tauglich zur Beförderung menschlicher *Zwecke*", oder anders ausgedrückt die anerkannte „Tauglichkeit" (I: 9). Ein „Ding" mit dieser Anerkennung wird allein als ein „Gut" von Wert, das für einen Gegenstand der Nationalökonomie gilt, betrachtet. Dies ist der Kernpunkt von Lotz' Gebrauchswertlehre. Und der Wert wird „in *zweyfacher* Beziehung" bestimmt, „einmal *unabhängig von anderen Gütern*, und dann *in Beziehung auf andere Dinge von Werth*". Lotz sagt: „[1] *Den Wert*, welchen er [der menschliche Geist] einem Gute überhaupt und unabhängig vom Werthe anderer Güter beylegt, nennt der Graf *von Soden* den *positiven* Werth jenes Gutes; [2] *den* Werth hingegen, welchen er [der menschliche Geist] einem Gute in Vergleiche gegen ein Anderes beylegt, nennt man dessen *verglichenen* Werth. Auch ich finde diese Bezeichnung für ganz zweckmäßig" (I: 14–15). Der letztere „verglichene" Wert wird in beide Kategorien geteilt, nämlich erstens den *„absolut*, in Beziehung auf alle Güter", verglichenen Wert und zweitens den *„relativ*, in Beziehung auf *Ein gewisses* Gut, oder *einige gewisse* Güter", verglichenen Wert" (I:22). Dieses Schema von „positivem" und „verglichenem" Wert sowie dessen beiden Unterbegriffen, „absolut" und „relativ" verglichenem Wert, ist, wie von Lotz notiert, in der Tat von F.J.H. v. Soden (1754–1831) in seinem Werk „Die Nazional-Oekonomie" (1. Bd, 1805) beschrieben.[25] Hier ist daher Lotz' Bezug zu Soden offensichtlich, wenn Lotz auch Soden, wie wir später sehen, kritisiert.

Was den Tauschwert anbelangt, so erläutert Lotz, „können Gebrauchswerth und Tauschwerth nie als Begriffe aufgeführt werden, welche einander entgegen gesetzt sind, und sich wechselseitig ausschließen sollen. Der *Tauschwert* fällt

[24] *Smith* (1776: 47).

[25] Vgl. *Soden* (1805: 38–43).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hier mit dem *Gebrauchswerthe* in einer Kategorie zusammen. Er ist nichts weiter als: *eine eigene, bestimmte Art ihres Gebrauchswerths*“ (I: 29). Tauschwert wird deshalb genau wie Gebrauchswert aufgrund einer „Tauglichkeit“ bestimmt. Tauglichkeit bedeutet in diesem Fall *„Tauglichkeit eines Gutes, sich für dieses Gut auf dem Wege des Tausches irgend ein anderes Gut zu verschaffen*“, und dieses andere Gut „sey ein Gut von Gebrauchswerth für den Begehrer“ (I: 30). Tauschwert wird deshalb einerseits im logisch unmittelbaren Sinne, eine anerkannte – wenn auch eine spezifische, ein anderes Gut erwerbende – Tauglichkeit zu haben, in die Kategorie des Gebrauchswertes subsumiert. Auf der anderen Seite hat Tauschwert in dem mittelbaren Verhältnis, die Tauglichkeit des Gebrauchswertes des anderen Gutes, d. h. dessen Tauglichkeit zur Verfügung zu haben, auch einen Gebrauchswert. In diesem doppelten Sinne ist Tauschwert „eine eigene, bestimmte Art“ des Gebrauchswertes.

Lotz erklärt auch Produktionskosten aus der Sicht des Gebrauchswertes. „Der *Schaffungskostenbetrag* eines Gutes“ ist „nichts weiter als *der Werth der Güter, welche aufgewendet werden müssen, um ein Naturprodukt zu gewinnen, oder ein Erzeugniß der schaffenden Kraft des menschlichen Geistes hervorzubringen*.“ Und „auch er lässt sich, wie der Werth der Güter, der ihn bildet, in *positiven*, und *absolut* und *relativ verglichenen* eintheilen“ (I: 62). Auf diese Weise werden Produktionskosten, Lotz spricht von „Schaffungskostenbetrag“, als der Wert der aufgewendeten Güter begriffen, und dieser Wert wird wiederum auf die genannten zwei, genauer drei, Begriffe des Gebrauchswertes, nämlich den positiven und den – absolut und relativ – verglichenen Wert reduziert. Pointiert gesagt, werden Produktionskosten auf Gebrauchswert reduziert.

Während Lotz F. J. H. von Soden und G. Hufeland (1760–1817) als Vordenker zu seiner Gebrauchswertlehre nennt, kritisiert er aber die beiden insbesondere wegen ihrer Vernachlässigung der Elemente des Geistes. Bei Soden geht es um seine „Ansicht vom Endzwecke der nationalwirthschaftlichen Untersuchungen“. Er scheint Lotz „nur darin nicht ganz richtig zu seyn, daß er ‚Beförderung des *physischen* Wohlstandes der Staatbürger‘ als ihrem *Endzweck* aufstellt. […] Denn wirklich befördert Reichthum nicht bloß das physische Wohlleben desselben, sondern auch seinem *geistigen* Wohlstand“ (I: XII, Anm., vgl. auch S. 14–15, 38).[26] Nach Lotz sind von Soden allerdings *„die Genießbarkeit* eines Dinges an sich, und *der im menschlichen Organismus liegende Reiz zum Besitze dieses genußfähigen Gutes* […] als Bedingungen“ des „positiven“ Gebrauchswertes[27] gezeigt. Aber für den Wert sind diese Bedingungen allein keineswegs ausreichend. Denn, auch wenn diese Bedingungen bezüglich eines Dinges bereits bestehen, darf es ohne Erkenntnis und Anerkennung davon seitens des „menschlichen Geistes“ (I: 37–38) selbst nicht als

[26] Vgl. *Soden* (1805): 1. Bd., S. 12 (über „physischen Wohlstand“), und auch S. 39–43.
[27] Vgl. Ibid.: 40.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ein Gut betrachtet werden. Auf der anderen Seite findet Lotz die Ansicht von Hufeland falsch, dass dieser die Wirksamkeit des menschlichen Geistes auf die Wertbestimmung beschränkt. Hufeland übersieht, dass der menschliche Geist „selbst" „Erzeugnisse der Thätigkeit des menschlichen Geistes" (I: 10, Anm.) schafft.[28] Diese Kritik von Lotz basiert auf dem Gesichtspunkt von geistigen Gütern, dass „die meisten Entdeckungen im Gebiete der Physik und Chemie" auch durch die Anerkennung oder „mit der Auffindung dieser Tauglichkeit" (I: 12) in den Kategorienkreis der Güter subsumiert werden. In dieser Weise versucht Lotz, die bisherigen nationalökonomischen Betrachtungen von Soden und Hufeland nun mit den Elementen des Geistes in Bezug auf Zweck, Subjekt und Güter ergänzend weiterzuführen.

Woher diese Betonung auf den „menschlichen Geist" bei Lotz kommt, ist eine interessante und untersuchungswürdige Frage. Stavenhagen weist auf den Einfluss des Philosophen I. Kant (1724–1804), auf die Wertlehre der deutschen Klassiker insgesamt hin. Als Grund nennt er, dass ein bedeutender Frühklassiker C.J. Kraus (1753–1807) ein Schüler und zugleich Freund Kants war.[29] Dieser Hinweis ist bedeutend für die Interpretation von Lotz' Werk, wenngleich zumindest an den oben genannten Stellen Lotz' keine Erwähnungen zu Kant ersichtlich sind und er Kraus eher negativ einschätzt. Wie wir unten in Bezug auf „gemeine Meinung" sehen werden, nimmt Lotz jedoch einen sozial-wirtschaftlichen Zustand ernst, in dem es „keinen kategorischen Imperativ" gibt, und in diesem Verhältnis können wir seine Anlehnung an Kant vermuten.[30]

Während der Begriff „Gattungswert", den – wie von Priddat aufgezeigt – später erst K.H. Rau (1792–1870) und weiter A. Wagner (1835–1917) verwenden,[31] bei Lotz noch nicht erwähnt wird, erläutert er jedoch die dem Begriff zugrunde liegende Denkweise von der „Rangordnung"[32] der verschiedenartigen „einzelnen Dinge", bzw. der Gebrauchswerte von ihnen als Gütern. Er stellt sie als eine Leistung vom menschlichen Geist dar: „Aber mit der Erhebung

[28] Vgl. *Hufeland* (1807: 20–24).

[29] Vgl. *Stavenhagen* (1951[1]/1969[4]: 103–104). Über Kraus und die frühere Aufnahme von Smith in Deutschland, vgl. *Winkel* (1989: 99–101), *Treue* (1951: 107–109), *Hasek* (1925: 84–85, 95–96).

[30] In seiner früheren Schrift über „Polizei" erwähnt Lotz doch Kants „Metaphysische Anfangsgründe der Rechtslehre", d.h. den 1. Teil seines Werkes Die Metaphysik der Sitten (1797). Vgl. *Lotz* (1807: S. 15, Anm., S. 124, Anm).

[31] Vgl. *Priddat* (1997a: 253, 256, 270). Der Begriff „Gattungswert" ist erwähnt in Rau (1855: 75–79). Diese Seiten sind im 1. Buch „Wesen des Volksvermögens", 1. Abschn. „Schätzung des Volksvermögens", in dem Lotz namentlich nicht erwähnt wird. Andererseits steht zwar in der ersten Auflage nicht der „Gattungswert"-Begriff, aber auf S. 45, 47 werden Lotz und seine Revision, §3 (I, S. 9–12), genannt. Über den Begriff „Gattungswert" bei Wagner, vgl. *Wagner* (1892: 333–336).

[32] Dieser Begriff ist auch bei *Hildebrand* (1848: 318) zu finden. Vgl. *Priddat* (1997a: 267).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

eines Dinges an sich zu einem Gute hat der menschliche Geist sein Werk noch keineswegs vollendet. Nicht bloß diese Erhebung gehört ihm ausschließlich an, sondern auch die Bestimmung der Rangordnung der einzelnen Güter unter sich, in Hinsicht auf ihre Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke“ (I: 13). Auch in diesem Fall ist der positive Gebrauchswert entscheidend. *„Das, was man den positiven Werth der Güter nennt, ist überhaupt nur ihr eigentlicher und wahrer Wert*; und die Grade *dieses* Werths bestimmen die Stelle, die ihnen in der Rangordnung der einzelnen Güter wirklich gebührt“ (I: 19–20). Zum Begriff „Gattung“ ist vermerkt: „Es müssen für jede Gattung eigene charakteristische Merkmale aufgesucht werden“ (I: 30), und die Gattungen werden weiter in beide unterschieden, nämlich „von unmittelbarer Tauglichkeit für menschliche Zwecke“ und „von mittelbarer Tauglichkeit“ (I: 25–26). Nicht jede einzelne Warensorte wird von Lotz präzise analysiert. Er schreibt darüber lediglich in der Weise, dass sowohl Wasser als auch Luft die beiden eben genannten Aspekte der Tauglichkeit haben. Er sagt sogar: „eine allgemeingültige Stufenleiter […] aufzufinden“ liege „ausserhalb der Gränzen meines Plans“ (I: 24), und verzichtet auf eine Darstellung der Rangordnung der gesamten Gattungssorten. Lotz ist sich bewusst, dass dieser Problemkomplex schwierige Fragen enthält, die sich auf eine Differenzierung des Klimas und der Kultur (Esskultur etc.) beziehen. *„Roggen* hat in Ländern, wo man gewöhnlich Roggenbrod zu essen pflegt, für Alle gewiß den höchsten Gebrauchswerth. Ißt aber jemand kein Roggenbrod, so wird er die größten Roggenvorräthe für nichts achten, wenn er sie nicht verkaufen darf“ (I: 44, Anm.)

Für unsere Analyse der Lotzschen Wertlehre müssen wir zudem seine Preislehre betrachten. Er erläutert Preis im Vergleich zu Tauschwert folgendermaßen:

> „Doch beruht, was es nie übersehen werden darf, die Idee von Tauschwerth immer bloß auf dem Gedanken, *daß es möglich sey, diejenige Sache vertauschen zu können, welcher man einen solchen Werth beylegt.* Die Idee vom Preis aber gründet sich auf die Vorstellung, *daß die zum Tausche geeignete Sache entweder wirklich schon in den Tausch gekommen sey, oder doch wirklich dahin kommen werde*. […] Im Wesen des Preises aber liegt die Idee eines, nicht bloß möglichen, sondern *wirklichen* Umtausches der Güter, welche man nach ihrem Tauschwerthe, oder nach ihrem Werthe überhaupt verglichen hat. Das, was man den *Preis* eines Gutes nennt, ist nichts weiter, als: *das Gut, oder die Masse von Gütern*, […] *welche der Begehrer eines Gutes demjenigen giebt, dessen Gut er tauscht*“ (I: 65, 67).

Dies mag auf den ersten Blick schwierig zu verstehen sein, aber was er behauptet, ist nichts anderes als der Unterschied zwischen Tauschwert als einem zu vermutenden „Gedanken“ und Preis als einem „wirklichen“ Zustand. Sowohl Tauschwert als auch Preis sind lediglich die Ideen der Tauschenden von einem Mengenverhältnis zwischen einem gegebenen und einem erworbenen Gut, aber beide Kategorien werden in die Vermutung des auf Tauglichkeit basierten Gedankens (Tauschwert) und das tatsächliche Verhältnis des *„wirklichen* Umtau-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sches“ (Preis) differenziert. „In vielen Fällen lassen die tauschenden Parteien bey ihrer Vereinigung über den Preis jenen Tauschwerth allerdings nicht unberücksichtiget“ (I: 68). Preis wird daher meistens in Anlehnung an den Tauschwert festgesetzt. Da dies aber im Grunde eine Tendenz ist, stimmt das tatsächliche Verhältnis nicht immer mit dem Gedanken des Tauschwertes überein.

3. „Gemeine Meinung“ und ihre unerfreuliche Wirkung

Entscheidend für Wertbestimmung ist bei Lotz, wie bereits gesehen, eine „Tauglichkeit“ für „menschliche Zwecke“ durch „menschlichen Geist“ anzuerkennen. „In der Natur der Sache liegt es, daß von Gütern, und Dingen von Werth, immer nur in *subjektiver* Beziehung die Rede seyn kann. […] Der Werth einer Sache ist keineswegs eine Eigenschaft, welche ihr schon an sich betrachtet, und abgesehen von irgend einem menschlichen Urtheile über ihre Tauglichkeit als Mittel zu menschlichen Zwecken anklebt; sondern er ist […] bloß das Produkt des Urtheils irgend eines menschlichen Wesens über ihre Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke; […] Ein solches Urtheil ist die wesentliche nothwendige Bedingung jedes Werths, der irgend einem Gute beygelegt werden kann; sowohl des positiven als des verglichenen; sowohl des absolut verglichenen, als des relativen“ (I: 36–37).

Aus dem zuletzt Gesagten wird ersichtlich, dass der im Zitat geäußerte Inhalt für alle Wertbegriffe Lotz’ gilt. Der Ausdruck „subjektiv“ ist hier gleichsam im Sinne von „einem von Menschen selbst initiierten Verhältnis“ zu verstehen. In den darauf folgenden Darstellungen erläutert Lotz das hier befindliche Moment „irgend ein menschliches Wesen“, anders ausgedrückt Träger des „Urtheils“ oder „Urtheilende(r)“ (I: 39–44) näher, bezüglich der Fälle von einem und von mehreren Träger(n).

„Beym Gebrauchswerthe sieht der Urtheilende auf sein Individuum, seine eigenen Zwecke, und die Tauglichkeit der Güter für diese. Beym Tauschwerthe hingegen sieht er auf die ihm bekannten Zwecke Anderer […]. In beiden Fällen aber sind es bloß *seine individuellen* Ansichten von diesen Zwecken […]. Doch ist es nicht gerade nothwendig, daß, weil das Urtheil seiner Form nach individuell ist, es auch individuelle sey seiner Materie nach. Der Fall, daß mehrere Urtheilende, beym [sic!] Fällen dieser Urtheile von einer und derselben Prämisse ausgehen […], auch in ihrem Urtheile selbst zusammen treffen, – dieser Fall ist nicht nur sehr wohl möglich, sondern er erscheint auch sehr häufig, als wirklich“ (I: 39–40).

Diese „eine und dieselbe Prämisse“ von „mehreren Urtheilenden“ ist *„gemeine Meinung Mehrerer* […], welche die Tauglichkeit derselben [Dinge, bzw. Güter] als Mittel für menschliche Zwecke beurtheilen“. Durch die „gemeine Mei-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nung“ wird der „gemeine Werth“ im Unterschied zum „individuellen Werthe“ (I: 41) gebildet. Die „gemeine Meinung“ ist, anders ausgedrückt, die Meinung mehrerer Urteilender zur Bestimmung des „Ruhepunktes zwischen *theuer* und *wohlfeil*“. Allgemein gesagt, ist sie zum einen die Meinung vom *„größeren Theil der Besitzer oder Begehrer eines bestimmten Gutes*“, um den Gebrauchswert des Gutes zu bestimmen. Zum anderen ist sie die Meinung vom *„größeren Theil der Gewinner oder Hervorbringer eines Gutes*“, den „Schaffungskosten“ des Gutes zu bestimmen, der aber – wie bereits gesehen – letztlich auf den Gebrauchswert der aufgewendeten einzelnen „Mühen oder Güter“ (I: 198) bezogen wird.

Lotz betont zudem einen veränderlichen Charakter der „gemeinen Meinung“, bzw. des „gemeinen Werthes“. *„Subjektiv ist indessen der gemeine Werth immer so gut, wie der Individuelle*“, zumal die „gemeine Meinung“ damit charakterisiert ist: „Die individuelle Meinung kann die gemeine *leiten*, und die Letztere wieder die Erstere; aber *beherrschen* kann die Eine die Andere nie“. Entsprechend kann man sagen: „Für die Bestimmung des Wertes der Güter giebt es keinen kategorischen Imperativ, wie für die Bestimmung dessen, was recht und sittlich ist“ (I: 42–43). Auch hier ist Kant zwar nicht namentlich genannt, doch es ist davon auszugehen, dass Lotz die Arbeiten Kants vertraut sind, da er Kant bereits in seinem früheren Werk „Ueber den Begriff der Polizei“ (1807) erwähnt.[33] Wir können den Satz deshalb so interpretieren, dass Lotz ganz bewusst die Veränderlichkeit der „gemeinen Meinung“ oder des „gemeinen Werthes“ mit dem bekannten Kantschen Begriff des „kategorischen Imperatives“, genauer kritisch mit dem Zustand von „keinem kategorischen Imperativ“ bezeichnet. Er fasst die veränderliche Eigenschaft von der „gemeinen Meinung“ und dem „gemeinen Werth“, dem sie zugrunde liegt, in Anlehnung an Kant negativ, wie folgt, auf.

Dem Paragraphen, in dem der Begriff „kein kategorischer Imperativ“ verwendet wird, fügt Lotz eine Anmerkung hinzu: „Leider übt *die Mode* hier ihre Tyranney empfindlicher, als anderswo. Es ist wirklich dahin gekommen, daß im Urtheile über den Werth der Dinge, der Ausspruch: *die Mode will es*, mehr gilt, als wenn man etwas für *recht*, *gut* und *schön* verklärt“ (I: 43, Anm.). Es geht deshalb um die unerfreuliche Führung der „gemeinen Meinung“ durch die „Mode“.[34] Dies akzentuiert er auch mit anderen Formulierungen:

> „Der größte Theil der beym menschlichen Tauschverkehr auftretenden Begehrer und Besitzer der […] Güter bestimmt ihren Werth bey weitem mehr nach Launen und einer

[33] Vgl. unsere obige Anm. 30.

[34] Um die Bedeutung des Begriffs „Mode“ bei den frühen deutschen Klassikern zu verdeutlichen, müssen wir mit der Schrift „Uiber die Moden“ von C. Garve, dem ersten Übersetzer des gesamten Werks Wealth of Nations, beginnen. Vgl. *Garve* (1801: 1. Bd., S. 105–262). Auch *Hegel* (1805/1806: 243–244) erläutert die unerfreuliche Wirkung der „Mode“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> oft äußerst regellosen Phantasie, als nach richtigen Grundsätzen von ihrer Tauglichkeit für menschliche Zwecke. […] Diese Verkehrtheit hat auf die Bestimmung der wirklichen Preise in der Regel den bedeutendsten Einfluß. […] Bedürfnisse, welche der Luxus dazu gemacht hat, werden oft mit der größten Bereitwilligkeit um einen äußerst theuern Preis bezahlt, und für Waaren von der ersten Nothwendigkeit zur Unterhaltung des Lebens verwilligt man ihren Producenten oft nach vielen Hin- und Herhandeln kaum den Betrag ihrer Schaffungskosten" (II: 25–26).

Kant hat den „kategorischen Imperativ" mit dem Satz „Handle so daß die Maxime deines Willens jederzeit zugleich als Princip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könne" zusammengefasst. Diese Handlung sollte keineswegs aus einem emotionalen Gefühl geleistet werden, sondern sollte von den Menschen als „das einzige Factum der reinen Vernunft […], die sich dadurch als ursprünglich gesetzgebend (sic volo, sic jubeo) ankündigt",[35] akzeptiert werden. Was bei Lotz dem „Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung" entspricht, sind „richtige Grundsätze von ihrer Tauglichkeit für menschliche Zwecke". Die „richtigen Grundsätze" bedeuten, den Wert der „Waaren von der ersten Nothwendigkeit zur Unterhaltung des Lebens" höchsten zu bestimmen und dann den Wert der zweit notwendigsten nach dem ersten usw., also den Gebrauchswert der Waren oder Güter nach der Stufenleiter des Notwendigkeitsgrades zu beurteilen. Aber dadurch, dass man die „Mode" durch „Laune" oder „äußerst regellose Phantasie" annimmt, weicht die „gemeine Meinung" von den „richtigen Grundsätzen" ab. Sein exemplarisches Beispiel dafür ist die extreme Hochschätzung von „Luxus"-Waren. Lotz nennt „Edelsteine" als „einen der auffallenden Beweise für diese Behauptung". Obwohl sie „in der Regel zu weiter nichts zu brauchen sind" (II: 26, Anm., vgl. auch S. 27), werden sie, bzw. ihr Wert oft zu hoch beurteilt.

Schwerwiegender ist aber, dass man immer in der Lage sein muss, sich trotz dieser Problematik beim Urteil des Wertes an die „gemeine Meinung" anzulehnen. „Der größere Theil der Parteien, welche auf dem allgemeinen Markte erscheinen, folgt in der Regel blindlings der gemeinen Meinung vom Werthe der Güter und dem Betrage ihrer Schaffungskosten. Er lässt über diese Punkte Andere für sich denken, ohne sich die Mühe zu nehmen, sich mit der Erörterung der Frage zu befassen, ob jene Meinung auch die Seinige sey? und ob es seinem Vortheile zusage, sie als die Seinige anzuerkennen? Er selbst bestimmt den Ruhepunkt zwischen wohlfeil und theuer nicht nach seinen individuellen Ansichten und Verhältnissen, sondern bloß nach den Regeln, welche ihm die gemeine Meinung dafür an die Hand giebt". Daraus, dass Lotz den „größeren Theil" hier mit dem „großen Haufen" (I: 196) umschreibt, und aus seiner oben genannten Äußerung über die Abhängigkeit von Moden und Launen, ist es ersichtlich, dass er sich die Situation als eine gewisse Form von Massengesellschaft vorstellt. Die Handlungen des „großen Haufens" verändern sich stets,

[35] *Kant* (1788). Vgl. o. V. (1976).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ohne eigene Denkleistung, nach seiner emotionalen bewegenden „Laune“, die von der „gemeinen Meinung“ beeinflusst wird. Diejenigen, die die „richtigen Grundsätze“ bereits fest erkennen und verstehen, würden dann ihre Handlungen mit ihrem Verstand nach den „Grundsätzen“ regulieren. Diese Auffassung einer Massengesellschaft ist allerdings marktwirtschaftsbezogen, aber sicherlich nicht im Sinne des 20. Jahrhunderts zu verstehen. Vielmehr ist sie in dem Kantschen Sinne zu begreifen, dass die Menschen noch in einem unreifen Zustand der „Unmündigkeit“ stehen. Nach Kant dürfen und sollen die Menschen ihre Meinungen erst dann „frei und öffentlich“ äußern, wenn sie „aufgeklärt“[36] sind.

Als Nationalökonom analysiert Lotz zudem die wirtschaftlichen Verhältnisse, in denen der „größere Theil“ von der veränderlichen „gemeinen Meinung“ abhängt. Er nennt dabei zwei Punkte. Erstens liegt ein Grund für die genannte Handlungsweise im Verhältnis: „Ihr eigenes Interesse, ihr Eigennutz, der ihr ganzes Benehmen beym Tausche vorzüglich leitet, veranlaßt sie in den meisten Fällen ihr Inneres möglich zu verbergen, damit ihr Gegner aus dessen Kenntniß keinen Vortheil für sich ziehe“ (I: 194–195). In dem Moment, wo sich diese Tendenz verallgemeinert hat, ist es zweitens für jeden Tauschenden äußerst schwierig, den Gebrauchswert oder die Produktionskosten des zum Tausch gebrachten Gutes des anderen genau zu errechnen und zu erkennen, zumal dies für diesen anderen ebenfalls nicht einfach ist. Auch wenn der Tauschende es versucht, ist dieser Versuch für ihn sehr mühsam, so dass er den Versuch normalerweise aufgibt. Als Konsequenz entsteht die folgende Situation: „Beym allgemeinen Handelsverkehre, beym Tausche Aller mit Allen, kann auch wirklich diese gemeine Meinung nur allein ins Auge gefaßt werden, wenn man nur mit einiger Zuverlässigkeit über Theuerung und Wohlfeilheit sprechen, und sich nicht der Gefahr aussetzen will, am Ende in ein Labyrinth von Widersprüchen zu gerathen, wo jeder Ausweg versperrt ist“ (I: 196–197).

Aber wenn man stets in diesem Zustand verharrt, wird der allgemeine Wohlstand enorm beschädigt. Wenn die Tauschenden unter der „Veränderlichkeit“ der Wertschätzung häufig dazu tendieren, keine richtigen Schätzungen – insbesondere auf der Seite der Besitzer – zu machen, dann entsteht die problematische Situation eines einander Betrügens, und die unerfreulichen Wirkungen der „Veränderlichkeit“ steigern sich zum hohen Grad. Auf Grund dieser Verhältnisse ist in der Tat schon eine sehr ernste Situation entstanden: „Die Furcht vor diesem ewigen Wechsel der Meinungen über Güterwerth und Entbehrlichkeit und Unentbehrlichkeit der in den Tausch kommenden Waaren hat insbesondere der Betriebsamkeit der *Kaufleute* eine ganz eigene Richtung ge-

[36] Über den Unterschied zwischen dem Zustand der „Unmündigkeit“ und dem „selbst aufgeklärten“ Zustand bei *Kant* (1784: 40–41). Da die Menschen in letzterem Zustand, nach Kant, mit ihren eigenen Meinungen zum allgemeinen Wohl beitragen, sollen sie sich so benehmen, „ihre Gedanken […] mit einer freimüthigen Kritik der schon gegebenen der Welt öffentlich vorzulegen“.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

geben". Nunmehr treiben sie am häufigsten das *„Spekuliren*", und „dadurch aber ist der glückliche Betrieb der kaufmännischen Geschäfte mehr ein Werk des Zufalls geworden". Auf der anderen Seite: „noch nachtheiliger wirkt dieser ewige Wechsel auf die *industrielle* Betriebsamkeit. Der industrielle Producent kann nur sehr selten Unternehmungen wagen, welche auf die Dauer berechnet sind. Er kann oft nur auf augenblicklichen Absatz rechnen […]. Sein ganzer Gewerbebetrieb muß also bey weitem mehr auf den Bezug eines solchen Gewinns gerichtet seyn, als auf eine dem angemessenen Preis seiner Produkte entsprechende fortdauernde Ergiebigkeit seiner Unternehmung […]. Er muß die Launen und die Phantasieen der Begehrer unaufhörlich belauschen […]. Und die Folge davon ist, daß unsere meisten Fabrikate ähnlichen oder gleichen Fabrikaten der Vorzeit an innerer Güte so äußerst selten beykommen, und gewöhnlich an innerer Güte um so viel schlechter sind, als sie im Preis höher stehen, wie die der Vorzeit" (II: 31–33).

Die „Veränderlichkeit" der Wertschätzung und das Verschleiern der wahren Produktionskosten oder des gerechten Wertes verändern den Handel zu einem „Spekuliren", schädigen die Stabilität der Industrie und verhindern dadurch deren Produktivitätssteigerung verbunden mit der Erhaltung oder Verbesserung der Warenqualität. Sie wirken deshalb destruktiv auf den von Lotz aufgefassten klassischen Entwicklungsgang, nämlich den Weg einer ständigen Produktivitätssteigerung und Vermehrung von Reichtum aufgrund des natürlichen freien Handelsverkehrs.

4. Erziehungsrolle der Regierung: Herstellung der Wirtschaftssubjekte, die die klassisch konzipierte Wirtschaftsgesellschaft tragen

Diese problematischen Verhältnisse müssen beseitigt, und wenn möglich vorbeugend vermieden werden. Was kann und soll die Regierung dazu leisten? Aber Lotz' volkswirtschaftliches Idealbild ist, wie bereits gesehen, ein klassisches, bei dem die freie Konkurrenz und die daraus entstehende Vermehrung des Nationalreichtums an zentraler Stelle stehen. Deswegen spricht er sich gegen einen unmittelbaren Eingriff in den Markt seitens der Regierung aus. Unter dieser Voraussetzung erläutert Lotz nun zwei Kategorien von politischen Maßnahmen, oder wie er es bezeichnet „Anstalten":

> „In die erste Kategorie gehören alle Anstalten zur Beförderung der sittlichen und intellektuellen Bildung des Volks, zur Berichtung seiner Meynungen und Begriffe von Recht und Billigkeit, und insbesondere zur Verbreitung richtiger Ansichten von dem wahren Werthe und der Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit der in den Tausch kommenden, oder dazu geeigneten, Waaren […]. Unter die letztere Kategorie aber müssen alle diejenigen Anstalten subsumirt werden, welche auf möglichste Sicherung und Erleichterung des Handelsverkehrs, in allen seinen Theilen, und in allen seinen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Beziehungen abzwecken, und auf möglichste Beförderung der Konkurrenz auf beiden Seiten, eben sowohl auf der Seite des Angebots, als auf der Seite der Nachfrage“ (II: 18–19).

Lotz betrachtet die zweite Kategorie als eine „mittelbare“ (II: 19), die sich hauptsächlich auf die Instandsetzung der Rahmenbedingungen wie beispielsweise des Justizsystems richtet, um die freie Konkurrenz zu sichern, zu erleichtern und zu aktivieren (vgl. II: 20–21). Damit stellt sie im Kern keinen wesentlichen Unterschied zu den von Smith vorgeschlagenen politischen „duties to attend to“ seitens des „sovereign“[37] dar. Charakteristisch für Lotz ist die erste Kategorie. Wenn sie auch als eine „unmittelbare“ (II: 19) bezeichnet wird, bedeutet sie doch keine von der Regierung durchgeführten direkten Eingriffe im heutigen Sinne. Die erste Kategorie ist vielmehr eine Erziehungsmaßnahme, um das „Volk“ zu Wirtschaftssubjekten zu erziehen, die die „sittliche und intellektuelle Bildung“ beibehalten.

Lotz ist, wie oben gesehen, in Bezug auf Getreidepreise gegen einen Eingriff in den Markt. Darüber hinaus steht er auch dem damaligen Versuch, die Vorliebe für Luxuswaren durch „Aufwands- und Luxusgesetze“ zu korrigieren, sehr kritisch gegenüber. Nach Lotz versuchten „Regierungen“ mit den Gesetzen den unerfreulichen Zustand zwar dadurch zu verbessern, dass „man ihren Gebrauch nur den höhern Ständen erlaubte“, aber dies führte zu dem noch problematischeren Zustand: „statt auf diesem Wege den großen Haufen zur Geringschätzung der Waaren zu bestimmen […], hat man sie ihn vielmehr dadurch hochschätzen gelehrt“ (II: 28–29). Lotz’ Auffassung folgend ist diese Maßnahme ebenfalls ein Übel der direkten Einmischung seitens der Regierung. Die Hauptsache ist nicht ein Staatseingriff dieser Art, sondern die Förderung der Erkenntnis- und Verständnisfähigkeit, um zu beurteilen, welche Sorten von Gütern oder Waren für menschliche Zwecke am unentbehrlichsten oder in welchem Grad alle einzelnen Sorten dafür unentbehrlich sind. Sofern jeder einzelne im „Volk“ als Wirtschaftssubjekt über diese Fähigkeit verfügt, solle man ihm wirtschaftliche Tätigkeiten ohne staatliche Eingriffe frei überlassen. Was Regierungen gegenüber dem „Volk“ in erster Linie leisten sollen, ist deshalb die „Belehrung über ihre [die der Waren] Eigenschaften und ihre Tauglichkeit als Mittel für menschliche Zwecke“, oder anders ausgedrückt „Unterricht über die dem Menschen zuträglichste Lebensweise, und über das Wesen des wahren Wohlstandes.“ (II: 29)

Eine genauere Lektüre macht uns auf einen weiteren Punkt aufmerksam, den Lotz zu der eben genannten Erziehungsmaßnahme hinzufügt. Dieser bezieht sich auf einen anderen Aspekt der Erziehung, um Wirtschaftssubjekte „ein offenes, redliches und billiges Benehmen“ haben zu lassen. Die Notwendigkeit dieser

[37] *Smith* (1776: 687).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Erziehung verstehen wir, wenn wir die oben herausgearbeiteten unerfreulichen Folgen der Neigung, die Produktionskosten und Werte zu verstecken, berücksichtigen. Die Aufgabe der Erhaltung dieses „offenen, redlichen und billigen Benehmens“ gehört einerseits auch zur zweiten Kategorie der „Anstalten“. „Unsere Gesetze haben zwar für diesen Zweck dadurch etwas zu thun geglaubt, daß sie allen Betrug verbieten“. „Allein“, so Lotz, „mit diesen Sanktionen ist auch keinesweges das Pensum absolvirt, das die Regierungen hier leisten müssen“. Denn „Betrug und Ueberlistung lassen sich immer äußerst schwer nachweisen“, und „der geübte Betrieger hingegen weiß sie sehr gut zu umgehen“ (II: 20–22), auch wenn diese nachgewiesen sind. Die Kontrolle dieser durch Gesetze, konkreter gesagt durch „Sanktionen“, haben in dieser Weise immer eine begrenzte Reichweite. Auch wenn dies wichtig ist, so sind vielmehr *„bloß moralische Bildungsanstalten*“ wichtig, mit dem Ziel, jeden eine so hohe Ethik erwerben zu lassen, dass er durch eigene Initiative „ein offenes, redliches und billiges Benehmen“ hat. Die Gesetze, deren Zwecke lediglich „immer nur durch äußern Zwang“ durchgesetzt werden, haben stets eine „Grenze ihres Wirkungskreises“ (II: 23). Es ist das zentrale Ziel, das „Volk“ zu hochethischen Wirtschaftssubjekten zu erziehen und diese dann frei handeln zu lassen.

Am Ende der Erörterung dieses Problemkomplexes hält Lotz seinen klassischen Standpunkt so fest: „Eigennutz ist zwar die Haupttriebfeder aller menschlichen Betriebsamkeit“, und er sagt weiter, „allein sich selbst überlassen, und ungeregelt durch Achtung für die Gesetze der Sittlichkeit und des Rechts, vernichtet er den Nutzen und die wohlthätigen Folgen, die sich von ihm erwarten lassen“ (II: 24). Für die Realisierung einer klassischen naturgesetzlich-harmonischen und wohlstandssteigernden Wirtschaftsgesellschaft muss man vor allem diejenigen Wirtschaftssubjekte als ihre Voraussetzung hervorbringen, die selbst Eigenschaften und ihre „Tauglichkeit“ der Güter „als Mittel für menschliche Zwecke“ verstehen und stets „ein offenes, redliches und billiges Benehmen“ haben. Die Regierung soll im Volk Erziehungsmaßnahmen durchführen, um die Individuen zu diesen Wirtschaftssubjekten zu bilden, und sich aber möglichst wenig in den Markt einmischen.

Schluss

Wir können die oben herausgearbeiteten Gedanken Lotz’ über die „gemeine Meinung“ als eine Darlegung seines aufklärerischen kritischen Standpunkts verstehen. Seine Kritik richtet sich auf diejenige „gemeine Meinung“ von ungebildeten und un-„sittlichen“ Massen, die die Vermehrung des Nationalreichtums schädigt. Der Zustand der Masse ist, Kantisch gesprochen, ein Zustand der „Unmündigkeit“. Wenn die Menschen in der Gesellschaft überwiegen, die die „Tauglichkeit“ der Güter „als Mittel für menschliche Zwecke“ verstehen und frei mit dem eigenen Verstand denken sowie aus dem „Eigennutz“ motiviert, aber

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aufgrund der Erkenntnis der wahren „Tauglichkeit“ „ein offenes, redliches und billiges Benehmen“ zeigen, dann verwandelt sich die „gemeine Meinung“ zu einer wahren „öffentlichen“[38] Meinung. Dies ist die Absicht von Lotz.

Historisch gesehen, gründet sein Standpunkt in seiner Absicht, das klassisch-ökonomische naturgesetz-harmonische Gesellschaftsbild in den damaligen deutschen – im Gegensatz zu England weniger entwickelten – Staaten zu realisieren. Dabei ist es insbesondere Lotz' Ziel, subjektive Bedingungen in Ordnung zu bringen. Wirtschaftsdogmenhistorisch gesehen, steht er in der Übergangsphase von den frühen Vertretern wie Kraus, G. Sartorius (1765–1828),[39] Soden, Hufeland, die die Smithsche Nationalökonomie eingeführt haben, zu dem endgültigen Vertreter des deutschen Klassizismus K.H. Rau. Lotz' Theorie enthält noch Aspekte der Kantischen Philosophie und doch versucht er gleichzeitig, die von Soden und Hufeland dargebotene Gebrauchswertlehre weiterzuentwickeln.

In einer modern-ökonomischen Lesart entspricht auf der anderen Seite Lotz' Gedanke von der erziehungsmäßigen Steuerung seitens der Regierung, die Werturteile der Wirtschaftssubjekte zu den für „öffentliche“ Interessen passenden zu ändern, der gegenwärtigen Denkweise über „merits goods“. Auch wenn diese nicht ausschließlich die Erziehungsmaßnahme hervorhebt, wie es bei Lotz der Fall ist, so versucht sie doch, Konsumentenpräferenzen nach öffentlichen Interessen seitens der Regierung zu lenken, unter der Voraussetzung, die Idee der eigenen freien Entscheidung von Konsumenten eigentlich nicht zu verleugnen. Die Ähnlichkeit zwischen der „älteren deutschen Gebrauchswertlehre“ insgesamt und der gegenwärtigen „merits goods“-Lehre wurde bereits von Priddat aufgezeigt, nach der die „evaluation of a good (its merit or demerit) derives not simply from the norm of consumer sovereignity but involves an alternative norm“[40].

Es stellt sich die Frage, ob es zudem in einem soziologischen Sinne Parallelen zwischen der von Lotz erörterten Situation und der modernen Massengesellschaft gibt? Da sein Gegenstand der unaufgeklärte „Haufen“ aus der Zeit vor der Entstehung der modernen Volkswirtschaft ist, dürfen wir zwar nicht ummittelbar seine Überlegung auf die moderne Massengesellschaft anwenden. Aber angesichts der Tatsache, dass die Industrie in der neuesten Form im Zeitalter von Hochtechnologie und Informationstechnik (Massenmedien, Internet etc.) in der Lage sein müsse, „die Launen und die Phantasien der Begehrer unaufhörlich [zu] belauschen“, und die Erhaltung und Produktion der davon unabhängigen öffentlich bedeutenden Güter einer Gefahr auszusetzen, können wir vielleicht Lotz' Kritik an seiner damaligen „Massengesellschaft“ indirekt als einen Anhaltspunkt für eine Analyse der „Moderne“ auffassen. Diese Kritik an der „Moderne“ aus

[38] *Kant* (1788: 41).

[39] Vgl. *Sartorius* (1796).

[40] *Musgrave* (1987: 274).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

historischer Perspektive unterscheidet sich von gängigen kritischen Ansätzen. Aber aufgrund der Ähnlichkeiten stellt sich die Frage, ob man aus einer solchen Analyse nicht doch aufschlussreiche Hinweise erhalten kann?[41]

Literaturverzeichnis

o. V. (1976), „Imperative, kategorischer Imperativ", in: Historisches Wörterbuch der Philosophie, Bd. 4, Darmstadt, S. 247.

Allgemeine Deutsche Biographie, 19. Bd. (1884), 2. unveränd. Aufl., Berlin 1969.

Brandt, K. (1992), Geschichte der deutschen Volkswirtschaftslehre, Bd. 1, Freiburg.

Garve, Christian (1794), Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums, Breslau, Übersetzung von Smith (1776).

– (1801), Christian Garve – Gesammelte Werke, Breslau, hrsg. von Kurt Wölfel.

Habermas, J. (1973), Legitimationsprobleme im Spätkapitalismus, Frankfurt am Main.

Harada, Tetsushi (2002), Studien zu Adam Müller (japanisch), Kyoto.

Hasek, C. (1925), The Introduction of Adam Smith's Doctrines into Germany, New York / London.

Hegel, G. W. F. (1805/1806), „Naturphilosophie und Philosophie des Geistes: Vorlesungsmanuskript zur Realphilosophie", in: R.-P. Horstmann (Hrsg.), Georg Wilhelm Friedrich Hegel: Gesammelte Werke, Hamburg 1976.

Hildebrand, B. (1848), Die Nationalökonomie der Gegenwart und Zukunft, Frankfurt a. M.

Hont, I. / *Ignatieff*, M. (1983), „Needs and justice in the Wealth of Nations: an introductory essay", in: dies. (Hrsg.), Wealth and Virtue: The Sharing of Political Economy in the Scottish Enlightenment, Cambridge, S. 13 – 26.

Hufeland, G. (1807), Neue Grundlegung der Staatswirthschaftskunst, durch Prüfung und Berichtigung ihrer Hauptbegriffe von Gut, Werth, Preis, Geld und Volksvermögen mit ununterbrochener Rücksicht auf die bisherigen Systeme, Gießen-Wetzlar.

Kant, Immanuel (1784), „Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung", in: Kants Werke, Akademie-Textausgabe, Bd. VIII (1912), Nachdruck Berlin 1968.

– (1788), *Kritik der praktischen Vernunft*, in: Kants Werke, Akademie-Textausgabe, Bd. V (1908), Nachdruck Berlin 1968.

[41] Soziologisch gesehen, ist eine These von J. Habermas, wenn auch in einem ironischen Sinne, interessant. Während er sich auf die Lehre von K. Marx – wenn diese auch modifiziert ist – bezieht, der im Buch Das Kapital (Bd. 1, 1867) die Gebrauchswertlehre erwähnte, aber diese letztlich beiseite ließ, plädiert er in bestimmten Bereichen für die Notwendigkeit der Berücksichtigung des Gebrauchswertes in der heutigen Gesellschaft. In der gegenwärtigen Situation müsse man insbesondere im Bereich der Kultur und Bildung nicht die Überlegung des Erwerbs des Mehrwertes oder der Kapitalakkumulation, sondern besonders den Standpunkt des Gebrauchswertes aus der Sicht der Öffentlichkeit in Betracht ziehen. Vgl. *Habermas* (1973: 79 – 84, 94 – 95, 103 – 104).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (1797), *Die Metaphysik der Sitten*, Akademie-Textausgabe, Bd. VI (1907), photom. Abdruck, Berlin 1968, Nachdruck Berlin 1968.

Komorzynski, Johann v. (1889), Der Werth in der isolirten Wirthschaft, Wien.

Lotz, J. F. E. (1807), Ueber den Begriff der Polizei und den Umfang der Staatspolizeigewalt: Ein Versuch, Hildeburghausen.

– (1811–1814), Revision der Grundbegriffe der Naitonalwirthschaftslehre, in Beziehung auf Theuerung und Wohlfeilheit, und angemessene Preise und ihre Bedingungen, 4 Bde., Koburg, Leipzig,

Marx, Karl (1867), Das Kapital: Kritik der politischen Ökonomie, hier: Karl Marx, Friedrich Engels Werke, Bd. 23, Berlin (Ost) 1972.

Mizuta, H. (1975), „Moral Philosophy and Civil Society“, in: A. S. Skinner, T. Wilson (Hrsg.), Essays on Adam Smith, Oxford.

Musgrave, R. A. (1987), „Merit goods“, in: The New Palgrave, Bd. 3, London/New York.

Priddat, B. P. (1990), Hegel als Ökonom, Berlin.

– (1995), Die andere Ökonomie: Eine neue Einschätzung von Gustav Schmollers Versuch einer „ethisch-historischen“ Nationalökonomie im 19. Jahrhundert, Marburg.

– (Hrsg.) (1997a), Wert, Meinung, Bedeutung: Die Tradition der subjektiven Werttheorie in der deutschen Nationalökonomie vor Menger, Marburg.

– (1997b), „Der „Gebrauchswert“ oder die Moral der subjektiven Wertlehre in der deutschen Nationalökonomie: K. H. Rau, F. B. W. von Hermann, B. Hildebrand, G. W. F. Hegel und A. Wagner“, in: Priddat (1997a).

Rau, K. H. (1855), Grundsätze der Volkswirthschaftslehre (=Lehrbuch der politischen Oekonomie, 1. Bd., Volkswirthschaftslehre), 6. Aufl., Leipzig/Heidelberg.

Roscher, W. (1874), Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland, Neudruck, New York/London 1965.

Sartorius, G. (1796), Handbuch der Staatswirthschaft zum Gebrauche bey akademischen Vorlesungen, nach Adam Smith's Grundsätzen ausgearbeitet, Berlin.

Skinner, A. S. (1966), „Biographical Sketch: The Life of Sir James Steuart-Denham 1713–1780“, in: ders. (Hrsg.), Sir James Steuart: An Inquiry into the Principles of Political Oeconomy, Bd. 1, Edinburgh, London.

Smith, Adam (1759), The Theory of Moral Sentiments, hrsg. von D. D. Raphael, A. L. Macfie, Oxford 1796.

Smith, Adam (1776), An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, hrsg. von R. H. Campbell, A. S. Skinner, Oxford 1976.

Soden, F. J. H. v. (1805), Die Nazional-Oekonomie: Ein philosophischer Versuch, über die Quellen des Nazional-Reichthums, und über die Mittel zu dessen Beförderung, Leipzig.

Spann, Othmar (1967), Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre: Auf lehrgeschichtlicher Grundlage, 27. Aufl. (aufgrund der 26. von ihm selbst durchgesehenen Aufl., 1949) (=Othmar Spann, Gesamtausgabe, hrsg. v. W. Heinrich, H. Riehl u. a., Bd. 2), Graz.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Stavenhagen, G. (1951[1]/1969[4]), Geschichte der Wirtschaftstheorie, Göttingen.

Streissler, E. (1990), „Carl Menger, der deutsche Nationalökonom“, in: Bertram Schefold (Hrsg.), Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, X, Berlin.

Treue, W. (1951), „Adam Smith in Deutschland“, in: W. Conze (Hrsg.), Deutschland und Europa, Düsseldorf.

Wagner, A. (1892), Grundlegung der politischen Oekonomie, 3. Aufl., 1. Theil, Grundlagen der Volkswirtschaftslehre, Leipzig 1892.

Winkel, H. (1989), „Adam Smith und die deutsche Nationalökonomie 1776–1820“, in: H. Scherf (Hrsg.), Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, V, Berlin.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Sprache, Bedeutung und Wissen in der Ökonomie

Von *Elke Muchlinski*, Berlin*

Gewiss, es mag auf den ersten Blick ungewöhnlich erscheinen, einen Artikel über „Sprache, Bedeutung und Wissen" in einer Zeitschrift für ökonomische Wissenschaft zu lesen. Sollte man das Thema nicht Wissenssoziologen, Kognitionswissenschaftlern, Sprachwissenschaftlern und Sprachphilosophen überlassen? Ich möchte Argumente dafür liefern, warum es wichtig ist, die konstitutive Aufeinanderbezogenheit von Sprache, Bedeutung und Wissen in der ökonomischen Wissenschaft zu thematisieren. Die folgenden Untersuchungen wollen zeigen, dass die ökonomische Handlung eine sprachliche Tätigkeit ist, die nicht in der Analogie zur mechanischen Pendelbewegung verstanden werden kann.

Die Untersuchung wird in sechs Kapiteln geführt. Im ersten Kapitel greife ich die These der Sprachvergessenheit auf. Das zweite Kapitel liefert Gründe für das Forschungsdesiderat der Sprachvermitteltheit ökonomischen Handelns. Im dritten Kapitel werden zwei Ansätze zur Sprachgeschichte und Rhetorik der Wirtschaft vorgestellt. Im vierten Kapitel kommen zentrale sprachtheoretische Positionen zu Wort. Das fünfte Kapitel handelt von der Sprachvermitteltheit des Wissens. Im sechsten Kapitel wird die zuvor geleistete Untersuchung zusammengefasst.

1. Zur These der Sprachvergessenheit der modernen Ökonomie

In der modernen Makroökonomie gilt im Modellzusammenhang: ein sprachlos agierendes Wirtschaftssubjekt entscheidet anhand von Substitutionsraten für oder gegen Tauschakte bei gegebener Präferenzordnung und gegebenem Modell. Die sprachlichen Bedeutungen stimmen mit den deduktiven Schlussfolgerungen des Modells überein. Die modellimmanenten Bedeutungen werden getauscht.

---

* Dies ist die überarbeitete Fassung meines Vortrags an der Universität Graz, 18.-20. Mai 2006. Ich danke den Teilnehmern für kritische Kommentare und ergänzende Hinweise.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dabei wird unterstellt, dass das Modell den mentalen Horizont von Wirtschaftssubjekten bestimmt.

Beate Männel (2002) arbeitet in ihrer umfangreichen Studie heraus, dass sprachliche Konstruktionen von ökonomischer Wirklichkeit nur vereinzelt Gegenstand der ökonomischen Theoriebildung und der makroökonomischen Diskussionen sind. Sie zeigt, dass die moderne Ökonomie in ihrer Prämissensetzung überwiegend so verfährt, wie es aus der Geldtheorie bzw. der Geschichte der Geldtheorie bekannt ist. Geld wird in vielen Theorieansätzen der Ökonomie als „veil of barter" thematisiert. Geld gilt als neutral für die realen Prozesse in der Ökonomie. Auch die Klassik ging bei der Analyse des Geldes unterschiedlich vor. Exemplarisch möchte ich zwei Beispiele nennen: Bei David Hume findet sich der vage Hinweis, dass Geld, obzwar fiktiv in seinem Wert im Verhältnis zur Warenwelt, dennoch nicht unabhängig von den Vereinbarungen, den Konventionen sei: „Money having chiefly a fictitious value, arising from the agreement and convention of men" (1753/1964: 321). John Locke betonte für die Analyse der Neutralität des Geldes – über die von William Petty geleistete Untersuchung hinaus – die „quickness of circulation". Da über sie nur eine grobe Schätzung möglich ist, wird die Neutralitätsannahme abgeschwächt. *Locke* (1692/1991: 235): „This shows the necessity of some Proportion of Money to Trade: But what Proportion that is, is hard to determine; because it depends not barely on the quantity of Money, but the quickness of its Circulation. The very same shilling may at one time pay Twenty Men in Twenty days, at another rest in the same Hand One hundred days together. This makes it impossible exactly to Estimate the quantity of Money needful in Trade."[1]

Lassen wir exemplarisch einen Zeitgenossen aus der Gründungsphase dieser Sichtweise zu Wort kommen. John St. Mill schrieb: „Es kann, um es kurz zu sagen (…) für die wirtschaftlichen Verhältnisse der Gesellschaft nichts Unwesentlicheres geben als das Geld, außer in seinem Charakter als Einrichtung der Ersparung von Zeit und Arbeit".[2] Über die Aktualität dieser Neutralitätshypothese des Geldes soll an dieser Stelle nicht räsoniert werden. Erst mit den Untersuchungen von John Maynard Keynes wurde die Nichtneutralität des Geldes systematischer begründet.[3] *Akerlof* (2007) kritisiert die Neutralitätsannahme des Geldes in seinem Beitrag für die *American Economic Association* und geht auf die Implikationen und Folgen der „five neutralities" für die Makroökonomie ein.[4]

---

[1] *Hume* (1752/1964), *Locke* (1692/1991: 235).

[2] *Mill* (1848: 505).

[3] Für den Theorieüberblick zu Geldfunktionen bei den Klassikern und Keynes, siehe *Issing* (2007), *Rymes* (1989).

[4] Zur Dysfunktionalität der Neutralitätsannahme, vgl. ferner die Diskussionen in *Boianosky* und *Trautwein* (2006), *Muchlinski* (2005 a), *Spahn* (2007).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Neutralitätsannahme des Geldes vergleichbar, wird in der Ökonomie die Neutralität der Sprache unterstellt (*Männel* 2002: 31f.). Männel erörtert die „These der dreifachen Neutralität von Sprache in der Ökonomik“ und bezieht sie auf (a) die ökonomischen Interaktionen, (b) die Wahrnehmung und die Erkenntnis (die Kognition) und (c) auf die Wissenschaftsprozesse in der Ökonomie. Mit der Neutralitätshypothese der Sprache beraube sich die Ökonomik ihrer Möglichkeiten des Erklärens und Verstehens, der Problemerkennung und Problemlösung. Werden ökonomische Interaktionen als sprachlose Reiz-Reaktion-Mechanismen und automatische Anreizprozesse modelliert, so hat dies Folgen. Die Konsequenzen sind mangelnde Erklärungen ökonomischer Prozesse und Ereignisse und eine sich konträr zu den Forschungsresultaten der Kognitions- und Sprachwissenschaften und Wissenssoziologie verhaltende Eindimensionalität der ökonomischen Forschung. Hingegen steht die Forschung zur Sprache und Ökonomie erst am Anfang (vgl. *Kabalak* et al 2008).

2. Das Forschungsdesiderat der Sprachvermitteltheit ökonomischen Handelns

Männel (2002) erörtert kontrastierend zur pointierten These der Sprachvergessenheit einige Beispiele, u. a. die *New Institutional Economics*, die *Evolutionary Economics* und die experimentelle Spieltheorie, in denen der Sprachaspekt des ökonomischen Handelns eine, wenn auch sehr verschiedene, Beachtung findet (vgl. *Voigt* 2009).[5] Die „Theorie des Signalisierens“ unterstellt, dass ökonomisches Handeln als „Signale“ wirkungsvoll ist. Unter Signale werden Zeichen und Symbole verstanden, die die Handlungsintentionen der Anbieter und Nachfrager „vermitteln“ und somit zur Markträumung führen. Dabei werden die Bedeutungen der Signale und der Tauschcharakter der Bedeutungen ex ante unterstellt.[6] In der „Theorie Adverser Selektion“ dient das Signalisieren dazu, die aus der Asymmetrie der Informationen resultierenden Probleme der Unaufrichtigkeit zu lösen.[7] Zunächst werden die Handlungen von den Signalen unterschieden, da die Glaubwürdigkeit der Handlungen höher bewertet wird als die von Signalen. Damit wird der Zusammenhang zwischen Sprache und Handlung getrennt, jedoch hernach mit einem Garantieversprechen, das als ökonomische Handlung definiert wird, wieder zusammengefügt. Das Signalisieren dient dazu, Markt-

[5] Zum Charakter der Sprache als öffentliches Gut und dem Versuch der Messungen der Wirkungen im Rahmen von Handels- und Zollmodellen, vgl. *Breton* (1999).

[6] *Spence* (1973) definiert „Signale“ als beobachtbare Eigenschaft einer Person, eines Gutes oder eines Rechtsanspruchs (siehe *Männel* 2002: 152).

[7] Diese Differenzierung wird auch in der Industrieökonomik beibehalten. Zu den Argumenten des Signalisierens im Marktzusammenhang, der Differenzierung in „echten“ und „unechten“ ökonomischen Handlungen und „Signalen“, vgl. *Richter*, und *Furubotn* (1999).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

unvollkommenheiten zu mildern. Die Sprachvermitteltheit manifestiert sich im Signalisieren („signalling"), somit in der Übermittlung der Informationen vom Sender an den Empfänger.[8] Sprachvermitteltheit des ökonomischen Handelns und Entscheidens wird in diesem Ansatz nicht entwickelt. Die Sprachvermitteltheit bleibt ein Desiderat aktueller Forschung.

Vereinzelt finden sich über die Untersuchung von Männel hinaus systematische Reflektionen über Sprache, Begriffsbildung und Bedeutung (siehe *Häuser* 1984, *Kabalak* et al 2008). Exemplarisch möchte ich auf *Häuser* (1984) eingehen. Anhand der Begriffe „Einkommen und Einkommensteuer" beschreibt Häuser die Begriffsbildung und „Sprache (die) mit dem Menschen lebt". Dabei rekurriert er auf Arbeiten von klassischen Ökonomen, Marx, Mill und Senior (*Häuser* 1984: 62). Zwar gibt es Dinge und Gegenstände in der realen Welt, die unabhängig von der Sprache „da" und somit ontologisch gewiss sind. Zugleich aber verwirft Häuser diese Gegenstandstheorie der Bedeutung, die davon ausgeht, dass die Gegenstände *vor* der Sprache da waren und also nur noch sprachlich zu bezeichnen sind. In dieser „Gegenstandstheorie der Bedeutung" hat Sprache die Funktion der Etikettierung von Sachverhalten und Objekten. Mit seinen Ausführungen lehnt Häuser diese Auffassung von Sprache als Etikett ab, denn „Begriffe und Definitionen können selbst Realität erzeugen" (ibid.: 54). Häuser erörtert im Sinne der modernen Sprachauffassung, wie sie auch von der Analytischen Philosophie vertreten wird, „das Denken kann sich mit Hilfe des geschaffenen Begriffes auf Bahnen bewegen, die mit diesem Gedankenwagen befahrbar sind" (ibid). Damit unterstreicht er den für die Makroökonomie wichtigen kontextbezogenen Wandel der Bedeutungen in der Begriffsgeschichte.[9]

Die Annahme gegebener Bedeutungen scheint zunehmend inakzeptabel für die ökonomische Profession. *Akerlof* (2007) kritisiert nicht nur die Prämissensetzung und die implizierten Neutralitätsannahmen in der herrschenden Makroökonomie, sondern auch das Ausblenden von interdisziplinärer Forschung als inadäquat und nicht zeitgemäß. So wäre es wichtig, die Bestimmungsfaktoren von Präferenzen, Handlungen und Normen, sowie die Entscheidungen in Abhängigkeit von Kontextfaktoren, den Gewohnheiten und Werten zu explizieren und unter Beachtung der wissenschaftlichen Standards in den Nachbardisziplinen zu thematisieren. Akerlof verweist exemplarisch auf den soziologischen Terminus „Habitus", wie ihn Bourdieu entwickelte. Der Begriff Habitus beschreibt das Handeln im „Feld", das vom „sozialen, kulturellen und ökonomischen Kapital" bestimmt wird. Individuen handeln abhängig von sozialen Kontextfaktoren, distinkten Methoden der Wissensaneignung im sozialen Raum, in dem Normen

[8] Zur Konzeptualisierung und den Problemen von Sprache im Rahmen der Spieltheorie, vgl. die Diskussionen in *Rubinstein* (2000).

[9] Das ist das Thema der Analytischen Philosophie seit dem „linguistic turn", vgl. *Austin* (1962), *Searle* (1969).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

geschaffen, durch soziales Handeln akzeptiert und verändert werden.[10] Diese sprachvermittelte Handlungswirklichkeit und Handlungskompetenz blendet die Makroökonomie aus. Sie setzt hingegen die Bedeutung von Handlungen und Sätzen als Prämisse. Die Prämissensetzung, so Keynes in seiner Auseinandersetzung mit Zeitgenossen, ist nur Beginn der modellimmanenten Herleitung – Prämissen sind zu explizieren (vgl. *Muchlinski* 1996, 1998).

Rosner (2005) problematisiert, dass sich die ökonomische Wissenschaft hinter einer Formalsprache, dem mathematischen Modell, zu verbergen versucht. In demokratischen Gesellschaften sei es hingegen die Aufgabe von Ökonomen, die Entscheidungsfindung auch für Nicht-Experten nachvollziehbar zu machen und hierzu an der Alltagssprache und dem Erfahrungswissen anzusetzen.

Morishima (1991) erörterte die Probleme, die mit einem methodischen Monismus in der Makroökonomie einhergehen. Auch wenn die Makroökonomie als eine Formalwissenschaft konzipiert wird, so sind die deduktiven Herleitungen dennoch in einen Zusammenhang mit der Erfahrungswirklichkeit zu bringen, anderenfalls bliebe es bei einem „formalem Ästhetizismus“. Morishima betont, dass die Diskussion über mathematische Aussagen von zwei grundsätzlichen Problemen auszugehen hat: (a) Das ontologische Problem. Es beinhaltet die Frage nach dem Gegenstand mathematischer Aussagen. Es interessiert insbesondere, ob hiermit Aussagen über die empirische Welt oder über die mathematische Welt formuliert werden. (b) Das erkenntnistheoretische Problem und damit die Frage, ob wir mit mathematischen Aussagen deduktive Herleitungen aus Axiomen und Definitionen rekapitulieren und damit Wissen über die Mathematik erlangen. Insbesondere ist zu fragen, in welchem Verhältnis dieses zum empirischen Wissen steht.

Für die ökonomische Wissenschaft als Erfahrungswissenschaft ist es wichtig, das Verhältnis von formaler Analyse und Alltagsprache nicht dem Modus deduktiver Ableitungen zu übergeben.[11] Die deduktive Ableitung im Modell folgt dem Modus logischer Systemdefinitionen. Modellimmanente Ableitungen sind durch die Modellvariablen und Modellstrukturen definiert und generieren eine sichere Modellbeweisführung. Die in Sprachhandlungen geschaffenen Bedeutungen hingegen sind keine solchen universellen Bedeutungen. Sie sind praktische Instanzen für die Erreichung eines Handlungsziels. *Stekeler-Weithofer* (1999: 512) schreibt: „So wenig wie eine poetische Form, etwa Rhythmus und Reim, die Glaubwürdigkeit der mit ihrer Hilfe leichter lernbaren Merksätze erhöht, so wenig definieren Axiome und Deduktionsregeln die Wahrheit der deduzierbaren Sätze“.

---

[10] *Helmstädter* (2003).

[11] *Muchlinski* (1996).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Makroökonomie abstrahiert in vielen Fällen von aktuellen wissenschaftlichen Fortschritten der Kognitions- und Sprachwissenschaft und Wissenssoziologie. Sie verweist auf universale Modelle, die Individuen als „mental map" verfügbar seien und sie in ihrem Handeln und Entscheiden uniform anleite. Vertreter dieser „common knowledge-Annahme" argumentieren, dass mit dieser Annahme der infinite Regress vermieden wird.[12] Ich denke, es ist zeitgemäß und mit Blick auf Theorieinnovationen in anderen Wissenschaften – wozu auch veränderte Fragestellungen und verschiedene Methoden gehören – begründbar, die Konstitution von Begriffen und Bedeutungen in der ökonomischen Wissenschaft als Untersuchungsgegenstand zu akzeptieren. Dabei geht es nicht um die Frage, ob Ökonomie eine Geisteswissenschaft sei, sondern darum, ob sie einseitig auf formalwissenschaftliche oder auf eine Vielfalt von Methoden orientieren sollte. Es lässt sich anhand der aktuellen Forschung im Themenfeld Zentralbanken, Transparenz und Kommunikation dokumentieren, dass die fehlende Reflektion auf die von Ökonomen gewählten Begriffe und Konzeptionen zu inadäquaten Konstruktionen und unzureichenden Erklärungen führen (vgl. *Bernanke* 2004, *Issing* 2005, *Muchlinski* 2005a, 2010). Makroökonomie, so lassen sich die kurz vorgestellten aktuellen Beiträge resümieren, ist auch eine Erfahrungswissenschaft, in der induktive Urteile als urteilende Prozesse eine Beachtung finden müssen, um ökonomisches Handeln und Bedeutungsentstehung thematisieren zu können.

Das Forschungsdesiderat des sprachvermittelten und handlungsorientierten Ansatzes einer Ökonomie verlangt die Berücksichtigung der folgenden Aspekte: 1. Sprache ist eine Tätigkeit und damit eine Handlung im Raum- und Zeitkontext. Sie ist, wie Humboldt schrieb, „historisch-partikular". 2. Die Bedeutung von ökonomischen Sätzen ist kein in der Kunstfigur *homo oeconomicus* oder *complex man* wurzelnder mentaler Zustand, der getauscht wird. 3. Marktbeziehungen basieren auf sprachlich vermittelten ökonomischen Interaktionen und nicht auf linearen Transaktionen. 4. Ökonomische Interaktionen gelingen als ein praktisches Verstehen im Kontext. 5. Marktbeziehungen sind keine gegebenen Entitäten. Sie sind keine Naturphänomene und folgen keinen Naturgesetzen. 6. Ökonomische Begriffe und Konzeptionen sind – Häuser hat das eindrucksvoll im Bild des „Gedankenwagen", der an die Sprachkonzeption von Humboldt anknüpft, beschrieben – keine Etikettierung vorhandener ökonomischer Gegenstände.

[12] „An event is common knowledge among a group of agents if each one knows it, if each one knows that the others know it, if each one knows that each one knows that the others know it, and so on." (*Geanakoplos* 1992).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

3. Sprachvermittelte Interaktionen oder Rhetorik der Wirtschaft?

Einen Auftakt zur Darstellung der Wirtschaftsfachsprache, die entlang der Begriffsgeschichte „Geld in der Ökonomik" geführt wird, lieferte *Hundt* (1995). Um eine Geschichte der Begriffe, ihrer Bedeutungen und ihrer Wandlungen innerhalb einer Wissenschaft beschreiben zu können, muss auch das Theoriewissen der jeweiligen zeitgeschichtlichen Forschung „als konstitutive Faktoren für die Begriffsbildung" (ibid: 70) beachtet werden. Hundt unternimmt den Versuch, eine Begriffsgeschichte des Geldkonzepts in der ökonomischen Wissenschaft als eine Synthese aus institutioneller, theoretisch reflektierender Textgeschichte zu liefern. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, dass er diesen Anspruch nicht einlöst. Insofern Hundt seine Analyse auf der Basis der kognitiven Metaphorntheorien ansiedelt, verbleibt er im Theoriefeld des „cognitive turn". Die neuronale Kapazität erzeugt die Bedeutungen von Sätzen und Worten. Das Gehirn wird als mentale Wissensrepräsentation beschrieben. In dieser pointierten mentalistischen Bedeutungstheorie verweisen Begriffe oder Konzepte auf Schemata, „Frames" oder auf mentale Modelle und werden als Wissensrepräsentationen gefasst (ibid: 78). Metaphorische Modelle bezeichnet Hundt als eine Untergruppe der mentalen Modelle. Sie entfalten ihre Wirkung über ein analoges Denken (ibid: 103 ff.). Zwar beabsichtigt Hundt den „cognitive turn" um den „linguistic turn" zu ergänzen, allerdings gibt er, wie oben erwähnt, dem erstgenannten den Vorzug.

Der „linguistic turn" knüpft an die Tradition des Wittgensteins Ende der 1920er Jahre an, wonach weder die Gegenstände, noch die mentalen Zustände von Individuen die Bedeutung von Sätzen generieren – ich komme darauf im letzten Abschnitt zurück.[13] In der Abkehr von der „Merkmalssemantik" u. a. traditionellen Feldern der Sprachwissenschaft, setzte sich mit dem „linguistic turn" die Auffassung durch, dass auch der Kontext für die Entstehung der Bedeutung relevant ist.[14] Dadurch wird anerkannt, dass der Gebrauch der Alltagssprache durch Vagheit und Randunschärfe gekennzeichnet ist und die Forderung nach der Exaktheit und Eindeutigkeit, wie sie an die Formalsprache gerichtet werden, nicht erfüllbar ist.[15] Nur eine Sprache, deren Bedeutung gänzlich von der logischen Syntax oder der Mathematik bestimmt wird, kann als exakte und eindeutige Sprache gelesen werden.

---

[13] *Rorty* (1967/1992).

[14] Man kann die Bedeutung von Sätzen nicht durch die Auflistung von Merkmalen definieren.

[15] Die Literatur differenziert zwischen Wittgensteins Sprachposition, wie er sie im *Tractatus logico-philosophicus* (1914–1918) vorstellte und seiner Auffassung zur Sprache, die er ab 1929 entwickelte (Wittgenstein 1921/1963); vgl. *Muchlinski* (2006).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Damit möchte ich zu einem zweiten, ungleich stärkere Wirkungen in der ökonomischen Wissenschaft erzielenden, Ansatz überleiten. McCloskeys Arbeiten zur Rhetorik der Ökonomie provozierten und pointierten. McCloskey beschrieb die ökonomischen Interaktionsformen als Sprechakte des alltäglichen ökonomischen Handelns.[16] Ökonomen blenden die Sprachverwendung und das eigene Sprachhandeln hinsichtlich der Implikationen und Wirkungen aus.[17] Die Schriften von Ökonomen seien oftmals als ein Appell an mathematische Rigorosität, an Objektivität, Wahrheit und Universalität verfasst, wohl wissend, dass es sich auch bei mathematischen Resultaten um eine fallible Argumentation handelt. Ferner formulieren sie ihre Appelle an naturwissenschaftliche Gesetzmäßigkeiten. McCloskey pointierte, dass Ökonomen eigens geschaffene Kategorien und Begriffe als ökonomische Faktizität erachten. Prozesse der Begriffsbildung und der Begriffsgeschichte bleiben oft unreflektiert.

McCloskey kritisiert, dass ökonomische Abhandlungen durchzogen sind von Analogien und Metaphern, ohne diese zu untersuchen: Flüssigkeit, Mechanismus, Mechanik, Kräfte, Gleichgewicht, Geschwindigkeit, Container, Grenznutzen und Grenzwert, Zirkulation, Friktion, etc. Ökonomen verwenden nicht selten dekorative Metaphern. Viele ihrer Vokabeln sind metaphorisch aufgeladen („competition", „children as durable good", „human capital", etc.). Eine Metapher ist ein Überkreuzen von Begriffen und eine Transaktion von Kontexten (*Diewald* und *Smirnova* 2008). McCloskey betont, mit Metaphern konstituieren Ökonomen eine Poetik, ohne diese aber zum Gegenstand ihrer Untersuchung zu machen. Zum Beispiel ist die Metapher „invisible hand" so eindrucksvoll, dass wir akzeptieren, sie niemals zu sehen (Stiglitz).

Die Vernachlässigung der Reflektion auf die verwendete Sprache zeige sich darüber im Credo von Ökonomen: „I am a Scientist: give way" (ibid: 513). McCloskey resümiert, eine reflektierte Rhetorik der Ökonomie würde die Tür zu dem Wissen öffnen, das Ökonomen haben, aber nicht angemessen artikulieren, weil sie sich hinter den positivistischen Prinzipien, wie sie Friedman in seinem Artikel von 1953 formulierte, zurückziehen (ibid: 484). Dieses unreflektierte Vertrauen auf Friedmans Prinzipien wirkt bis in die Gegenwart fort, wie *Akerlof* (2007) u. a. Ökonomen kritisieren.[18] Es dominieren die Appelle an Wissenschaftlichkeit basierend auf der Vorstellung, dass eine ökonomische Erklärung nur ein Teil eines universalen Gesetzes sei. Im nächsten Abschnitt möchte ich begründen, warum es nicht um Rhetorik, sondern um das Anerkennen von sprachlichen Interaktionen, mit denen auch ökonomische Wirklichkeit geschaffen bzw. gestaltet wird, geht.

---

[16] Vgl. die Aufsätze in *Samuels* (1990) sowie *Henderson*, *Dudley-Evans* und *Backhouse* (1993).

[17] *McCloskey* (1983).

[18] *Backhouse* (1993), *Dudley-Evans* (1993).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

4. Sprachvermittelte Interaktionen

In den sprachtheoretischen Positionen konkurrieren verschiedene Auffassungen über die Frage, inwieweit Sprache, Bedeutung und Wissen in der biologischen Prägung, in der Evolution verwurzelt oder in soziale Strukturen und Kontexte eingebettet sind. Kontrovers ist ebenso, ob das Denken der Sprache vorausgeht und Sprache somit der „Schleier" des unabhängig von Sprache Gedachten ist.[19] Diese offenen Theoriefragen können hier nicht ausführlich erörtert werden.[20] In Grundzügen ist, wie ich eingangs erwähnte, die konstitutive Aufeinanderbezogenheit von Sprache, Bedeutung und Wissen für die Ökonomie als Handlungswissenschaft relevant. Sprache, Bedeutung und Wissen möchte ich anhand von zwei Ansätzen exemplarisch diskutieren.

Der erste Ansatz, die „Dualitätssuggestion" oder die mentalistische Position, impliziert die Neutralität der Sprache gegenüber dem Denken. Demnach wird Sprache als ein neutraler Spiegel von mentalen Prozessen behandelt. Der zweite Ansatz konzipiert Sprache als einen Strukturierungsmodus für die Wahrnehmung und des Wissens.

Der mentalistische Ansatz stellt die mentalen Zustände jedem Sprachausdruck voran. Sprache hat hierin die Funktion des Etiketts. Eine Konsequenz hiervon ist, dass die Erwartungen, der Wille, die Gedanken, die Intentionen und Wünsche als innere und nur der privilegierten Selbsterkenntnis zugängliche Zustände aufzufassen sind. Denken und Sprechen werden getrennt. Exemplarisch kann auf das Aristotelische Zeichenmodell rekurriert werden (*Trabant* 2008). Die Ideen oder die Vorstellungen (*conceptus*) sind im aristotelischen Modell mental, somit im Geist des Menschen vorhanden. Sie sind Abbilder der Wirklichkeit oder der realen Dinge (*res*). Diesen Vorstellungen, Konzepten, werden nun Wörter (*voces*) zugeordnet. Während die Wörter (*voces*), die Sprache, verschieden sein können, sind die Vorstellungen (*conceptus*) und die Dinge der Außenwelt (*res*) bei allen Menschen einheitlich.[21] Trabant skizziert die Kernüberlegung von Aristoteles als Zeichen- bzw. Sprachmodell anhand der nachfolgend reproduzierten Abbildung (1):

---

[19] In Platons Dialog, *Kratylos*, stellt Sokrates heraus, dass es besser wäre, wenn die Sprache für die Erkenntnis ohne Funktion sei. Denn die Worte, die Abbilder von den Dingen sind, sind arbiträr, während die Erkenntnis es nicht ist. Hierin liegt die Geburtsstunde der Rhetorik, die die Unabhängigkeit des Denkens von der Sprache betont und daher Sprache auf den sekundären Platz verweist (*Trabant* 2003a: 29). Worte, Worte, Worte – sind nur das ohne sie Gedachte (ibid).

[20] Vgl. *Jostes* und *Trabant* (2005).

[21] *Trabant* (1998: 159–161).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

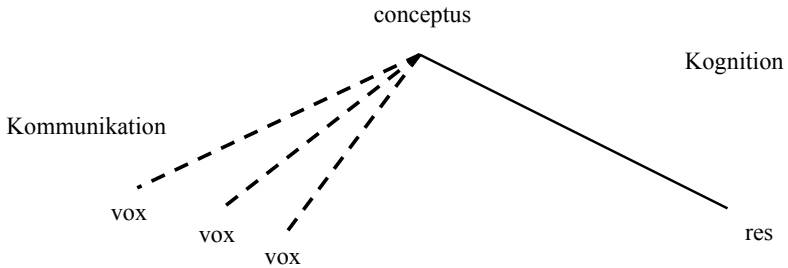

Abbildung 1

Eine Konsequenz der mentalistischen Sprachposition lautet, eine x-beliebige „lingua franca“ genüge, um die vollendeten Gedanken zu kommunizieren.[22] Der mentalistische Ansatz geht von der Dualität von Geist und Körper aus. Aus diesem Dualismus kann kein Prozess des Verstehens hergeleitet werden. Es bleibt die Frage unbeantwortet, wie die Wirtschaftsagenten die divergierenden Erfahrungen und Erwartungen, mentalen Zustände des nicht räumlich wahrnehmbaren Geistes und die physikalischen Gesetzmäßigkeiten des räumlich wahrnehmbaren Körpers synthetisieren können. Diese Trennung von „innen“ und „außen“ lassen das Subjekt – und insofern die Ökonomie diesem Dualismus folgt – auch das Wirtschaftssubjekt in Analogie zur Münze erscheinen.

John Locke kann sowohl noch als ein Vertreter dieser mentalistischen und, wie *Trabant* (2003) bezogen auf sein Gesamtwerk vermerkt, schon als ein Vorläufer der nicht-mentalistischen Position genannt werden. Zwar rückte Locke als einer der ersten Empiristen das Thema Sprache und Denken in den Mittelpunkt, dennoch reichte er in seinen Überlegungen nicht über die Sichtweise des Privatsprachentheoretikers hinaus.[23] Locke argumentierte, Worte, Zeichen, Sprache seien wie der „Nebel vor unseren Augen“ („a mist before our eyes“), der sich zwischen dem Erkennen und der Wahrheit schiebt und dennoch an den Vorstellungen „klebt“.[24] Das Denken sei einerseits unabhängig von der Sprache und andererseits „klebe“ die Sprache an den Ideen. Hierin manifestiert sich sowohl die mentalistische als auch die nicht-mentalistische Position. Zunächst schrieb

[22] „Words in their primary and immediate Signification, stand for nothing, but the Ideas in the Mind of him that uses them“, so Locke, in: *Trabant* (2003: 165). Die These, die Wörter bezögen sich unmittelbar nur auf die Ideen, stammt nicht von Locke, sondern findet sich bei Aristoteles „De interpretatione“ (16a 3). Denken ist für Locke nicht urteilen, sondern anschauen.

[23] *Hacker* (1978: 291f). Erst Wittgenstein gelingt es, eine Antwort auf das Privatsprachenargument zu geben (vgl. *Muchlinski* 2006).

[24] *Locke* (1690/1971–74) führt im dritten Buch des Essay (Kapitel IX „Of the imperfection of words“) aus, dass Wörtern die Klarheit der Gedanken vernebeln. *Trabant* (2003a: 165) bemerkt, dass es sich die Analytische Philosophie zur Aufgabe wählte, diesen „Nebel“ zu beseitigen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Locke, die „simple ideas“ sind bei allen Menschen gleich, denn das Wissen über Gegenstände und Sachen folge der Natur, das heißt die Natur prägt die Erkenntnis. Einwände gegen diese Position lieferte Kant, der betonte, dass sich die Gegenstände nach der Erkenntnis, den Verstandeskategorien – oder „Gedankenwagen“ (Häuser) – und den Erkenntnismethoden richtet. Wilhelm von Humboldt und Wittgenstein (ab 1929) folgen Kant und verneinen, dass die Natur die Bedeutungen für Begriffe determiniere. Hingegen gilt, unsere „Begriffe resultieren aus unseren Lebensformen“.[25]

Locke benennt die „mixed modes“, mit denen er Zustände und Handlungen beschreibt. Diese „mixed modes“ sind anders als die „simple ideas“ in ihren Bedeutungen, die die Natur bestimmt, nicht gegeben, sondern „arbiträr“. Locke sieht, dass Sprachen verschiedene Semantiken und Bedeutungen haben, „words in one language which have not any that answer them in another“, somit keine universell identischen Konzepte sind (vgl. *Trabant* 2003a: 164). Locke bleibt jedoch im „Nebel“ gefangen. Er zieht nicht die Konsequenzen, die erst Wilhelm von Humboldt pointieren wird: „die Verschiedenheiten der Sprachen sind die Verschiedenheiten der Weltansichten“ (vgl. *Trabant* 2003a: 260–261). Daher möchte Locke die arbiträren Bedeutungen von Wörtern bändigen, da sie den Erkenntnisprozess stören. Der Wissenschaftsprozess sollte darum bemüht sein, diesen Nebel aufzulösen, damit die Unvollkommenheit und Nichtexaktheit der Alltagssprache nicht das vollkommene Denken, Erkennen und den Wissenserwerb störe. Von dieser Ansicht, die Bedeutung entstehe im Denken, im Mentalen, war es nur ein kleiner Schritt, wie *Ryle* (1969) kritisch bemerkte, zur „Phosphoreszenztheorie des Bewusstseins“, wonach unterstellt wird, dass die Gehirnprozesse, mithin neuronale Prozesse und chemische Reaktionen es sind, die die Bedeutung von Wörtern und Sätzen hervorbringe. Aber nicht nur die Bedeutung, sondern das Individuum ist in dieser Abgeriegeltheit seines Bewusstseins modelliert.[26] Eine bis heute spannende, unbeantwortete Frage ist, wie diese *gegebenen* Bedeutungen getauscht werden könnten.

Damit möchte ich zum zweiten Ansatz, der nicht-mentalistischen Betrachtung, überleiten. Als Begründer dieser Auffassung gilt Wilhelm von Humboldt. Das Denken erzeugt sich im Sprachgebrauch, in der Sprache, „die das bildende Organ des Gedankens ist“. Humboldt, der den Spuren Kants folgt, betont in seinen Sprachstudien ab 1795, „dass Sprechen Denken“ ist.[27] Die Trennung

---

[25] Die Schriften von Ludwig Wittgenstein sind in der Bibliographie mit Abkürzungen genannt. Sie werden im laufenden Text einmal in den Fußnoten mit den entsprechenden Paragraphen (§) oder, wenn es sich um Seitenzahlen aus einem Buch handelt, mit „:“ aufgeführt. *Wittgenstein* (1984a: 572).

[26] Vgl. *Fiedler*, *Hell*, und *Gigerenzer* (1993), *Kahneman* (2003).

[27] *Trabant* (2003a: 312), in seinem Artikel von 1795 „Über Denken und Sprechen“ begründet Humboldts das sprachlich verfasste Denken, das in der Sprache Denken (vgl. *Trabant* 2003a: 261).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von Sprechen und Denken wird im „Mit-Denken“ aufgehoben. Das Denken ist ein Denken in der Sprache und auf den Anderen, „Du“, gerichtet. Somit führt Humboldt Kognitionsprozesse und Kommunikation zusammen (vgl. *Trabant* 2003b: 347–365).[28] Nach seinen Studien über die Sprache des Baskenlands notierte Humboldt, dass die Sprachabhängigkeit des Denkens „historisch-partikular“ ist.[29] Die „Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus“ zeigt sich in der „Verschiedenheit der Weltansichten“.[30] Humboldts Forschung über die vergleichenden Sprachstudien, die er in seiner Rede vor der Berliner Akademie 1820 pointierte, betont die Rolle der Sprache als Teil der Handlung. Das Sprachmodell von Humboldt unterscheidet sich vom Sprachmodell Aristoteles' darin, dass die Vorstellungen und die Wörter in einem Zusammenhang stehen. Sprache ist Denken. Wörter „vernebeln“ nicht mehr das Denken.

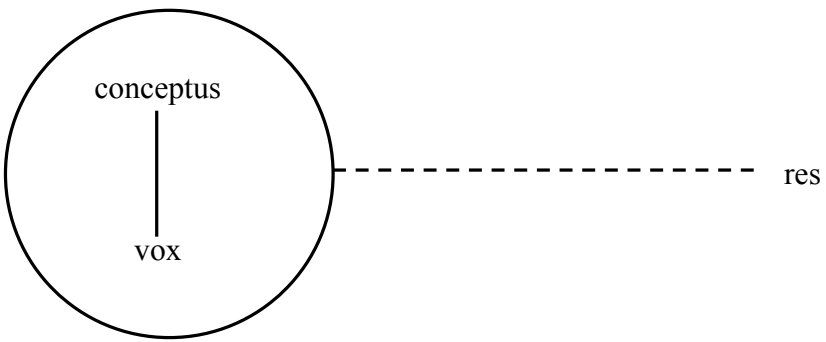

Abbildung 2: Modell der Sprache von Humboldt (*Trabant* 1998: 161)

Es war Wittgenstein, der die Konstitution von Bedeutung anhand des Sprachgebrauchs systematisch darstellte und damit den Handlungsaspekt der Sprache, während Humboldt den semantischen Aspekt herausarbeitete. Wittgenstein kritisierte die mentalistische Position, die ungeachtet der Sprachforschungen von Humboldt in der Literatur auffindbar war.[31] Er bezeichnet den Geist-Körper Dualismus als eine Konstruktion, als einen geisterhaften Nimbus und Unsinn. „Der Gedanke, soweit man überhaupt von ihm reden kann, muß etwas ganz Hausbackenes sein“ (MS 213: 286).[32] Mentale Zustände gehen nicht dem Sprach-

[28] Vgl. Trabant (2003b).

[29] Zur Humboldt-Forschung, siehe *Trabant* (1986).

[30] *Humboldt* (1998).

[31] Zu den Konsequenzen sprachlichen Handelns in unterschiedlichen Kontexten, Kulturen und zur Notwendigkeit der Differenzierung von Sprache, Kommunikation und Handlungsfolgen, vgl. *Fermandois* (2000).

[32] Die Manuskripte (MS) sind im Nachlass von Wittgenstein enthalten (*Wittgenstein* 2000).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ausdruck voraus. Mentale Prozeduren liefern keine Bedeutungen (PU: §332). Verstehen ist kein Bewusstseinszustand, der nachträglich im Satz abgebildet wird; diesen Satz könnten wir nicht verstehen (PU: §154). Wittgenstein fragt: „Was würden wir ihm entgegnen, wenn er sagte, bei ihm sei das Schachspielenkönnen ein innerer Vorgang? – Daß nichts, was in ihm vorgeht, uns interessiert, wenn wir wissen wollen, ob er Schach spielen kann" (PU: 492).

Ein zentraler Begriff in der Sprachposition von Wittgenstein ist das „Sprachspiel".[33] „Das Wort Sprachspiel soll hier hervorheben, daß das Sprechen der Sprache ein Teil ist einer Tätigkeit, oder einer Lebensform (…)".[34] Das Sprachspiel beginnt nicht mit dem Gedanken, sondern Gedanken sind Teil des Sprachspiels. Was ist ein Sprachspiel? Während für Humboldt „die Arbeit des Geistes" das Denken ist, das sich in der Sprache entfaltet, ist für Wittgenstein die „arbeitende Sprache" die Sprachpraxis. Wissen und Denken erlangen in der Artikulation eine Bedeutung. Das Denken ist kein Abbild von Gehirnprozeduren. Der Gedanke ist der artikulierte Gedanke. „Das Charakteristische am Gedanken, was ihn für uns so einzig macht ist, daß wir dabei nicht das Gefühl der Deutung haben" (MS 108: 224). Wittgenstein resümiert: „Man hat nicht den Zeichenausdruck und daneben, für sich selbst, den (gleichsam dunklen) Gedanken. (…) Wenn der Gedanke nicht schon artikuliert wäre, wie könnte der Ausdruck durch die Sprache ihn artikulieren. (…) Man hat nicht den Gedanken, und *daneben* die Sprache" (MS 108: 279). Denken und Sprechen sind keine getrennten Innen- und Außenverhältnisse, die dann über erfundene Verknüpfungsregeln zu verbinden wären. Wie könnte ein Gedanke aussehen? Welche Gestalt könnte er haben? Nimmt er jeweils die von ihm gedachte Gestalt an, wandelt er sich in ein Buch oder in einen Computer?

Sprachverstehen *kann* ein Resultat von kommunikativen Prozessen sein, ist aber nicht daran gebunden. Sprachverstehen ist an Artikulation gebunden (*Trabant* 2003b). „Wir fragen: Wie gebrauchst Du das Wort, was machst Du damit – das wird uns lehren, wie Du es verstehst" (PG: §44).[35] Wittgenstein rekurriert mit diesem Satz auf die Praxis, das Sprachspiel, von denen es unendlich viele gibt. Mit den Sprachspielen ändern sich die Bedeutungen. Das Sprachspiel liefert den Kontext für das Sprachverstehen. Verstehen impliziert das Wissen darüber, wie das Wort, der Satz, im Spiel gebraucht wird. Sprachspiele sind durch Teilhabe, Initiation und Imitation möglich. Sie gelingen nicht als Re-Allokation von gegebenen Spielressourcen oder gegebenen Bedeutungen, sondern im kreativen Fortentwickeln des Spiels und dessen Regeln.[36]

---

[33] *Wittgenstein* (1984a: §19).

[34] *Wittgenstein* (1984c). *Wittgenstein* (1958), *Wittgenstein* (1984a: §§257–8).

[35] *Wittgenstein* (1984b).

[36] Die Lerntheorie des Habitus geht nicht von sprachloser Adaption aus, sondern davon, dass das Individuum in ein Spiel eintritt (Sprachspielhandlung). Das Gelingen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wittgensteins Fazit lautet: aus Gehirnprozeduren, mentalen Zuständen oder Nervenverbindungen können keine Bedeutungen deduziert werden. Bedeutungen können nicht der kommunikativen Interaktion als gegeben vorangestellt werden. Bedeutungen sind keine linearen Input-Output-Transformationen, wie sie im Bild des Losschlagens einer Billardkugel beschreibbar sind.

5. Sprachvermitteltheit des Wissens

Als eine Konsequenz der im vorherigen Kapitel skizzierten Sprachpositionen ist festzuhalten, dass Sprache, Bedeutung und Wissen als Prozesskategorien kein Thema der ökonomischen Theorie sind. Die Wissenssoziologie hingegen thematisiert Wissen als ein transsubjektives Wissen, als geteiltes Wissen und Artikulationen. Wissensgemeinschaften beinhalten Teilhabe und kommunikative Interaktion im Handlungszusammenhang (Helmstädter). Eine neuere Richtung der Wissensökonomie versucht, den Begriff Wissen für die Ökonomie zu erschließen. Notwendig ist hierzu die Abkehr von tradierten Verhaltensannahmen und unterstellten Anpassungsmechanismen.[37]

Wissen ist als *episteme* Wissen über etwas. Es ist eine Fähigkeit zur Bewältigung einer Aufgabe. Es umfasst das implizite Wissen („tacit knowledge").[38] Wir haben Wissen über ökonomische Zusammenhänge, das nicht vollständig explizierbar ist – ähnlich einem Musiker, der die Note spielt, ohne explizit auf die Technik zu achten oder ihr zu folgen.[39] Wissen ist von der Person und dem Handlungszusammenhang nicht zu trennen.[40] Wissenschaftliche Produkte sind im Prozess ihrer Evozierung nicht von Forschungsmethoden und Fragestellungen, den Begriffssystemen und Konzepten zu trennen. Wissenschaft ist nicht sprachlos generiert. Es gehört zu ihren Aufgaben, eigene sprachliche Reflektionen auf ökonomische Prozesse vorzunehmen. Das beinhaltet auch der Begriff des Paradigmas; er legt die Weltansicht der *community of science* als ein *begriffliches Netzwerk* dar. Die Ökonomie muss anerkennen, dass der „linguistic turn" zum normalwissenschaftlichen Instrumentarium auch der Ökonomie ge-

der Teilnahme hängt entscheidend davon ab, wie es sich im aktiven Lernen durch die Imitation, das Ausprobieren und Ausbalancieren von eigener Rolle im Spielfeld unter Beachtung der Rollen und Regeln des Spieles und der anderen Spieler behauptet.

[37] Wissen ist in allen Formen gesellschaftlicher Produktionsformen und Arbeitsteilung impliziert. Eine Auseinandersetzung mit der „Wissensökonomie" liefert *Kübler* (2005).

[38] *Polanyi* (1985).

[39] „The transmission of knowledge from one generation to the other must be predominantly tacit … the pupil must assume that a teaching which appears meaningless to start with has in fact a meaning that can be discovered by hitting on the same kind of indwelling as a teacher is practicing" (*Polanyi* 1985: 513).

[40] Vgl. *Mittelstraß* (1998), siehe auch *Deutscher Bundestag* (2002).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hört. Ökonomische Interaktionen basieren auf Artikulationen. Diese implizieren kognitiv-semantische und pragmatisch-kommunikative Dimensionen.

Oftmals wird mit einem Informationstransfer zugleich ein Wissenstransfer unterstellt. Wissen ist nicht identisch mit Informationen. Informationen müssen wahrgenommen, bewertet und beurteilt werden. Sprache ist zweifellos das „Darstellungsmedium" für die Wissenschaft. Aus welchen Gründen sollte sich die Ökonomie mit ihrem Darstellungsmedium beschäftigen? Die Antwort lautet, Sprache hat eine konstitutive Funktion für die Wissenschaft und den Wissenschaftsprozess.[41] Wissenschaftliche Konzepte und Wortbedeutungen stehen nicht als kognitive Entitäten, oder als Körbe, zur Verfügung. Wissen von der Bedeutung der Worte und Zeichen impliziert das Wissen von den Möglichkeiten ihrer Verwendung.

6. Schlussbetrachtung oder *warum ein Satz Konsequenzen hat*

Wohin führt die zuvor geleistete Untersuchung? Die moderne Sprachwissenschaft betont, dass Bedeutungen *nicht* gegeben sind, sondern sie manifestieren sich in der Praxis, in Kontexten.[42] Die Implikationen und Konsequenzen sind folgende: i) Wissen und Bedeutungen sind keine Repräsentationen von unterstellten unsichtbaren Prozessen (*Muchlinski* 2002: 215–234). ii) Sie sind keine Abbilder von mentalen Zuständen. iii) Die Bedeutung und das Wissen konstituieren sich in der Artikulation, im Kontext, die die sprachliche Umgebung konfiguriert. iv) Bedeutungen sind relativ zu den Wissensbeständen der an den sprachlichen Interaktionen teilnehmenden Personen. v) Sprache ist nicht neutral gegenüber dem Denken. Bedeutungen von Sätzen bzw. Wörter sind keine Güter und daher nicht wie physische Gegenstände zu bewerten (*Muchlinski* 2008). Die Bedeutungskonstitution resultiert aus dem Zusammenspiel der Wirtschaftsakteure in Handlungssituationen. Ökonomisches Handeln und Entscheiden sind kontextbezogenes sprachliches Handeln und finden in verschiedenen „Sprachspielen" statt.

Über Jahrhunderte hinweg hatte sich die Sprachwissenschaft in der aristotelischen Sichtweise und in der Erkenntnis eingerichtet, die Welt sei unabhängig von der Sprache, da das Denken sprachlos gelinge. Humboldt zeigte, dass „die Verschiedenheit der Weltauffassung" von der Verschiedenheit der Sprachen *nicht* zu trennen ist.[43] Mit Wittgenstein, den Spuren Humboldts folgend, beginnt im

[41] *Knobloch* (1999) radikalisiert diese Überlegung mit der Frage, inwiefern wissenschaftliche Gegenstände sprachlich konstituiert sind (und inwiefern nicht).

[42] *Kober* (2002), erörtert die Problematik der Abgrenzung des Kontexts.

[43] *Trabant* (1999).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

20. Jahrhundert die Hinwendung zur Sprache als Handlung bzw. als Tätigkeit im Kontext.

Sprachhandeln ist eine Tätigkeit, die die Wortbedeutungen in den Lebensformen und der Praxis beschreibt. Sprache, Bedeutung und Wissen implizieren das Ineinandergreifen von Sprache und *Wirkungen* der Sprache bzw. sprachlichen Interaktionen. Bedeutungen liegen nicht im Mentalen des Subjekts verborgen. Es sind keine geheimnisvollen Prozeduren, sondern sie zeigen sich in den ökonomischen Interaktionen. Wittgenstein schreibt, dass ein „Satz (…) Konsequenzen" hat, „das ist sein Sinn". Dieser Sinn ist vom Kontext und von der Person, die ihn äußert, nicht zu trennen. Ökonomische Wirklichkeit ist sprachvermittelt. Begriffe folgen nicht den Naturereignissen oder den Naturgesetzen, sondern sie werden von der *community of science* als *begriffliches Netzwerk* geschaffen.

Der „Gedankenwagen" (Häuser) *bewegt* sich auf Bahnen. Die Bahnen und die Richtungen, die für seine Bewegung erforderlich sind, werden im Sprachspiel entwickelt und verändert.

Literaturverzeichnis

Akerlof, George A. (2007), „The Missing Motivation in Macroeconomics. Presidential Address", American Economic Association, Chicago IL, January 6, 2007, in: American Economic Review, 97(1), S. 3–36.

Austin, John L. (1962), How to do Things with Words, London/Oxford/New York: Oxford University Press.

Backhouse, Roger (1993), „The Debate over Milton Friedman's Theoretical Framework: An Economist's View", in: Henderson/Dudley-Evans/Backhouse (1993), S. 103–131.

Bernanke, Ben (2004), „Fedspeak. Remarks at the Meeting of the American Economic Association", San Diego, California. http://www.federalreserve.gov/boarddocs/speeches/2004/20041032/default, abgerufen am 12. 12. 2007.

Boianovsky, Mauro/*Trautwein*, H.-M. (2006), „Wicksell after Woodford", Journal of the History of Economic Thought, 28, S. 171–185.

Breton, Anton (Hrsg.) (1999), Exploring the Economics of Language. New Canadian Perspectives. Department of Economics. University of Toronto.

Deutscher Bundestag (2002), Schlussbericht der Enquete-Kommission ‚Globalisierung der Weltwirtschaft'. Opladen.

Diewald, Gabriele/*Smirnova*, Elena (2008), „Alles Metaphern? Nutzen und Grenzen metaphorischer Konzeptualisierung bei der Analyse kommunikativer Grundstrukturen in Sprachwissenschaft und Ökonomie", in: Alihan Kabalak, Birger Priddat und Elena Smirnova (Hrsg.), Ökonomie, Sprache, Kommunikation. Neuere Einsichten zur Ökonomie, Metropolis, Marburg, S. 119–139.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Dudley-Evans, Tony (1993), „The Debate over Milton Friedman's Theoretical Framework: An Applied Linguist's View", in: Henderson / Dudley-Evans / Backhouse (1993), S. 132 – 152.

Fermandois, Eduardo (2000), Sprachspiele, Sprechakte, Gespräche. Eine Untersuchung der Sprachpragmatik. Würzburg: Königshausen & Neumann.

Fiedler, K. / *Hell*, W. / *Gigerenzer*, G. (Hrsg.) (1993), Kognitive Täuschungen. Fehl-Leistungen und Mechanismen des Urteilens, Denkens, und Erinnerns, Heidelberg: Spektrum Akademischer Verlag.

Geanakoplos, John (1992), Common Knowledge. Journal of Economic Perspectives. 6(4), S. 53 – 82.

Hacker, P. M. S. (1978), Einsicht und Täuschung. Wittgenstein über Philosophie und die Metaphysik der Erfahrung, Frankfurt / Main.

Häuser, Karl (1984), „Die Rolle der Begriffswahl und der Begriffsbildung am Beispiel des Einkommens und der Einkommensteuer", in: Hans Braun und Alois Hahn (Hrsg.), Kultur im Zeitalter der Sozialwissenschaften. Friedrich H. Tenbruck zum 65. Geburtstag, Berlin: Dietrich Reimer Verlag, S. 51 – 70.

Helmstädter, Ernst (Hrsg.) (2003), The Economics of Knowledge Sharing, Cheltenham, UK, Northampton, MA, USA, Edward Elgar.

Henderson, W. / *Dudley-Evans*, T. / *Backhouse*, R. (Hrsg.) (1993), Economics and Language, London / New York: Routledge.

Humboldt, Wilhelm von (1998), Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaus und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts, hrsg. von D. Di Cesare, Ferdinand Schönigh, Paderborn et al.

Hume, David (1752/1964), „Of the Balance of Trade", in: David Hume, The Philosophical Works, Vol. 3, Aalen, S. 330 – 345.

Hundt, Markus (1995), Modellbildung in der Wirtschaftssprache: Zur Geschichte der Institutionen- und Theoriefachsprachen der Wirtschaft, Tübingen, Niemeyer.

Issing, Otmar (2005), „Communication, Transparency, Accountability: Monetary Policy in the Twenty-First Century", The Federal Reserve Bank of St. Louis Review, March / April, Part 1, S. 65 – 83. (engl. Übersetzung der Thünenvorlesung).

– (2007), Einführung in die Geldtheorie, München: Verlag Franz Vahlen.

Jostes, Brigitte / *Trabant*, Jürgen (2005), Historische Anthropologie der Sprache: eine Ortsbestimmung. In: Paragrana Jg. 14, 1, Akademie Verlag, Berlin: 9 – 20.

Kabalak, Alihan / *Priddat*, Birger / *Smirnova*, Elena (Hrsg.) (2008), Ökonomie, Sprache, Kommunikation. Neuere Einsichten zur Ökonomie, Marburg: Metropolis Verlag.

Kahneman, Daniel (2003), „Maps of Bounded Rationality: Psychology for Behavioural Economics", American Economic Review, 93(5), S. 1449 – 1475.

Knobloch, Clemens (1999), „Inwiefern wissenschaftliche Gegenstände sprachlich konstituiert sind (und inwiefern nicht)", in: Herbert E. Wiegand (Hrsg.), Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart, Berlin et al.: de Gruyter Verlag, S. 221 – 243.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Kober, Michael (2002), Bedeutung und Verstehen. Grundlegung einer allgemeinen Theorie sprachlicher Kommunikation, Paderborn: Mentis.

Kübler, H.-D. (2005), Mythos Wissensgesellschaft. Gesellschaftlicher Wandel zwischen Information, Medien und Wissen. Eine Einführung, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Locke, John (1690/1971–74), An Essay Concerning Human Understanding, 2 Bde (hrsg. John W. Yolton), London: Dutton.

– (1692/1991), „Some Considerations of the Consequences of the Lowering of Interest and Raising the Value of Money", in: The Claredon Edition of the Works of John Locke, Locke on Money, I.

Männel, Beate (2002), Sprache und Ökonomie. Über die Bedeutung sprachlicher Phänomene für ökonomische Prozesse, Marburg: Metropolis Verlag.

McCloskey, Deidre (1983), „The Rhetoric of Economics", Journal of Economic Literature, 21, S. 481–517.

Mill, John Stuart (1848), „Of Money", in: Principles of Political Economy With Some of Their Applications to Social Philosophy, in: V. W. Bladen und J. M. Robson (Hrsg.) (1965), Collected Works of J. S. Mill, Vol. III, University of Toronto Press, London: Routledge & Kegan Paul.

Mittelstraß, Jürgen (1998), „Information oder Wissen – vollzieht sich ein Paradigmenwechsel?", in: BMBF (Hrsg.), Zukunft Deutschland in der Wissensgesellschaft, Tagungsband des Kongresses am 16. 2. 1998 in Bonn, S. 11–16.

Morishima, M. (1991), „General Equilibrium Theory in the Twenty-First Century", Economic Journal, 101(404), S. 69–74.

Muchlinski, Elke (1996), Keynes als Philosoph, Duncker und Humblot, Berlin.

– (1998), „The Philosophy of John Maynard Keynes – A Reconsideration", Cahiers d' Économie Politique. Histoire de la Pensée et Théories, 30–31, L'Harmattan, Paris/Montreal, S. 227–253.

– (2002), „Transzendentaler Realismus oder Transformation der Kategorien?", in: Leonhard Bauer und Klaus Hamberger (Hrsg.), Gesellschaft Denken. Eine erkenntnistheoretische Standortbestimmung der Sozialwissenschaften, Wien/New York: Springer Verlag, S. 215–234.

– (2003a), „Knowledge, Knowledge Sharing and Convention in Keynes' Thinking", in: Ernst Helmstädter (Hrsg.), The Economics of Knowledge Sharing, Edward Elgar, S. 115–129.

– (2003b), „Épistémologie et probabilité chez Keynes", in: L'Actualité Economique. Revue d'Analyse Économique, 79(1–2), HEC Montréal, Sociéte Canadienne de Science Économique, S. 57–70.

– (2005a), „Central Banks: Reasons for ‚creative ambiguity'", in: Horst Tomann und Jens Hölscher (Hrsg.), Globalization of Capital Markets and Monetary Policy, Basingstoke: Palgrave Macmillan, S. 130–147.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (2005b), „Kreative Theorieproduktionen: Wittgenstein und Keynes“, in: Günter Abel (Hrsg.), Kreativität. XX. Deutscher Kongress für Philosophie, Sektionsbeiträge Bd. 1, Universitätsverlag der Technischen Universität Berlin, S. 969–979

– (2006), Was meint Wittgenstein mit ‚In der Sprache wird alles ausgetragen?‘, Logos Verlag Berlin.

– (2008), „Sprache, Bedeutung und Verstehen in der Ökonomik. Eine ‚kodierte Sprache‘ für die Federal Reserve Bank?“, in: Alihan Kabalak, Birger Priddat und Elena Smirnova (Hrsg.), Ökonomie, Sprache, Kommunikation. Neuere Einsichten zur Ökonomie, Marburg: Metropolis Verlag, S. 85–118.

– (2010), Central Banks and Coded Language. Risks and Benefits, Basingstoke: Palgrave Macmillan.

Polanyi, Michael (1985), Implizites Wissen, Frankfurt: Suhrkamp Verlag. (Orig. The Tacit Dimension, 1966, Garden City, New York.)

Richter, R. / *Furubotn*, E. G. (1999), Neue Institutionenökonomik. Tübingen.

Rorty, Richard M. (Hrsg.) (1967/1992), The Linguistic Turn. Essays in Philosophical Method, Chicago / London: University of Chicago Press.

Rosner, Peter (2005), „What Goes Up, Must Come Down – Images and Metaphors in Early Macroeconomic Theory“, in: G. Erreygers und G. Jacobs (Hrsg.), Language, Communication and the Economy, Amsterdam: John Benjamin Publishing Company.

Rubinstein, Ariel (2000), Economics and Language, Cambridge: Cambridge University Press.

Ryle, Gilbert (1969), Der Begriff des Geistes, Stuttgart: Reclam.

Rymes, Thomas (Hrsg.) (1989), Keynes's Lectures, 1932–35. Notes of a Representative Student. London.

Samuels, Warren J. (Hrsg.) (1990), Economics As Discourse. An Analysis of the Language of Economists, Boston / Dordrecht / London: Kluwer Academic Publisher.

Searle, John R. (1969), Speech Acts. An Essay in the Philosophy of Language, Cambridge: Cambridge University Press.

Spahn, H.-P. (2007), „Realzins, intertemporale Preise und makroökonomische Stabilisierung. Ein Streifzug durch die Theoriegeschichte“, Hohenheimer Diskussionsbeiträge, 292/2007, Institut für VWL (520), Universität Hohenheim, Stuttgart, ISSN 0930–8334.

Spence, A.M. (1973), „Job Market Signalling“, Quarterly Journal of Economics, 87, S. 355–374.

Stekeler-Weithofer, Pirmin (1999), „Wie bestimmen Sprachformen den Horizont einer Wissenschaft?“, in: Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart, Berlin: De Gruyter, S. 508–532.

Trabant, Jürgen (1986), Apeliotes oder Der Sinn der Sprache. Wilhelm von Humboldts Sprachbild, München: Fink.

– (1998), Artikulationen. Historische Anthropologie der Sprache, Frankfurt / Main: Suhrkamp Verlag.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (1999), „La Lingua di questa Scienza: Alte Sprache – Neue Wissenschaft“, in: Herbert Ernst Wiegand (Hrsg.), Sprache und Sprachen in den Wissenschaften. Geschichte und Gegenwart, Berlin: De Gruyter, S. 716–741.

– (2003a), Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens, München: C. H. Beck.

– (2003b), „Zeichen, Kommunikation, Sprache“, in: H. Richter und H. W. Schmitz (Hrsg.), Kommunikation – ein Schlüsselbegriff der Humanwissenschaften?, Münster: Nodus Publikationen, S. 353–369.

– (2008), Was ist Sprache?, München: C.H. Beck.

Voigt, Stefan (2009), Institutionenökonomik, Stuttgart: UTB.

Wittgenstein, Ludwig (1921/1963), Tractatus logico-philosophicus. Frankfurt am Main, Suhrkamp.

– (1958), Preliminary Studies for The ‚Philosophical Investigations‘, generally known as ‚The Blue and Brown Book‘, Basil Blackwell Oxford.

– (1984a), Philosophische Untersuchungen (PU), hrsg. von Rush Rhees. Werkausgabe Band 1, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main.

– (1984b), Philosophische Grammatik (PG), Werkausgabe Bd. 4, Suhrkamp, Frankfurt/Main.

– (1984c), Über Gewissheit (ÜG), Zettel (Z), Vermischte Bemerkungen (VB) hrsg. von Rush Rhees, Werkausgabe Band 8, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main.

– (2000), Wittgenstein’s Nachlass: The Bergen Electronic Edition. Normalized Transcription. Oxford University Press, The Wittgenstein Trustees, The University of Bergen. All rights reserved. (CD-Rom Ausgabe). Es wird wie folgt zitiert: Manuskript 108, Seitenzahl 4, als MS 108:4. (MS)

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Humankapital und Wissen*

Von *Jochen Schumann*, Münster

Einleitung

Humankapital und Wissen werden in der Literatur meistens getrennt behandelt. Hier soll zunächst versucht werden, das Humankapital sozusagen als Nährboden menschlichen Wissens darzustellen. Ausgangspunkt soll die Konzeption der „inneren Güter" des russisch-deutschen Klassikers *Heinrich von Storch* sein, die als Vorstellung von Humankapital gedeutet werden kann. Sie soll umformuliert und aktualisiert werden, so dass der Bestand an Humankapital als Wissen in einem weit gefassten Sinn, nämlich als Bündel menschlicher Kompetenzen, erscheint. Wissen in einem eng gefassten Sinn ist eine dieser Kompetenzen, die schon von *Storch* beschrieben wird; deren Anwendung kann darin bestehen, eine Erfindung zu machen. Am Beispiel der Erfindung wird dann die Ausbreitung des Wissens, genauer: die Zulassung Anderer zur Wissensteilhabe, beschrieben. Am Begriff des weit gefassten Wissens wird schließlich gezeigt, dass für die Gesamtheit der Kompetenzen einer Bevölkerung die Merkmale klubkollektiver Güter zutreffen.

Genauer gliedert sich der Beitrag wie folgt:

In Teil 1 geht es zunächst um den Entwurf eines allgemeinen Rahmens für Humankapital. 1.a) ruft wichtige Beiträge zur Konzeption des Humankapitals aus der Geschichte der Wirtschaftstheorie in Erinnerung. 1.b) stellt die „inneren Güter" nach *Heinrich von Storch* dar, der ihre Gesamtheit auch als „gesellige Bildung" („civilisation") der Bevölkerung bezeichnet. In 1.c) wird die Konzeption „innerer Güter" neu formuliert, so dass sie als Humankapital im weit gefassten Sinn gedeutet werden kann.

Teil 2 befasst sich mit dem Verhältnis von Humankapital zum Stand des Wissens und der Hervorbringung neuen Wissens. 2.a) interpretiert Wissen im

---

* Beitrag auf der Grundlage eines Vortrags vor dem Dogmenhistorischen Ausschuss des Vereins für Socialpolitik (Gesellschaft für Wirtschaftswissenschaften) in Graz am 19. Mai 2006. Der Autor dankt für so gut als möglich verarbeitete Hinweise den Diskutanten Lutz Beinsen, Kurt Dopfer, Tetsushi Harada, Ernst Helmstädter, Jürgen Kromphardt, Bertram Schefold, Dieter Schneider, Heinz-Peter Spahn und Richard Sturn. Als englischsprachige Kurzfassung von Teilen des Beitrags vgl. *Schumann* (2007).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

weit gefassten Sinn als die Gesamtheit der Kompetenzen eines Menschen. 2.b) definiert die Kompetenz „Wissen“ als Wissen im eng gefassten Sinn. 2.c) und 2.d) führen die Unterscheidung von aktuellem und nicht-aktuellem Wissen sowie von allgemeinem und speziellem Wissen ein.

Teil 3 diskutiert Wissen im eng gefassten Sinn, dessen Anwendung Erfindungen und Innovationen veranlassen kann, durch welche das Wissen weitergegeben wird. In 3.a) wird an einem Schumpeterschen Entwicklungsprozess gezeigt, wie die Anwendung von Wissen zur Innovation durch einen Pionierunternehmer führen kann, dessen Vorsprungsgewinn zur Nachahmung der Innovation durch andere Unternehmer anreizt. 3.b) erläutert, dass der Entwicklungsprozess regelmäßig Phasen der Nutzung des Wissens durchläuft, und zwar der Nutzung zunächst als privates Gut, dann als Klubgut eines Innovationsnetzwerkes, und schließlich, wenn alle es nutzen können, als öffentliches Gut.

Der Teil 4 befasst sich mit einer gesamtwirtschaftlichen Anwendung der Konzeption von Humankapital und Wissen im weit gefassten Sinn. Eine Volkswirtschaft wird als Klub der Mitglieder ihrer Bevölkerung aufgefasst, dessen Leistungen auch in der Bereitstellung von Humankapital bestehen. Die von *Buchanan* begründete Theorie der Klubs wird herangezogen, um Fragen des Eintritts in den Klub bzw. des Austritts aus dem Klub zu erörtern und dabei auch auf Klub-Eintritts- bzw. Austrittspreise einzugehen. Mit dieser Anwendung wird die große Bedeutung des Humankapitals für die Theorie und die Politik der Migration angesprochen, speziell die Frage, ob Einwanderung und Auswanderung entgeltlich sein sollten.

1. Zur Geschichte und zur weit gefassten Konzeption des Humankapitals

a) Humankapital: Wichtige Beiträge aus der Theoriegeschichte

Die Literatur zum Humankapital ist überreichlich. *Rosen* (1987, p. 681 f.) spricht sowohl den Bestandsgrößen- als auch den Stromgrößenbegriff an: Humankapital als Bestandsgröße „refers to the production capacities of human beings as income producing agents“ und „is the stock of skill and productive knowledge embodied in people“. Humankapitalinvestitionen sind Stromgrößen; diese Investitionen zielen auf „return“ durch „enhancing a person’s skills and earning power and … increasing the economic efficiency of economic decision making both within and without the market economy“. Die Betonung scheint sowohl bei den Bestands- als auch bei den Stromgrößen auf einer gewerblichen, marktorientierten Verwendung von Humankapital zu liegen; nur das letzte Zitat weist auf Effizienzsteigerungen auch „without the market economy“ hin.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ein Blick zurück in die Geschichte liefert folgende Beispiele:

Adam Smith (1776: Book I, Chapt. 1) verband zunehmende Arbeitsteilung mit steigender Produktivität, die dadurch entsteht, dass die Arbeitskräfte spezialisiertere Tätigkeiten geschickter ausführen können. Das Humankapital der Arbeiter entsteht im Prozess der wirtschaftlichen Entwicklung kostenfrei durch das, was seit *Arrow* (1962) „learning by doing" genannt wird (vgl. *Hagemann* 1990, besonders S. 160).

Johann Heinrich von Thünen beendete seine Überlegungen zum „naturgemäßen Lohn" nicht mit der berühmten Grabstein-Formel, die den Lohn als geometrisches Mittel aus dem für die Reproduktion der Arbeiter notwendigen Lohn und dem pro Arbeiter erwirtschafteten Produkt rechnet (vgl. 1842, S. 552 ff.). In einem unveröffentlichten Beitrag ergänzte *von Thünen* seinen Ansatz um den Ertrag des in die Arbeit investierten Humankapitals (nach Auskunft von Horst Todt, der *Thünen*s Beitrag im Archiv der Universität Rostock fand und demnächst vorstellen wird). Die Humankapitalbildung erfolgt mittels Investitionen in Ausbildung, also durch das, was heute als „learning by schooling" bekannt ist (vgl. z. B. *Lucas* 1988).

Alfred Marshall befürwortete Ausgaben für „education" als „national investment", zu finanzieren durch öffentliche und private Mittel, die der Bevölkerung „greater economic opportunities" geben und ihre „latent abilities" fördern würden (1890: Chapt. VI, p. 179).

Theodore W. Schultz (1961) nannte als Humankapital Fähigkeiten, die aus „education" und „training" hervorgehen. Er erwähnte als Folgen der Humankapitalbildung auch verbesserte Gesundheit, verminderte Kindersterblichkeit und die Möglichkeit, intelligentere Entscheidungen zu treffen.

Von *Gary Becker* (1962, 1964) stammt die bekannteste und umfassendste Konzeption des Humankapitals. „Investment in human capital is ‚embedding of resources in people'" durch „schooling, on-the-job-training, medical care, vitamin consumption … which all improve the physical and mental abilities of people and thereby raise real income prospects" (1962: 9). Nach *Becker*s mikroökonomischer Marginalanalyse investieren rational handelnde Menschen in Humankapital, bis der sinkende Grenzertrag solcher Investitionen gleich geworden ist den steigenden Grenzkosten der Investition. Das Humankapital wird auch in seiner spezifischen Ergiebigkeit in einzelnen Beschäftigungen gesehen. Der Aufbau von Humankapital wird über die Zeit auch mit Blick auf das Lebenszeiteinkommen eines Menschen untersucht.

Eine umfassende Monographie zum Thema „Information und Humankapital" verfasste *Fritz Machlup* (1984). Sie gehört zu den Ausnahmen, die systematisch das Wissen als Bestandteil des Humankapitals behandeln (vgl. Teil 2) und dabei auf Fragen eingeht, die auch in diesem Beitrag angesprochen werden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

b) Die Konzeption des Humankapitals im Anschluss an Storch

Mit Humankapital eng verwandt sind die „inneren Güter“ des russischen Klassikers deutscher Herkunft *Heinrich von Storch*, der den in 1.a) erwähnten Autoren mit Ausnahme von Smith zeitlich vorausging. Seine originelle Konzeption ist in seinem sechsbändigen Hauptwerk „Cours d'Economie politique“ (1815) zu finden, das von *Karl Heinrich Rau* (leicht komprimiert) als „Handbuch der Nationalwirthschaftslehre“ (Bde. 1–3, 1819) übersetzt wurde (in Bd. 3 sind „Zugaben“ *von Storch*s sowie Anmerkungen des Übersetzers dargestellt). Da auf dieser Konzeption aufgebaut werden soll, sei sie (nach der Übersetzung) kurz dargestellt:

Eine Volkswirtschaft verfügt über *zwei Bestände an materiellen, äußeren Gütern*, den „körperlichen Erwerbsstamm“ und den „körperlichen Verbrauchsvorrat“, die beide zusammen das „Volksvermögen“ darstellen. Daneben verfügt sie über *zwei Bestände an immateriellen*, *inneren Gütern*, den „unkörperlichen Erwerbsstamm“ und den „unkörperlichen Verbrauchsvorrat“; beide zusammen machen die „gesellige Bildung“ (im französischen Original: „civilisation“) der Volkswirtschaft aus. „Volksvermögen“ und „gesellige Bildung“ ergeben die „Volkswohlfahrt“ (vgl. Bd. 1, S. 49 ff., Bd. 2, S. 341 ff.).

Im Gegensatz zu „äußeren Gütern“ sind „innere Güter“ Bestandteile der Menschen, die sie als unkörperliche Bestände angesammelt haben. *Storch* unterscheidet sechs Typen von „inneren Hauptgütern“ (Bd. 2, S. 342):

- Gesundheit, den „thierischen Anlagen“ entsprechend,
- Geschicklichkeit, den Kunstanlagen entsprechend,
- Wissen, dem Erkenntnisvermögen entsprechend,
- Schöngefühl, den ästhetischen Anlagen entsprechend,
- Sittlichkeit, den moralischen Anlagen entsprechend,
- Glaube, den religiösen Anlagen entsprechend.

Als hier nicht weiter betrachtete „innere Hilfsgüter“ erläutert *Storch* noch Sicherheit und Muße; ohne sie könnten die Hauptgüter nicht wirksam werden (vgl. Bd. 2, S. 355 f.).

Gesundheit, Geschicklichkeit und Wissen verbessern die Qualität der menschlichen Arbeit. Ihre Ansammlung ist eher dem unkörperlichen Erwerbsstamm zuzurechnen; sie fördern die Fähigkeit, Einkommen zu erzielen. Schöngefühl, Sittlichkeit und Glaube sind vorwiegend dem unkörperlichen Verbrauchsvorrat zuzuordnen. Grundsätzlich kann jedoch jede der sechs Varianten entweder mit Orientierung auf Einkommenserwerb oder auf Verbrauch akkumuliert werden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nach *Storch* entstehen „innere Güter“ als unkörperliche Bestandteile von Menschen teils aufgrund deren natürlicher Veranlagung[1]; in erster Linie entstehen sie jedoch aufgrund von Dienstleistungen, die von anderen Menschen, z. B. von Lehrern, erbracht werden. Für die Entstehung ist auch notwendig, dass diese Dienstleistungen akzeptiert werden. Es bedarf regelmäßig einer kooperativen Anstrengung von Lieferanten und Empfängern der Dienstleistungen, also von Lehrern und Lernenden. Die Empfänger, also die Lernenden, bringen die „inneren Güter“ sozusagen als produktive Agenten hervor.

Storch gibt einen eindrucksvollen, aufzählenden Überblick über die Dienstleistungen seiner Zeit, welche an der Herausbildung der einzelnen Typen innerer Haupt- und Hilfsgüter beteiligt sind (Bd. 2, S. 353 ff.). In der folgenden Übersicht 1 sind lediglich die Typen der „inneren (Haupt-)Güter“ genannt, und es werden jeweils beispielhaft wichtige Dienstleistungen angeführt, welche die Hervorbringung der „inneren Güter“ bei den Empfängern der Dienstleistungen bewirken.

Übersicht 1
Heinrich von Storchs Konzeption „innerer (Haupt-)Güter“

	Primär kommerziell orientiert am Aufbau eines „unkörperlichen Erwerbsstammes“			Primär nicht-kommerziell orientiert am Aufbau eines „unkörperlichen Verbrauchsvorrats“		
Typen innerer Güter	Gesundheit	Geschicklichkeit	Wissen	Schöngefühl	Sittlichkeit	Glaube
Hervorbringung durch Dienstleistungen, z. B. von	Müttern, Ärzten	Lehrern des Lesens und Schreibens, der Handwerkskunst	Lehrern der Wissenschaften	Lehrern der schönen Künste	Sittenlehrern, moralischen Vorbildern	Geistlichen Lehrern und Vorbildern

Quelle: In Anlehnung an *Storch* (1819, Bd. 2, S. 353 ff.).

Die Hervorbringung „innerer Güter“ *innerhalb einer Periode* lässt sich durch eine Art *Input-Output-Tabelle* darstellen. Stehen in den Zeilen der Tabelle die Dienstleistungs-Inputs, in den Spalten die sechs „inneren Güter“, so ergibt sich unter der Annahme, dass genau je eine Art von Dienstleistungen an der Bildung eines „inneren Gutes“ beteiligt ist, eine 6x6-Tabelle, deren Elemente entlang der Hauptdiagonalen besetzt sind und die sonst nur Nullen enthält. Gibt es jeweils mehrere Dienstleistungen, die an der Hervorbringung eines „inneren Gutes“[2] mitwirken – so die Vorstellung *Storch*s gemäß seinem erwähnten Überblick – so

[1] Vgl. die Hinweise auf „genetic endowment“ und „inherited intelligence“ bei *Machlup* (1984), chap. 15.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ergeben sich an Stelle der Elemente auf der Hauptdiagonalen Spaltenvektoren mit einer der Zahl der Dienstleistungen entsprechenden Zahl von Elementen. Ist im allgemeinen Fall eine Dienstleistung an der Hervorbringung mehrerer oder aller „inneren Güter“ beteiligt, so ergibt sich eine Tabelle mit Null-Eintragungen an den Stellen (i, j), wo eine Dienstleistung i nicht an der Bereitstellung des „inneren Gutes“ j mitwirkt. Man könnte versucht sein, analog zur Input-Output-Analyse eine Proportionalität zwischen der Menge eines Dienstleistungs-Inputs und des Outputs eines „inneren Gutes“ zu unterstellen und erhielte auf diese Weise eine Matrix der Inputkoeffizienten für Dienstleistungen, die einer Leontiefschen Produktionsfunktion entspricht. *Storch* hat jedoch über eine solche proportionale und auch über eine andersartige Produktionsbeziehung für die Hervorbringung „innerer Güter“ nichts ausgesagt.

„Innere Güter“, als unkörperliche Bestandteile von Menschen, schaffen, im Vergleich zu den äußeren Gütern, besondere Probleme, was ihre Messung, ihre Qualität, ihre Lebensdauer und ihre Preisbildung angeht.

Bezüglich der *Lebensdauer* ist *Storch* anderer Meinung als die meisten seiner Zeitgenossen (wie Garnier, Say, Lauderdale, Hufeland), die glaubten, dass Dienstleistungen im Augenblick ihrer Entstehung verzehrt würden (vgl. dazu *Storch*: Bd. 2, S. 338 f., und *Schumann* 1997: 180). Es gebe zwar extrem kurzlebige „innere Güter“, z. B. die Hilfsgüter Sicherheit und Muße. Die Mehrzahl der inneren Hauptgüter sei jedoch langlebig; sie verbrauchten sich langsamer als äußere Güter (vgl. Bd. 2, S. 346 ff.). Grundsätzlich sieht *Storch* bei den äußeren und inneren Gütern hinsichtlich der Dauerhaftigkeit keinen Unterschied.

Die obige Interpretation der Bildung „innerer Güter“ mit einer Art Input-Output-Tabelle bezieht sich auf eine Periode, ist also eine Stromgrößenbetrachtung. Wie auch die Überlegungen zur Dauerhaftigkeit zeigen, meint *Storch* nicht Stromgrößen, sondern die Bildung von unkörperlichen Beständen, und zwar des Erwerbsstamms und des Verbrauchsvorrats. Er stellt Vermutungen über die Dauerhaftigkeit solcher Bestände an, macht jedoch keine Angaben darüber, wonach sich der Verzehr oder die Ausmusterung eines „inneren Gutes“ bemisst.

Was die *Wert- und Preislehre* betrifft, ist zunächst darauf hinzuweisen, dass Storch zur Deutschen Gebrauchswertschule (*Spann* 1911: 157, und *Brandt* 1992: Bd. 1, S. 169 ff.) gehört, deren Vertreter als „pre-marginalists“ nicht in der Lage waren, die subjektivistische Wertlehre zur Bestimmung von Tauschwerten und relativen Preisen heranzuziehen – dazu wäre das Argumentieren mit Grenznutzen erforderlich gewesen. Im „Handbuch“ ist Storch der Meinung, dass „innere Güter“, da sie nicht ausgetauscht werden, keinen Tauschwert und keinen Preis haben können; sie müssten mit den Bereitstellungskosten der Dienstleistungen,

[2] Genauer: eines Bündels der „inneren Güter“, welches den (bereits aggregierten) Typ des „inneren Gutes“ darstellt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die sie hervorbringen, bewertet werden (vgl. Bd. 2, S. 345). Für die Herstellkosten der Dienste in der Form von Löhnen ist Storchs Lohntheorie relevant. Nach dem Vorbild von Adam Smith richtet sich der „wirkliche“ Lohnsatz oder Marktlohnsatz tendenziell nach einem zur Reproduktion der Arbeit erforderlichen „notwendigen“ oder natürlichen Lohnsatz (vgl. Bd. 2, S. 360 f.); er kann jedoch auch eine „Rente der Talente“ für besondere Naturanlagen der Arbeitskraft enthalten sowie durch das Streben nach Achtung und Ehren mitbestimmt sein.

In den später verfassten „Betrachtungen über die Natur des Nationaleinkommens“ (1824) hat *Storch* seine Auffassung über die Preisbildung „innerer Güter“ des Erwerbsstammes geändert: Der Wert der erhaltenen Dienstleistungen komme in den von den „inneren Gütern“ des Erwerbsstammes abgegebenen Leistungen zum Ausdruck (vgl. S. 21 f.). Die Dienste, z. B. von Lehrern der Handwerkskunst, würden in den Preisen der Erzeugnisse der Handwerkskunst vergütet; oder anders ausgedrückt: die Verkaufspreise des Handwerks enthalten auch die Entlohnung der Lehrer der Handwerkskunst.

Storch gibt keinen Hinweis auf die Bewertung von „inneren Gütern“ des Verbrauchsvorrats. Da deren Leistungen nicht vermarktet werden, könnten die Entlohnungen der Lieferanten von Dienstleistungen sich nur im Nutzen bzw. im Grenznutzen dieser Dienstleistungen niederschlagen, die im Empfinden der Empfänger entstehen. Die Dienste von Lehrern der schönen Künste könnten z. B. nur in den Nutzenempfindungen der das Schöngefühl Erlernenden zum Ausdruck kommen.

Storchs Beiträge zu „inneren Güter“ betonen deren Entstehung durch Inputs von Dienstleistungen und deren Dauerhaftigkeit. Es gibt keine Beschreibung von Produktionsfunktionen der Menschen, welche die „inneren Güter“ akkumulieren. Es gibt keine Hinweise darauf, in welchen Einheiten „innere Güter“ quantitativ und qualitativ ausgedrückt werden können. Es gibt auch keine Anhaltspunkte zur Aggregation der „inneren Güter“ über Personen, z. B. zur volkswirtschaftlichen Gesundheit, oder zur Aggregation über alle Typen zu dem, was Storch die „gesellige Bildung“ („civilisation“) nennt.

Ehe man Storchs Konzeption wegen der angedeuteten Probleme zurückweist, soll daran erinnert werden, dass ähnliche Probleme der Quantitäten, der Qualitäten und der Aggregation auch bestehen, wenn wir mit dem körperlichen Erwerbsstamm, d. h. mit dem Realkapital einer Volkswirtschaft, argumentieren, wie es in der Makroökonomik üblich ist.

Abschließend folgen noch einige Bemerkungen über *Storch*s Vorstellungen zur *Entwicklung der Hervorbringung* „innerer Güter“ (vgl. dazu Bd. 2, S. 348 ff.). Storch überträgt die Smithsche Idee der Arbeitsteilung und der damit verbundenen Produktivitätssteigerung auf die Arbeit der Dienstleistenden, die bei den Empfängern „innere Güter“ hervorbringen. Allerdings setze die Arbeitsteilung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bei unkörperlicher Arbeit einen gewissen Entwicklungsstand einer Volkswirtschaft voraus; zunächst müssen mit den materiellen Produkten körperlicher Arbeit die Grundbedürfnisse befriedigt werden. Erst wenn die Versorgung einer Volkswirtschaft es zulässt, wird sich eine Klasse von Menschen absondern, die sich der Hervorbringung „innerer Güter“ widmet. Im Verlauf der wirtschaftlichen Entwicklung ist die Arbeitsteilung mit einer Berufeteilung verbunden. Zunächst ist Rechtsprechung, Kriegführung und geistig-religiöse Führerschaft eines Volkes bei einer Person oder Personengruppe vereint. Diese Klasse teilt sich im Verlauf der Entwicklung in „Beamte und Krieger, Priester und Gelehrte. […] Wiederum theilen sich die Krieger in Fußvolk, Reiter, Geschütz- und Schanzmannschaft; die Beamten in Richter, Kammer- und Polizeibeamte, die Gelehrten in Rechts-, Staats-, Naturkundige, Weltweise.“ (Bd. 2, S. 350).

Im Verlauf der Entwicklung einer Volkswirtschaft nehmen im Vergleich zum körperlichen Erwerbsstamm und zum körperlichen Verbrauchsvorrat der unkörperliche Erwerbsstamm und der unkörperliche Verbrauchsvorrat zu. Nach *Storch* sollen alle diese den Wohlstand einer Volkswirtschaft ausmachenden Komponenten sich in einem „Gleichgewicht“ entwickeln (vgl. Bd. 2, S. 514 ff.). Er ist verständlicherweise nicht in der Lage, über die Entwicklung der Größenverhältnisse der Bestände an einzelnen „inneren Gütern“, des gesamten unkörperlichen Erwerbsstamms und des unkörperlichen Verbrauchsvorrats, oder der Summe aus körperlichen und unkörperlichen Beständen etwas auszusagen. Dennoch ist klar, dass er die „gesellige Bildung“ oder die Zivilisation als gleichberechtigt, wenn nicht sogar vorrangig, im Prozess der Entwicklung sieht. Er bezieht damit auch Stellung gegen die Überbetonung der materiellen gegenüber der immateriellen Produktion in der klassischen Lehre, die vor allem der Smithschen Theorie nachgesagt wird.

c) Umformulierung und Aktualisierung der Storchschen Humankapital-Konzeption

Die Storchsche Konzeption der „inneren Güter“ kommt einer umfassenden Konzeption des Humankapitals vor allem deshalb gleich, weil sie, im Gegensatz zu den anderen dogmenhistorischen Beispielen, nicht nur das auf den Einkommenserwerb gerichtete Humankapital des unkörperlichen Erwerbsstammes, sondern auch das nicht gewerblich orientierte Humankapital des unkörperlichen Verbrauchsstammes umfasst.[3]

[3] *Machlup* (1984: 420), weist sinngemäß auf nicht gewerblich orientiertes Humankapital hin, indem er Humankapital mit der Zweckbestimmung „nonpecuniary satisfactions“ erwähnt, „to get more pleasure out of life thanks to awareness and appreciation of some ‚finer things‘ appealing to more sensitized minds“. Auf p. 421 zitiert er *Friedman* (1969), der von „human consumption capital“ spricht (S. 48), sowie *Nicholson* (1891), der for-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In Übersicht 2 aktualisieren und ergänzen wir die Storchsche Konzeption. Wiederum beziehen sich die Überlegungen auf Stromgrößen, hier also auf die Hervorbringung zusätzlichen Humankapitals einer Volkswirtschaft in einer Periode.

Im *oberen Teil* wurden die „inneren Güter“ in „Komponenten des volkswirtschaftlichen Humankapitals“ umbenannt; diese haben teils neue Bezeichnungen und teils neue Inhalte. „Gesundheit“ wurde in „Physische Kompetenz“ geändert. „Geschicklichkeit“ und „Wissen“ wurde mit „Geistige Kompetenz“ überschrieben. „Schöngefühl“, „Sittlichkeit“ und „Glaube“ wurden ersetzt durch „Soziale Kompetenz“, „Kulturelle Kompetenz“ und „Politik-, Rechts- und Verwaltungskompetenz“. Es sei betont, dass „primär gewerblich“ und „primär nicht-gewerblich“ nur Schwerpunkte andeuten; jede der sechs Komponenten kann grundsätzlich beide Orientierungen haben.

Entsprechend den neuen Bezeichnungen und Inhalten wurden die als Beispiele genannten Arbeitsleistungen geändert, die keiner weiteren Kommentierung bedürfen.

Humankapital wird nicht allein durch Arbeitsleistungen, sondern auch durch andere Inputs hervorgebracht, die im mittleren Teil der Übersicht dargestellt sind. Dabei handelt es sich einerseits um materielle Inputs wie z. B. Medikamente für physische Kompetenz, Werkzeuge für Erzeugnisse der Geschicklichkeit, Bücher für den Erwerb von Wissen. Andererseits geht es hier auch um Leistungsabgaben von Beständen wie denen von Krankenhäusern für Gesundheit, von Maschinen für Erzeugnisse der Geschicklichkeit, von Hochschulen für Wissen, von Infrastrukturen zur Bereitstellung von sozialer, von kultureller Kompetenz oder von Politik-, Rechts- und Verwaltungskompetenz.

Ähnlich wie für die Storchsche Konzeption ließe sich die Bildung von Humankapital wieder durch eine Input-Output-Tabelle beschreiben, in deren Spalten die Komponenten des Humankapitals als Outputs und in deren Zeilen die jeweiligen Arbeitsleistungen und andere Inputs stehen. Unter der Annahme, dass in einer Spalte alle Inputs zur Bereitstellung einer Komponente erfasst sind, und ferner, dass Proportionalität zwischen jedem Input und Output besteht, könnte die Hervorbringung des Humankapitals mit Leontiefschen Produktionsfunktionen beschrieben werden. Dies würde allerdings voraussetzen, dass die im Zusammenhang mit den „inneren Gütern“ angedeuteten Probleme der Quantität und der Qualität sowie der Aggregation einzelner Größen jeweils zu einer Komponente des Humankapitals gelöst sind.

---

dert, dass „musical and artistic scill … ‚fixed and embodied‘ in young ladies should be included in … living capital“ (S. 101).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Für die Entstehungsweise von Humankapital werden im *unteren Teil* der Übersicht 2 zwei wichtige Sachverhalte genannt, die besonders in der Neuen Wachstumstheorie hervorgehoben werden.

Nach *Lucas* (1988) erfolgt die Bildung von Humankapital durch „learning by schooling“ mit der produktionstheoretischen Eigenschaft zunehmender Skalenerträge. Die besondere Ausgestaltung des Lucas-Modells wird hier nicht erläutert. Übertragen auf die hier gewählte Formulierung: Produktionsfunktionen für die einzelnen Komponenten mit den in der jeweiligen Spalte angedeuteten Inputs haben die Eigenschaft zunehmender Skalenerträge, dass nämlich eine proportionale Vergrößerung der Inputs eine überproportionale Zunahme der Humankapitalkomponente zur Folge hat. Lucas konzentriert sich in seinem makroökonomischen Modell auf gewerbliche Humankapitalinvestitionen mit der Orientierung auf Einkommenserzielung. Es gibt keinen Grund, für nicht-gewerbliche Humankapitalausgaben zur Förderung der sozialen Kompetenz, der kulturellen Kompetenz oder der Politik-, Rechts- und Verwaltungskompetenz keine zunehmenden Skalenerträge anzunehmen.

Nach *Romer* (1986) ist Humankapitalbildung auch eine Folge von „learning by doing“. Die Arbeit lernt, ohne zusätzliche Kosten, mit neuen Maschinen und neuer Ausrüstung umzugehen. Diese neu erworbenen Kenntnisse setzen sich schließlich als kostenfreie externe Effekte in allen Bereichen der Volkswirtschaft durch. Romer hatte, wie Lucas und andere, Humankapitalbildung mit gewerblicher Ausrichtung im Blick. Die Vorstellung vom „learning by doing“ und seiner externen Effekte kann jedoch gleichermaßen auch auf nicht-gewerblich orientiertes Humankapital angewendet werden. Die externen Effekte des Übergreifens der neuen Kenntnisse kann man sich in Übersicht 2 zum einen in vertikaler Richtung vorstellen. Wenn z. B. in Krankenhäusern Ärzte mit neuer Technik umzugehen lernen, so greifen die neuen Kenntnisse auch auf das Krankenhauspersonal über. Aber auch in horizontaler Richtung sind spillovers möglich. Es muss sich nicht unbedingt um Erlernen einer neuen Technik handeln; es könnte auch Erlernen durch eine Art Ansteckwirkung sein. Es ist z. B. vorstellbar, dass eine Steigerung der geistigen Kompetenz der Bevölkerung auch deren soziale und/oder kulturelle Kompetenz erhöht.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Übersicht 2

Zur Konzeption des volkswirtschaftlichen Humankapitals

Komponenten des Humankapitals		Primär gewerbliches Humankapital			Primär nicht-gewerbl. Humankapital		
		Physische Kompetenz	Geistige Kompetenz		Soziale Kompetenz	Kulturelle Kompetenz	Politik-, Rechts- und Verwaltungskompetenz
			Geschicklichkeit	Wissen			
Bildung des Humankapitals durch	Arbeitsleistungen, z. B. von	Ärzten, Pflegern	Handwerkern Werkzeugen	Wissenschaftlern, Ingenieuren	Sozialarbeitern	Künstlern, Musikern	Politikern, Richtern,Verwaltungsbeamten
	andere Inputs, z. B. von	Medikamenten, Krankenhausleistungen	Maschinenleistungen	Büchern, Hochschulleistungen	Sozialer Infrastruktur	Kultureller Infrastruktur	Politik-, Rechts- und Verwaltungsinfrastruktur
Entstehungsweise des Humankapitals	Learning by schooling:	Investitionen zur Einkommenserzielung mit zunehmenden Skalenerträgen			Ausgaben zur Förderung sozialer und kultureller Projekte, des Rechts- und Verwaltungssystems mit zunehmenden Skalenerträgen		
	Learning by doing:	Mit vertikalen und horizontalen, kostenfreien Übergreifwirkungen (spill-over effects)					

Quelle: Eigene Zusammenstellung basierend auf *Storch* (1819, Bd. 2, S. 337 ff.) sowie auf *Lucas*' „Learning by schooling" (1988) und *Romers* „Learning by doing" (1986).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die in Übersicht 2 dargestellte Konzeption ist nicht mehr als ein begrifflicher Rahmen. Wenn die Bestände an Humankapital einer Bevölkerung bzw. die periodenweisen Humankapitalinvestitionen, jeweils aufgegliedert nach Komponenten, erfasst werden sollen, sind nicht nur die Fragen der Quantität, der Qualität und der Aggregation zu lösen. Um die Produktionsfunktionen der Komponenten zu bestimmen, wären auch Informationen über die Stärke zunehmender Skalenerträge und über das Netzwerk von vertikalen und horizontalen externen Effekten notwendig. Der begriffliche Rahmen mag jedoch ausreichen, das Verhältnis von Humankapital zum Stand des Wissens und zur Hervorbringung neuen Wissens zu diskutieren.

2. Das Verhältnis von Humankapital zum Stand des Wissens und seiner Anwendungen

Im Folgenden soll es nicht mehr um die Konzeption und die periodenbezogene Hervorbringung von Humankapital gehen, sondern zunächst um Interpretation der akkumulierten Bestände einer Volkswirtschaft an Humankapital im Sinn von Kompetenzen, dann um deren Anwendung als Wissen.

a) Humankapital als Wissen im weit gefassten Sinn: Kompetenzen und ihre Anwendungen

Indem in Übersicht 2 die sechs Komponenten des Humankapitals als Kompetenzen bezeichnet wurden, deutete sich an, dass mit ihnen die Fähigkeiten gemeint sind, welche die Menschen sozusagen als Output ihres Humankapitals einsetzen können – entweder zum Einkommenserwerb oder in nicht-kommerziellen, nutzenstiftenden Verwendungen.

- Physische Kompetenz ist die Fähigkeit, die körperliche Gesundheit einzusetzen.
- Geschicklichkeit ist die Fähigkeit, erworbene Fertigkeiten zu gebrauchen.
- Wissen ist die Fähigkeit, Informationen und Kenntnisse zu sammeln und anzuwenden.
- Soziale Kompetenz befähigt dazu, Anderen wohltätige Leistungen zu erbringen.
- Kulturelle Kompetenz ist die Fähigkeit, Kunstwerke zu verarbeiten.
- Politik-, Rechts- und Verwaltungskompetenz befähigt dazu, die Institutionen der Politik, des Rechts und der Verwaltung zu schätzen und zu nutzen.

Wenn es um den Bestand an Wissen einer Volkswirtschaft geht, erscheint es sinnvoll, alle diese Kompetenzen als Wissen in einem weit gefassten Sinn

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

oder – in Anlehnung an „civilisation“, den französischen Begriff Storchs – als *zivilisatorische Bildung* der Bevölkerung zu sehen. Dieses Wissen bezieht sich auf alle sechs der als Humankapital akkumulierten Kompetenzen oder Fähigkeiten einschließlich ihrer Anwendung oder Verarbeitung. Wissen im weit gefassten Sinn umfasst nicht nur die Kompetenz des rationalen Einsatzes von Fähigkeiten, z. B. beim Einkommenserwerb, sondern auch die Kompetenz eines emotionalen Einsatzes, z. B. in der Aufnahme und Verarbeitung von Kunstwerken.

b) Die Kompetenz „Wissen“ als Wissen in einem eng gefassten Sinn

Wissen in einem eng gefassten Sinn bezieht sich nur auf jene geistige Kompetenz, die als eine unter den sechs Kompetenzen bereits als „Wissen“ bezeichnet wurde. Dieses Wissen wurde schon als „inneres Gut“ von Storch genannt. Im französischsprachigen Original des „Handbuchs“ trug „Wissen“ die Bezeichnung „lumières“; sie wies auf die Fähigkeit hin, Erleuchtung, Klarheit oder geistige Einsicht zu erlangen. Mit Wissen im eng gefassten Sinn ist nicht allein die geistige Ansammlung von Daten oder von Bücherwissen gemeint. Es ist vielmehr auch und besonders die Fähigkeit angesprochen, angesammeltes Wissen anzuwenden – beispielsweise eine Erfindung zu machen.

c) Aktuelles und nicht-aktuelles Wissen

Der Bestand an Wissen im weit gefassten Sinn lässt erneut die Frage nach der schon von Storch angesprochenen Dauerhaftigkeit der „inneren Güter“, hier also der sechs Komponenten des Humankapitals, entstehen. Anders als das Sachkapital hat das Humankapital keine Lebensdauer, die man durch Abschreibungen erfassen könnte. Ein Teil des Wissens kann veralten, die Humankapital-Kompetenzen können inaktuell werden. Es bietet sich an, aktuelles und nicht-aktuelles Wissen zu unterscheiden.

Mit *nicht-aktuellem Wissen* sind alle gewerblichen oder nicht-gewerblichen Humankapital-Kompetenzen gemeint, die zur Zeit ihrer Entstehung angewandt wurden, deren Nutzung aber später eingestellt wurde. Gewerblich orientiertes Humankapital ließ der technische Fortschritt, ausgelöst durch Erfindungen, immer wieder veralten. Die Fähigkeiten zur Anwendung der Pferdekraft in einer ländlichen Wirtschaft wurden überholt durch die Fähigkeiten, mit Maschinen und Computern umzugehen. Nicht-gewerblich orientiertes Humankapital kann durch Änderungen der Wertordnung inaktuell werden. So haben sich z. B. die Fähigkeiten zur Akzeptanz tradierter kultureller oder politischer Werte geändert.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

d) Allgemeines und spezielles Wissen

Der Bestand an Wissen im weit gefassten Sinn verteilt sich nicht gleichmäßig auf die Bevölkerung einer Volkswirtschaft. Es liegt nahe, für jede der Komponenten des Humankapitals allgemeines und spezielles Wissen zu unterscheiden. *Allgemeines Wissen* beschreibt Fähigkeiten von geringerer Präzision; diese reichen aus, um alltägliche Anwendungen von aktuellem Wissen ausführen zu können. Beispielsweise genügt allgemeine Geschicklichkeit, um Motoren oder Computer zu bedienen; es ist keine Kenntnis ihrer Funktionsweise erforderlich. Oder: Allgemeine kulturelle Kompetenz reicht aus für die Fähigkeit, Kunstwerke zu verarbeiten; es ist nicht erforderlich, Einzelheiten der Konstruktion oder der Struktur von Kunstwerken zu erfassen. Spezielles Wissen bedeutet Einblick in die technischen oder sonstigen Details und die Fähigkeit, diese Kenntnis anzuwenden. Der Fachmann verfügt über aktuelles *spezielles Wissen*. Er hat die Fähigkeit, dieses zu nutzen, z. B. eine Erfindung zu machen oder ein Kunstwerk zu schaffen.

Der Erwerb speziellen Wissens im engeren Sinn ist der Anlass für die von Storch geschilderte Berufeteilung. Diese schafft die Möglichkeit, sich in einem jeweils schmalen Bereich spezielles Wissen und die Fähigkeit seiner Anwendung anzueignen.

3. Anwendung und Verbreitung von Wissen im eng gefassten Sinn in einem Schumpeterschen Entwicklungsprozess

a) Von der Erfindung zur Innovation und zur Nachahmung

Vom gewerblich orientierten aktuellen und speziellen Wissen im eng gefassten Sinn lässt sich eine Brücke zu Schumpeters dynamischem Pionierunternehmer und seinen statischen Imitatoren schlagen (vgl. *Schumpeter* 1912).[4] Der dynamische Unternehmer bedient sich einer Erfindung oder Invention; er nutzt also die Fähigkeit eines Spezialisten, sein aktuelles Wissen in einer neuen Funktionsweise, hier zu einem neuen Gut, zu verarbeiten. Der dynamische Unternehmer ist zu dieser Neuerung oder Innovation motiviert, weil er sich davon einen Markterfolg und einen besonderen Gewinn verspricht. Wegen der Unsicherheit des Markterfolges ist die Innovation und damit der besondere Gewinn mit Risiko behaftet. Tritt der Markterfolg ein, so ist der dynamische Unternehmer zunächst Monopolanbieter des neuen Gutes. Der Monopolgewinn veranlasst jedoch Imitatoren, das neue Gut nachzuahmen, um in den Wettbewerb mit dem bisherigen

[4] Wir argumentieren im Folgenden mit dem ersten der fünf Schumpeterschen Fälle neuer Kombinationen von Produktionsmitteln, nämlich der Schaffung eines neuen Gutes (S. 100).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Monopolisten einzutreten. Die Vergrößerung des Angebotes an neuen oder ähnlichen Gütern senkt im Wettbewerb den Preis des Gutes oder die Preise ähnlicher Güter. Der bisher im Monopol erzielte Gewinn erweist sich als Vorsprungsgewinn und schmilzt im Wettbewerb der Imitatoren ab.

So lange der Innovator als Monopolist handelt, ist er der Einzige, der von der Anwendung des Humankapitals in der Form aktuellen speziellen Wissens eines Erfinders Gebrauch macht. Der Markteintritt der Imitatoren setzt voraus, dass diese Verfügung über die Anwendung des Wissens erhalten. Der Innovator sucht dies zu verhindern, z. B. durch Patentschutz für das neue Gut oder anderweitige Sperrung des Marktzugangs. Regelmäßig gelingt es jedoch, die Anwendung des Wissens nachzuahmen und damit die Erfindung unter den Imitatoren zu verbreiten. Das gewerblich orientierte Humankapital ‚Wissen' setzt sich hier also von Erfindern über Innovatoren und Imitatoren im marktwirtschaftlichen Wettbewerb in Entwicklung und Wachstum um.

b) Die Verbreitung von Wissen im Prozess der Entwicklung: Wissen als privates Gut, als Clubgut und als öffentliches Gut

Anhand der Merkmale der *Rivalität* zwischen aktuellen Nutzern und der *Ausschließbarkeit* von potentiellen Nutzern eines Gutes lässt sich dieses als privates Gut, als Klubgut oder als öffentliches Gut einordnen (vgl. z. B. *Grossekettler* 1995: 8 f.).

Wissen im eng gefassten Sinn als die Fähigkeit, Informationen und Kenntnisse anzuwenden, beschränkt sich zunächst auf die Person des Wissensträgers; Rivalität in der Nutzung durch mehrere ist grundsätzlich gegeben, sie ist nur in der konkreten Situation nicht aktuell. Die Person kann ihr Wissen als „intellectual property" für sich behalten, so dass Andere von einer Anwendung ausgeschlossen bleiben; Ausschließbarkeit trifft also zu. Rivalität und Ausschließbarkeit beschreiben die *Anwendung des Wissens als privates Gut.*

Wenn die Erfindung als Anwendung des gemeinsamen speziellen Wissens einer Personengruppe, etwa eines Forschungsinstituts, gemacht wurde, ändert sich an der Rivalität und an der Ausschließbarkeit, damit an der Eigenschaft der Anwendung speziellen Wissens als privates Gut, nichts.

Wenn die Person oder die Personengruppe die Anwendung ihres speziellen Wissens einem Innovator anvertraut, überträgt sie diesem, in der Regel gegen Entgelt, die Nutzung des privaten Gutes. Der Innovator ist in der Regel eine Firma. Die Erfindung kann durch Patentschutz abgesichert werden. Führt sie zur Bereitstellung eines neuen Gutes und ist dieses am Markt erfolgreich, so begründet das private Gut die Stellung des Innovators als Monopolist.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Der Gewinn des erfolgreichen Innovators ermutigt zunächst einige Nachahmer, das neue Gut zu imitieren. Ein Patentschutz wirkt nur eine beschränkte Zeit oder hilft nicht, wenn er durch Angebot von dem neuen Gut ähnlichen Gütern umgangen wird. Der Wettbewerb der Imitatoren erhöht das Angebot an dem neuen Gut bzw. ähnlichen Gütern und senkt deren Preise; der Gewinn des Monopolisten erweist sich als Vorsprungsgewinn, der abschmilzt.

Da der Innovator den Innovationswettbewerb erwarten muss, könnte er selbst jedoch daran interessiert sein, potentielle Imitatoren in den Innovationsprozess einzubeziehen und mit diesen in einem Innovationsnetzwerk zusammenzuarbeiten. Die Literatur spricht dann von „open knowledge disclosure" (vgl. *Muller/Pénin* 2006: 87). Eine Netzwerk-Kooperation kann sich für den Innovator durch Lizenzverkauf bezahlt machen oder wenigstens durch erwarteten Prestigegewinn als lohnend erweisen. In einem Innovationsnetzwerk wird das spezielle Wissen des Erfinders unter den Mitgliedern des Netzwerks ohne gegenseitige Behinderung angewendet; es besteht keine Rivalität unter den an der Kooperation Beteiligten. Nichtmitglieder bleiben von der Nutzung ausgeschlossen. Nichtrivalität unter den Mitgliedern und Ausschließbarkeit von Nicht-Mitgliedern des Netzwerks sind die Merkmale, welche hier die *Anwendung des Wissens als Clubgut* beschreiben.

Ist die Phase der Nachahmung durch einige Wettbewerber abgelaufen, oder hat sich ein Innovationsnetzwerk aufgelöst, so kann schließlich jeder von vielen potentiellen Imitatoren die Anwendung des neuen Wissens nutzen. Keiner kann einen anderen in der Nutzung einschränken; es gilt Nichtrivalität. Keiner bleibt von der Nutzung ausgeschlossen; hier gilt also Nichtausschließbarkeit. Die Anwendung des neuen Wissens ist zu einem *öffentlichen Gut* geworden.

Der Schumpetersche Innovationsprozess ist das Musterbeispiel dafür, wie gewerblich orientiertes Humankapital, hier: Wissen im engeren Sinn, angewendet wird – zunächst als privates Gut, dann in der Regel als Clubgut, schließlich im Grenzfall der Entwicklung als öffentliches Gut. Die drei Phasen sind idealtypische Beispiele eines dynamischen Marktmechanismus, in denen die Ausbreitung oder „dissemination" des angewendeten Wissens in wettbewerblichen Prozessen der Entwicklung und des Wachstums erfolgt; sie sind in Übersicht 3 zusammengefasst.

Es ist allerdings nichts darüber ausgesagt, wie das hier gemeinte Wissen im eng gefassten Sinn als besondere Kompetenz des Humankapitals entstanden ist. Schumpeter ging wohl davon aus, dass regelmäßig ein Vorrat von Erfindungen vorhanden ist, aus dem sich dynamische Unternehmer als Innovatoren bedienen können. Die Entstehung der Wissens-Kompetenz zur Generierung von Erfindungen bleibt unscharf.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Übersicht 3

Die Ausbreitung neuen Wissens durch Innovatoren und Nachahmer im Schumpeterschen Entwicklungsprozess

	Marktprozess	Ausbreitung des in der Erfindung angewandten neuen Wissens
1. Phase	Erfindung wird von Innovator in riskanter Investition genutzt; dieser erzielt Monopolgewinn und versucht, Markteintritt von Nachahmern zu verhindern	als privates Gut, das von Innovator genutzt wird
2. Phase	Markteintritt einiger Nachahmer, die nach Teilhabe am Monopolgewinn streben. Innovator entscheidet sich für „open knowledge disclosure“ gegenüber Klubmitgliedern eines Innovationsnetzwerkes	als privates Gut, das von Innovator und einigen Nachahmern genutzt wird als Klubgut, das von Mitgliedern des Innovationsnetzwerkes genutzt wird
3. Phase	Viele Nachahmer, die in den Markt eintreten können oder tatsächlich eintreten	als öffentliches Gut, das kostenfrei von vielen genutzt wird oder genutzt werden kann

Quelle: Eigene Zusammenstellung

Die Entstehung neuen Wissens als auch für Erfindungen anwendbare Kompetenz ist in der früheren Übersicht 2 in der Spalte „Wissen“ angedeutet. Es könnte sich z. B. um Arbeitsleistungen von Wissenschaftlern und Ingenieuren sowie um Inputs an Büchern und Hochschulleistungen handeln. Dort wurde auch auf zunehmende Skalenerträge und kostenfreie externe spill-over-Effekte hingewiesen. Die Produktionsfunktion neuen Wissens ist mit einer Nennung von Inputs und von einigen Eigenschaften der Funktion sowie von horizontalen und vertikalen externen Effekten aber keineswegs bekannt. Vielmehr sind mit dieser Nennung die kaum überwindbaren Schwierigkeiten der Ermittlung und Schätzung der Produktionsfunktion neuen Wissens angesprochen. Eine auf Entwicklung und Wachstum orientierte Wirtschaftspolitik kann allenfalls auf günstige Rahmenbedingungen für die Hervorbringung neuen Wissens hinwirken; sie ist nicht in der Lage, den Output an Kompetenz zu bestimmen. Darüber hinaus besteht das Problem, die Nutzung der Kompetenz durch Innovatoren zu sichern.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

4. Humankapital oder Wissen im weit gefassten Sinn als Clubgut einer Volkswirtschaft im Kontext der Migration[5]

Die von *Buchanan* (1965) begründete Theorie der Clubs untersuchte die Funktionsweise und die optimale Größe von Clubs unter vereinfachenden Annahmen wie identischen Präferenzen und identischen Bugetbeschränkungen der Mitglieder, für die auch gleiche Club-Eintrittspreise und gleiche Kostenbeteiligungen an den Clubeinrichtungen unterstellt wurden. In der inzwischen entstandenen reichhaltigen Literatur über Clubs (vgl. *Cornes/Sandler* 1996) wurden diese vereinfachenden Symmetrie-Annahmen jeweils einzeln aufgehoben und auch weitere Differenzierungen wie unterschiedlich häufige Club-Nutzung und diskriminatorische Zulassungsregeln eingeführt. Es wäre keineswegs einfach, für eine in 3.b) angesprochene Netzwerk-Kooperation, in der die Anwendung neuen Wissens das Clubgut ist, ein die Realität hinreichend abbildendes Modell eines Clubs zu entwerfen.

Noch schwieriger mag es sein, sich die Bevölkerung einer Volkswirtschaft als Mitglieder eines Clubs vorzustellen. In der wirtschaftspolitischen Literatur wird jedoch genau dies getan, um Fragen der Migration, also des Eintritts in den Club durch Immigration und des Austritts durch Emigration, zu diskutieren (vgl. *Berthold* 1993, *Schäfer* 2002). Als Clubgut werden dabei die Leistungen des redistributiven sozialen Systems der Volkswirtschaft aufgefasst, für die Nichtrivalität unter Mitgliedern und Ausschließbarkeit von Nichtmitgliedern unterstellt werden. Wenn ein potentieller Immigrant ein „net user" des sozialen Systems sein würde, d. h. vermutlich mehr Leistungen erhalten als beitragen würde, müsste er die abdiskontierte Differenz zwischen beiden als Club-Eintrittspreis entrichten. Wenn ein potentieller Emigrant ein „net payer" sein würde, d. h. von ihm mehr Beiträge erwartet werden können als er Leistungen in Anspruch nehmen wird, müsste er die abdiskontierte Differenz als Austrittspreis bezahlen. Mit Eintritts- und Austrittspreisen soll verhindert werden, dass das soziale System der Volkswirtschaft, vor allem durch „social benefits"-Arbitrage von Immigranten, erodiert.

Wenn schon die ganze Volkswirtschaft als Club ihrer Mitglieder vorgeschlagen wird, liegt es nahe, nicht nur die Leistungen des sozialen Systems als Clubgut zu sehen, sondern auch andere Leistungen als Clubgüter einzubeziehen, welche die Volkswirtschaft ihrer Bevölkerung erbringt. Es lassen sich zum einen grundsätzlich alle vom Staat erbrachten Leistungen, zum anderen auch Humankapital- und Sozialkapital-Leistungen als Clubgüter der Volkswirtschaft eines Landes auffassen. Mit dem Bündel dieser Leistungen sind die Besonderheiten

[5] Die in diesem Abschnitt behandelte Anwendung wird ausführlicher als hier dargestellt in *Schumann* (2004).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einer Volkswirtschaft angesprochen, für deren Bereitstellung die Bevölkerung in Vergangenheit und Gegenwart materielle und immaterielle Aktiva angesammelt hat, für die sie Eigentumsrechte in Anspruch nehmen kann.

In Übersicht 4 sind stichwortartig die Merkmale einer Volkswirtschaft als Club, die Aufgliederung der club-kollektiven Güter und die Möglichkeiten einer Benefit-Kosten-Analyse für Migranten, ferner die Ziele einer Investitions- und Migrationspolitik dargestellt. Die Interpretation der pro Periode erreichten Niveaus an staatlichen infrastrukturellen Leistungen, an Humankapital- und an Sozialkapital-Leistungen als Clubgüter bedeutet, dass es für den Club eine bestmögliche Proportion dieser Clubgüter und eine bestmögliche Zahl von Mitgliedern gibt. Werden z. B. zu viele Immigranten zugelassen, so entsteht Überfüllung („congestion“) und damit eine Störung der Nichtrivalität in der Inanspruchnahme der Clubgüter durch die Bevölkerung. Indem die Migrationspolitik Preise für Immigration und Emigration vorsieht, die jeweils positiv oder – als Zuschüsse – negativ sein können, kann die Volkswirtschaft die Zahl der Mitglieder regulieren.

Die in Übersicht 4 genannten Stichworte zu staatlichen *infrastrukturellen Leistungen als Clubgut* bedürfen keiner weiteren Erläuterung. Ein Teil dieser Leistungen geht, wie der früheren Übersicht 2 zu entnehmen, als Input ein in die Herausbildung von sozialer, kultureller sowie politischer, rechtlicher und verwaltungsmäßiger Kompetenz als Bestandteilen des Humankapitals.

Zu den *Humankapital-Leistungen als Clubgut* sind folgende Bemerkungen angebracht: Humankapital aus der Sicht des Einzelnen sind die Kompetenzen oder persönlichen Fähigkeiten als Wissen im weit gefassten Sinn; sie sind privates Eigentum einer Person und beschreiben deren Beitrag zur zivilisatorischen Bildung der Bevölkerung. Humankapital aus der Sicht der Volkswirtschaft ist das Aggregat aller Kompetenzen oder die ganze zivilisatorische Bildung der Bevölkerung. Der Einzelne kann sein Humankapital als privates Gut anwenden; als Clubmitglied der Volkswirtschaft profitiert er auch von den Humankapital-Leistungen bzw. der zivilisatorischen Bildung der gesamten Bevölkerung.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Übersicht 4
Die Volkswirtschaft als Club und die Migration

Clubmerkmale	Stellt der Bevölkerung von der Volkswirtschaft erreichte *Niveaus club-kollektiver Güter* bereit an • infrastrukturellen Leistungen, • Humankapital-Leistungen, • Sozialkapital-Leistungen. Für diese gilt • Nichtrivalität, so lange keine die Niveaus reduzierende Überfüllung entsteht, • Exkludierbarkeit, die durch Setzung von Eintritts- bzw. Austrittspreisen erreicht werden kann.
Aufgliederung der club-kollektiven Güter	Niveau der staatlich bereit gestellten *infrastrukturellen Leistungen* • der Regionen des Landes (öffentliche Gebäude, Straßen), • der sozialen Infrastruktur (Sozialversicherung, Sozialhilfe), • der kulturellen Infrastruktur (Kunst, Wissenschaft, Erziehung), • der Politik-, Rechts- und Verwaltungsinfrastruktur (einschließlich staatlicher Inputs in den Aufbau von Humankapital) Niveau der privat und individuell bereit gestellten *Humankapital-Leistungen* mit gewerblicher oder nicht-gewerblicher Orientierung, entstanden durch „learning by schooling“ mit zunehmenden Skalenerträgen, verstärkt durch „learning by doing“-externe Effekte: Niveau der zivilisatorischen Bildung der Bevölkerung. Niveau der privat und gemeinschaftlich bereit gestellten *Sozialkapital-Leistungen* durch gewerblich oder nicht-gewerblich orientierte Gruppen: Niveau des gegenseitigen Vertrauens der Bevölkerung.
Migrations-Evaluierung und Migrationspolitik	*Immigration*: Zulassung neuer Mitglieder, wenn die marginalen Benefits der Immigration höher sind als die marginalen Kosten. Optimale Mitgliederzahl, wenn (abnehmende) marginale Benefits den (zunehmenden) marginalen Kosten gleich geworden sind. *Benefits*: – Zugänge an Arbeitskraft und Humankapital, – Beiträge an Steuern und zur Sozialversicherung, – Beitrag als Club-Eintrittspreis. *Kosten*: – Gebrauch club-kollektiver Güter, – Überfüllungswirkungen auf bisherige Mitglieder, – (negativer Club-Eintrittspreis = Zahlung an Immigranten, wenn Mitgliederzahl suboptimal). *Politik*: – Investitionen zur Erhöhung der Clubgüter-Kapazitäten, – Regulierung des Club-Eintrittspreises so, dass marginale Benefits gleich sind den marginalen Kosten der Immigration. *Emigration*: Reduzierung der Mitgliederzahl, wenn die marginalen Benefits der Emigration höher sind als die marginalen Kosten. Benefits und Kosten analog zu denen bei Immigration.

Quelle: Eigene Zusammenstellung

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wegen der quantitativen und qualitativen Schwierigkeiten, ein Maß für einzelne Kompetenzen anzugeben, über alle Kompetenzen einer Person und schließlich über alle Personen der Bevölkerung zu aggregieren, ist es nicht möglich, die ganze zivilisatorische Bildung als Summe aus den individuellen Kompetenzen zu bilden. Jedoch sollte es möglich sein, für eine Volkswirtschaft aus verschiedenen Maßzahlen einen Index zu bilden, der das Niveau der zivilisatorischen Bildung grob abschätzt. Als Maßzahlen kommen jährliche Ausgaben für Gesundheit, für Schulen, für Wissenschaft, für soziale und für kulturelle Einrichtungen, für politische, rechtliche und administrative Bildung in Frage. Besser wären selbstverständlich Zahlen für den Erfolg solcher Ausgaben, der jedoch schwer anzugeben ist.

Zu den *Sozialkapital-Leistungen als Clubgut* sollen hier nur wenige Anmerkungen gemacht werden (vgl. *Schumann* 2004: 39ff.). „There is (too) much smoke smelling of something like social capital. The promise of social capital is that there is at least some ‚fire' behind the smoke" (*Paldam / Svendsen* 2000: 340). Der Soziologe *James Coleman* (1988, 1990) betont dauerhafte Beziehungen zwischen Mitgliedern von Familien, privaten oder öffentlichen Organisationen, die Informationskanäle sowie Motivationen, Regeln und Sanktionen schaffen. Sozialkapital erzeuge Vertrauen zwischen den Mitgliedern sozialer Gruppen in die Erfüllung von Verpflichtungen und Erwartungen. Der Politikwissenschaftler *Robert Putnam* hebt hervor „features of social organizations, such as trust, norms and networks that can improve the efficiency of society by facilitating coordinated actions" (1993: 167). *Habisch* (2003: 20) assoziiert mit Sozialkapital „corporate citizenship" und „corporate social responsibility" mit wohlfahrtsfördernden Wirkungen; *Leschke* (2003: 10) weist kontrastierend auf *Olson*sche „kleine Gruppen" hin, die „rentseeking" betreiben und eher korruptionsfördernd als vertrauensbildend sind.

Als Maßzahlen für das volkswirtschaftliche Sozialkapital werden „soziale Makro-Indikatoren" z. B. für Demokratie, politische Stabilität und Kriminalität vorgeschlagen, ferner auch Indikatoren für die Dichte an freiwilligen Organisationen wie Nachbarschaftshilfen, Sportvereinen, Gewerkschaften und Firmenverbänden (vgl. *Putnam* 1993). Das Sozialkapital einer Volkswirtschaft soll als Bestandsgröße die Kompetenz oder Fähigkeit der Bevölkerung beschreiben, innerhalb von Mitgliedergruppen gegenseitiges Vertrauen zu bilden. Ein Index für das Niveau der Sozialkapital-Leistungen deutet damit das pro Periode bereit stehende gegenseitige Vertrauen an.

Ähnlich wie beim Humankapital kann der Einzelne sein Sozialkapital anwenden; als Clubmitglied der Volkswirtschaft profitiert er auch von den Sozialkapital-Leistungen der Anderen, die insgesamt das Niveau des gegenseitigen Vertrauens der Bevölkerung ausmachen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Konzeption der Volkswirtschaft als Club, in dem – neben Staats- und Sozialkapital-Leistungen – die Humankapital-Leistungen und damit auch das Wissen im weit gefassten Sinn die Clubgüter sind, liefert die ökonomische Begründung dafür, für Migration positive oder negative Preise zu fordern und diese als Instrument zur Regulierung der Migration einzusetzen[6]. Zur Zeit dürfte eine Migrationspolitik dieser Art keine Chance einer Anwendung haben. Als Politik, die hilft, eine Ausdünnung der Eigentumsrechte einer Bevölkerung an ihren club-kollektiven Aktiva zu vermeiden, sollte sie in zukünftigen Debatten jedoch nicht fehlen.

Zusammenfassende Schlussbemerkungen

In diesem Beitrag wurde die theoriengeschichtlich weitgehend vergessene Konzeption der „inneren Güter" Heinrich von Storchs als Ausgangspunkt gewählt und durch Umformulierung und Aktualisierung zu einer breiten Humankapital-Konzeption verarbeitet. Diese umfasst nicht nur das auf den Einkommenserwerb, sondern auch das auf den Verbrauch orientierte Humankapital. Gemeint sind mit Humankapital die physischen und die geistigen Kompetenzen und ebenso die sozialen, kulturellen und die politisch-rechtlich-administrativen Kompetenzen der Menschen. Die Konzeption beschreibt damit das Wissen einer Bevölkerung in einem weit gefassten Sinn oder ihre zivilisatorische Bildung. Nur ein Teil dieses Wissens ist aktuell; nicht-aktuelles Wissen ist veraltet, wird nicht mehr angewendet. Für den täglichen Umgang reicht allgemeines Wissen aus; nur Fachleute haben spezielles Wissen.

Das Wissen im eng gefassten Sinn ist aktuelles, spezielles Wissen als geistige Kompetenz, dessen Anwendung beispielsweise gestattet, eine Erfindung zu machen. Wird die Erfindung von einem innovierenden dynamischen Unternehmer genutzt, so wird das Wissen in einem Schumpeterschen Entwicklungsprozess zunächst von diesem Einzelnen als privates Gut, z. B. in der Herstellung eines neuen Produktes, verwendet. Der Innovator ist bestrebt, seinen Monopolgewinn, z. B. durch Patentschutz, zu erhalten. Er könnte jedoch auch selbst daran interessiert sein, gegenüber potentiellen Imitatoren eine „open knowledge disclosure" zuzulassen und mit diesen ein Innovationsnetzwerk zu errichten, welches dann als Club der Nutzer des neuen Wissens handelt. Wenn schließlich jeder von vielen potentiellen Imitatoren die Anwendung der Erfindung nutzen kann, ist

[6] Das Erheben von Eintritts- oder Austrittspreisen ist selbstverständlich nicht geboten, wenn Wanderungen infolge von Menschenrechtsverletzungen, z. B. wegen rassischer oder religiöser Diskriminierung, erfolgen. Auch zwischen Ländern der Europäischen Union ist eine preisorientierte Migrationspolitik nicht anwendbar, da schon im Vertrag von Rom 1957 die freie Niederlassung von Einwohnern eines Mitgliedslandes in jedem der Mitgliedsländer vorgesehen wurde.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„dissemination“ des neuen Wissens eingetreten und seine Anwendung zu einem öffentlichen Gut geworden.

Schließlich werden Humankapital oder Wissen im weit gefassten Sinn – und ebenso staatliche infrastrukturelle Leistungen und Sozialkapital – als Clubgüter der Bevölkerung einer Volkswirtschaft interpretiert. Mit der Konzeption der Volkswirtschaft als Club lässt sich begründen, dass für Immigration als Eintritt in den Club und für Emigration als Austritt aus dem Club positive oder negative Preise gerechtfertigt sind, die als Instrument zur Regulierung der Migration in Frage kommen.

Literaturverzeichnis

Arrow, Kenneth J. (1962), „The Economic Implications of Learning by Doing“, Review of Economic Studies, 29, S. 155–73.

Becker, G. (1962), „Investment in Human Capital: A Theoretical Analysis“, Journal of Political Economy, 70, Supplement, S. 9–49.

– (1964), Human Capital, New York, 2. Aufl. 1975.

Berthold, N. (1993), Sozialunion in Europa: Integration oder Sprengsatz in einer europäischen Wirtschafts- und Sozialunion?, Tübingen.

Brandt, K. (1992), Geschichte der deutschen Volkswirtschaftslehre, Bd. 1: „Von der Scholastik bis zur klassischen Nationalökonomie“, Freiburg.

Buchanan, James M. (1965), „An Economic Theory of Clubs“, Economica, 32, S. 1–14.

Coleman, J. S. (1988), „Social Capital in the Creation of Human Capital“, American Journal of Sociology, 94, Supplement, S. 95–120.

– (1990), The Foundations of Social Theory, Cambridge/London.

Cornes, R./*Sandler,* T. (1996), The Theory of Externalities, Public Goods, and Club Goods, 2. Aufl., Cambridge.

Friedman, Milton (1969), The Optimum Quantity of Money and Other Essays, Chicago.

Grossekettler, H. (1995), „Mikroökonomische Grundlagen der Staatswirtschaft“, in: G. Dieckheuer (Hrsg.), Beiträge zur angewandten Mikroökonomik. Jochen Schumann zum 65. Geburtstag, Berlin u. a., S. 3–28.

Habisch, A. (1999), „Sozialkapital“, in: W. Korf et al. (Hrsg.), Handbuch der Wirtschaftsethik, Band 4: „Ausgewählte Handlungsfelder“, Gütersloh, S. 472–509.

– (2003), „Die gesellschaftliche Rolle des Unternehmens“, Frankfurter Allgemeine Zeitung FAZ vom 10. 11. 2003, S. 20.

Hagemann, Harald (1990), „Akkumulation, neue Technologien und Beschäftigung: Zu den quantitativen und qualitativen Beschäftigungswirkungen des technischen Fortschritts bei Adam Smith“, in: H. D. Kurz (Hrsg.), Adam Smith (1723–1790) – Ein Werk und seine Wirkungsgeschichte, Marburg.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Leschke, M. (2005), „Netzwerke: Instrumente zum Aufbau von Sozialkapital oder Türöffner für Korruption?“, in: D. Aufderheide und M. Dabrowski (Hrsg.), Corporate Governance und Korruption. Wirtschaftsethische und moralökonomische Perspektiven der Bestechung und ihrer Bekämpfung, Berlin, S. 169–197.

Lucas, R. E. Jr. (1988), „On the Mechanics of Economic Development“, Journal of Monetary Economics, 22, S. 3–42.

Machlup, F. (1984), „The Economics of Information and Human Capital“, Bd. 3 von Knowledge: Its Creation, Distribution, and Economic Significance, Princeton.

Marshall, A. (1890), Principles of Economics, 1. Aufl., 8. Aufl. 1920, London.

Muller, P. / *Pénin,* J. (2006), „Why do Firms Disclose Knowledge und how Does it Matter?“, Journal of Evolutionary Economics, 16, S. 85–108.

Nicholson, J. S. (1891), „The Living Capital of the United Kingdom“, Economic Journal, 1, S. 95–107.

Olson, M. (1965), The Logic of Collective Action, Cambridge. (Deutsch: Die Logik des kollektiven Handelns, Tübingen 1992.)

Paldam, M. / *Svendson,* G. T. (2000), „An Essay on Social Capital: Looking for the Fire Behind the Smoke“, European Journal of Political Economy, 16, S. 339–366.

Putnam, R. D. (1993), Making Democracy Work. Civic Traditions in Modern Italy, Princeton, NJ.

Romer, P. M. (1986), „Increasing Returns and Long-Run Growth“, Journal of Political Economy, 98, S. 71–102.

Rosen, S. (1987), „Human Capital“, in: The New Palgrave. A Dictionary of Economics, London / New York / Tokyo, Bd. 2, S. 681–690.

Schäfer, W. (2002), „EU-Erweiterung: Alternative Arrangements zur Steuerung der Überschussmigration“, in: F. P. Lang und R. Ohr (Hrsg.), Integration, Währung und Wachstum – Dimensionen internationaler Wirtschaftsbeziehungen. Festschrift für Dieter Bender zum 60. Geburtstag, Berlin, S. 141–160.

Schultz, T. W. (1961), „Investment in Human Capital“, The American Economic Review, 51, S. 1–17.

Schumann, J. (1997), „Ansätze einer subjektiven Wertlehre und die Theorie der ‚inneren Güter‘ bei Heinrich von Storch“, in: B. P. Priddat (Hrsg.), Wert, Meinung, Bedeutung. Die Tradition der subjektiven Wertlehre in der deutschen Nationalökonomie vor Menger, Marburg.

– (1999), „Heinrich von Storch’s Theory of Inner Goods as Determinants of a Nation’s Civilization“, Argumenta Oeconomica, 1(7), S. 11–23.

– (2003), „Human Capital, Knowledge and Knowledge Sharing: A View from the History of Economic Thoughts“, in: E. Helmstädter (Hrsg.): The Economics of Knowledge Sharing, Cheltenham / Northampton, S. 121–128.

– (2004), „Migration in the Context of Countries’ Human Capital and Social Capital“, Jahrbuch für Wirtschaftswissenschaften, 55, S. 33–55.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (2007), „Human Capital, Knowledge, and Innovations“, Argumenta Oeconomica 1–2(19), S. 199–210.

Schumpeter, J. A. (1912), Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, 1. Aufl., Leipzig, 6. Aufl. Berlin 1964.

Smith, A. (1776), An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, London. (Letzte deutsche Ausgabe: Untersuchung über das Wesen und die Ursachen des Reichtums der Völker, Stuttgart 1990.)

Spann, O. (1911), Die Haupttheorien der Volkswirtschaftslehre, 1. Aufl., 12. Aufl. 1923, Leipzig.

Storch, H. von (1815), Cours d'économie politique ou exposition des principes qui déterminent la prosperité des nations, 6 Bde., St. Petersburg. (Deutsche, leicht gekürzte Ausgabe: K. H. Rau (Hrsg.), Handbuch der Nationalwirthschaftslehre, 3 Bde., Hamburg 1819.)

– (1824), Considérations sur la nature de revenu national. (Deutsch: Betrachtungen über die Natur des Nationaleinkommens, Halle 1825.)

Thünen, J. H. von (1842), Der isolierte Staat in Beziehung auf Landwirtschaft und Nationalökonomie, Neudruck 1910 nach der Ausgabe letzter Hand (1842 bzw. 1850), Jena.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Knowledge about the Knowledge Economy in the Schumpeterian Perspective

By *Yuichi Shionoya*, Tokio

1. Introduction

In this paper I am concerned with a philosophical analysis of the knowledge economy from the Schumpeterian perspective rather than his economic analysis of the subject. However, since Schumpeter's economic idea on the knowledge economy has something to do with his philosophical analysis, I will begin with a short remark on his economic idea to suggest a subtle link with his philosophical idea which is my major subject matter.

The idea about the status and role of knowledge in the economy has involved the recognition of two dimensions in economics. One is the view that technological knowledge is indispensable to the production of goods and services along with labor and capital, and that an increase in production requires advances in technological knowledge. This view is represented by an ordinary type of the production function, in which output is a function of labor and capital input, with a level and form of technology being a parameter, and technical progress is identified with exogenously and mysteriously caused shifts of the function. The separation of technological issues from economic issues was the hallmark of neoclassical economics. The other view is based on the recognition that knowledge is one of economic goods and that production and diffusion of knowledge stand for an activity in productive sectors. Following this view, economists have tried to analyze the specific nature of knowledge and information as economic goods and to articulate the ways in which knowledge is produced by invention, innovation, learning and diffusion of knowledge. This view means a departure from the parametric treatment of technology in the first view and an internalization of technological changes by virtue of extended types of the production function. The emergence of information technology at the end of the twentieth century has brought about a group of leading industries (information, communication, education, etc.) which is the core of the so-called New Economy or post-industrial economy, and contributed to the rise of the second view of knowledge in economics.[1]

[1] *Machlup* (1962).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

In terms of the scope of economics, while the first view belongs to market economics, the second is part of institutional economics in that it deals with the institutional and informational environments which are exogenously given to market transactions. Although the processes of production and diffusion of knowledge are supported by institutional conditions, they are not independent of the processes of application of knowledge to production but are carried out through the experience of production. Thus there will be a feedback mechanism between the two dimensions of activities. The second view underlies a new research field of information economics or knowledge economics, which is addressed to the information society or the knowledge economy.[2] However, it might be a matter of judgment whether the two views differ in kind or in degree.

One can locate Joseph Schumpeter's thought on the evolution of the economy in the contexts of market economics and institutional economics. He started from the view that innovation represents the setting up of a new production function (not the shift of a previous production function), but gave up formidable tasks of analyzing an inner mechanism of technological and organizational innovation. Finally, Schumpeter relied on a statistical and historical framework of the Kondratieff long-waves and derived the Industrial Revolution Kondratieff (1787–1843), the Bourgeois Kondratieff (1843–1898) and the Neomercantilist Kondratieff (1898–1939).[3] For him, the long-swing model was a framework for institutional economics in which knowledge is created by entrepreneurs, diffused by followers, and interacted with the broader *Zeitgeist.* This model not only distinguishes different types of industrial innovations that historically occurred but also characterizes sociological features of different epochs (about fifty years) including the nature of the power, civilization, values, beliefs, and public policy.[4] His famous thesis of falling capitalism owing to its economic success developed in "Capitalism, Socialism and Democracy" (1942) describes a picture of a next stage of capitalist development according to this model. His Kondratieff scheme represents all-embracing developments of the knowledge economy in a stage and cyclical pattern and is applicable to the contemporary growth of the knowledge economy. Actually, later scholars tried to identify the fourth wave with the Fordian Mass Production Kondratieff (the 1930s–1980s) and the fifth wave with the Information-Technology Kondratieff (the 1980s–).[5]

Two comments on the contemporary state of inquiry might be necessary. First, the issue put forward by Hayek and commonly referred to as the "knowledge problem" in economics is concerned with how social institutions (markets) support the communication, coordination, and discovery of dispersed knowledge,

---

[2] *Helmstädter* (2003).

[3] *Schumpeter* (1939).

[4] *Shionoya* (1997: 183).

[5] *Freeman / Perez* (1988).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

including knowledge of production (technology) and consumption (preference). His project on knowledge was identified as an inquiry into the efficient utilization of knowledge through the price mechanism and individual self-interest and resulted in the defense of a classical liberal order. Although his treatment of knowledge is focused on the interface between market economics and institutional economics, it actually relates to the static function of the markets by the Schumpeterian standard and leaves the dynamic aspect of knowledge formation to the umbrella word of spontaneous order. Second, the inner process of knowledge creation and innovation, the studies of which Schumpeter had abandoned and Hayek neglected, has been taken up by so-called neo-Schumpeterian evolutionary economics which has gathered momentum since the 1980s.[6]

So much for the main lines of approaches to knowledge in economics. In distinction from the two dimensions of economic thought concerning knowledge described above, I propose to discuss here the third one: knowledge about the knowledge economy. While the two former dimensions relate to the knowledge aspects of economic reality, the third one presents a theory on the theory of the knowledge economy. In a simple language, I ask how and why we figure out the knowledge economy as an object of economic research. In a sophisticated language, I attempt a philosophical analysis of the knowledge economy because the shortest definition of philosophy is that it is thinking about thinking, or knowledge about knowledge. Alternatively, I am concerned with a meta-theoretical analysis of the knowledge economy because it addresses knowledge that lies behind the conceptions of the knowledge economy.

In terms of etymology, philosophy means a love or concern for knowledge. Traditionally, philosophy as a kind of meta-knowledge consists of three areas according to the kinds of concern for knowledge: ontology (or metaphysics), epistemology (or methodology), and axiology (or ethics). Ontology is concerned with the objects of knowledge; epistemology with the methods of knowledge; and axiology with the purposes of knowledge. I am concerned here mainly with an ontology of the knowledge economy. "Fundamental ontology" in Heidegger's sense, or a general theory of being, focuses on the general nature of the world that is abstracted from the specific objects, whose existence is acknowledged by a particular theory or system of thought.[7] It underpins "regional ontology" also in his sense, dealing with the being of particular realms of entity, such as the knowledge economy. Economic ontology is meta-theoretically concerned with what may be called the economic universe, which is posited by economists as constituting the subject matter of economics. The boundary and content of the economic universe are given by the ontological commitments of economists as the *Weltanschauung*.[8]

---

[6] *Hanusch/Pyka* (2007).

[7] *Heidegger* ([1927] 1962).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

My principal concern for the ontology of the knowledge economy involves two basic questions: *how* the image of the knowledge economy is obtained and *what* constitutes the ontological commitments of the knowledge economy. My approach to ontology depends on a philosophical interpretation of the knowledge economy from the Schumpeterian perspective. I find in Schumpeter two ideas on a meta-theoretical level, which are conceived as the minimum essentials of the ontology of the knowledge economy and also as the pertinent answers to the questions just raised. The first idea is his argument of vision and ideology in the context of sociology of science, and the second is his typology of agency for the identification of static and dynamic phenomena in social life. In spite of his apparent indifference or even hostility to metaphysical speculation in face of the growing positivist trend of thought at the time, he kept the conceptions and inclinations of the Continental philosophy which had become second nature to him. It is the contention of sections 2 and 3 that each of Schumpeter's two ideas can be interpreted and developed by the phenomenological-hermeneutical approach to ontology. Section 4 suggests an ontological viewpoint on the knowledge economy as an extension of Schumpeterian perspective of the long-wave scheme; this viewpoint is not widely known but implicit in his basic vision of society. Section 5 concludes with a summary of the paper and suggests the importance of a new view on the knowledge economy.

2. Knowledge Formation between Vision and Ideology

Since economists today might be unfamiliar with the term economic ontology or economic metaphysics, it will be useful as an introduction to ontology to refer to the concept of "pretheory" which I proposed elsewhere.[9] Pretheory is antithetically related to metatheory, the latter being more often used in science and philosophy. Metatheory, meaning literally "after theory", is a theory concerning theories and usually consists of philosophy of science, history of science, and sociology of science. Philosophy of science or philosophical studies of knowledge in general, consists of ontology, epistemology, and ethics, as mentioned above. In contrast, I contend, pretheory, meaning "before theory", is a sort of prescientific knowledge and consists of vision, rhetoric, and ideology, each of which is parallel to each of the three components of philosophy, i.e., ontology, epistemology, and ethics.

Pretheory does not necessarily meet the requirements of scientific knowledge and thus is excluded from the scope of a positivist philosophy of science, but it is essential as a step toward the construction and diffusion of truer knowledge. Among the three components of pretheory, vision is of primary importance as

[8] *Mäki* (2001: 3–8).

[9] *Shionoya* (2004).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

the prerequisites of theory construction: it provides a preliminary view concerning the objects in the life-world (*Lebenswelt*) and delivers it to the process of scientific procedures, whereas philosophical ontology gives ontological foundations to the scientific picture of the world. Vision plays an important initial role in constructing theory to provide theory with research problems and methods,

In his article "Science and Ideology" and his unfinished chapter on "The Sociology of Economics" in the "History of Economic Analysis", Schumpeter discussed in terms of vision and ideology how the subject matter of economics is chosen, although the title of the article might suggest that he would deal with a trite relationship between science and value judgments.[10] By "vision", on the one hand, Schumpeter means the perception of facts as having some meaning or relevance that justifies our interest in them; it is a prescientific activity. On the other hand, there exist in our mind preconceptions about economic process, which are given to us before we start scientific work; Schumpeter called them "ideology". His conception of ideology is different from the ordinary usage oriented to moral and political claims of values.

Schumpeter's concern is that "ideology" as preconceptions must inevitably intervene in the plotting of "vision" as the prerequisite of forward-looking scientific work. Shared and stored knowledge in science as well as in industry feeds preconceptions and prejudices against the creation of vision. Insofar as education and training of economics are inevitably based on an existing paradigm of knowledge, they contribute to the reinforcement of preconceptions. Vision of the economic universe does not emerge from nothing but from the "historical world" into which economists are thrown. They are constrained by the "historical world" that consists of the "scientific world" or paradigm in Kuhn's sense, defined by given research problems and methods, on the one hand, and of the "real world" or "life-world", characterized by time and space, on the other. By combining Schumpeter's unique conception of ideology with the historical world, we get one of the pillars of economic ontology, i.e., a disciplinary tradition.

Prescientific knowledge of the economic universe is largely governed by disciplinary conventions that have been established historically. Schumpeter's interest in vision and ideology, both of which are neglected by a positivist philosophy of science and merely discussed in the sociology of knowledge, was based on his concern for the historical process in which the accumulation of scientific models becomes historical givens and thus prescientific preconceptions. His view on the history of science involved the thesis of the social construction of knowledge that had been developed by the sociology of knowledge. Specifically, part of his view on knowledge was influenced by historicism. According to Ernst Troeltsch, who contrasted naturalism and historicism as "the two gigantic creations of knowledge in the modern world", historicism means making all our

[10] *Schumpeter* (1949), (1954: Part I, Chapter 4).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

thinking about human beings, their culture and values basically history-oriented, in contradistinction to a rationalist and universalist view of knowledge in the Enlightenment.[11] As is suggested by his notion of the "filiation of scientific ideas" in the history of economics, Schumpeter held the view on the evolution of knowledge that economic knowledge is not only built up through dialogue with the past but also developed by deviations from the past. The latter path crucially depends on a role of creative vision, another pillar of ontology. The fact that new vision is sometimes shaped by a discrepancy between the "scientific world" and the "life world" suggests that knowledge situated in the "historical world" is evolutionary in promoting knowledge on society through continuity and discontinuity of thought.

The combination and separation of vision and ideology in the process of knowledge formation can be seen as a case of the "historicist synthesis" between the succession of historical "tradition" and the "creation" of history. The "historicist synthesis" is what Troeltsch called the "present cultural synthesis" (*gegenwärtige Kultursynthese*) as a means to get rid of the notorious historical relativity of knowledge. Schumpeter's idea of the relationship between vision and ideology, though both are delusive concepts, provides us with a double viewpoint of the constraint from the past and the prospect for the future. Our next task is to inquire into the basis of this duality in knowledge formation suggested by Schumpeter's article.

In view of the fact that Schumpeter referred to two sociologists of science, Karl Mannheim and Max Scheler, I recognize two conflicting moments implied in his discussion: historicism and phenomenology. On the one hand, Mannheim defined the key theme of the sociology of knowledge as "knowledge is existentially related" (*Seinsverbundenheit des Wissens*), meaning that social existence is linked with thought through the structure of "perspective". Perspective is a *Weltanschauung*, style of thought, and intellectual viewpoint, which in turn depends on various social factors.[12] The sociological orientation to the social totality underlies this theme and is inseparable from the view of the historical developments of cultural phenomena including knowledge. The idea of knowledge correlated with social existence is based on the thought of historicism, in which knowledge is characterized by social conditions at particular time and space. On the other hand, Scheler took a different approach to the sociology of knowledge. Mannheim called his own approach "historicist approach" in contrast to Scheler's "phenomenological approach". He criticized the latter for the atemporal, static, and universal criteria of truth. With respect to the central theme of the sociology of science that knowledge is conditioned by social existence, Scheler's concern was to seek for the essential and eternal truth that is

[11] *Troeltsch* (1922).

[12] *Mannheim* (1964: 377–378).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

not volatile in accordance with historical conditions.[13] This attempt was made possible by his phenomenological approach.[14] Phenomenology focuses on the facts given by intuition, which makes us experience the world most directly; the slogan is "*Zu den Sachen*". Intuition does not presuppose reason or analysis but addresses the facts that exist before logical operation. It allows feelings and desires to work so as to grasp all that exists in the mental experience of human beings.

The approaches of Mannheim and Scheler are not inconsistent but complementary. I am interested in the relationship between Mannheim and Scheler, or between historicism and phenomenology, as the philosophical foundations of the relationship between ideology and vision in Schumpeter's argument. While Mannheim's historicist sociology of science regards knowledge as constrained by "social existence", Scheler's phenomenological sociology of science identifies knowledge with a reflection of "human existence" in community. Both approaches are one-sided. Later Martin Heidegger explicitly locates human beings (*Dasein*) plunged into a social and historical context at the center of his ontology. Human beings are historically thrown into the world (*Geworfenheit*), but still project themselves into the future (*Entwurf*). According to Heidegger, the analysis of *Dasein*'s understanding entails the ontological formation of the world. From the Schumpeterian point of view, vision as the prescientific activity is constrained by the social and historical circumstances including existing systems of thought, on the one hand, but is still informed by a subjective and active play of human volition, on the other. Here a new path from phenomenological ontology to the scientific world is opened through prescientific vision. It is phenomenological subjectivity that makes it possible to recognize the sociality and historicity of knowledge; subjectivity and sociality are not conflicting processes.

From the preceding discussion of the sociology of knowledge arises the importance of phenomenology as the principle dealing with prescientific knowledge. Although an orientation toward theory emerges out of the experience of life, theory construction means a departure from the life-world. Phenomenology grasps our experience in the life-world by intuition, recurring to life before theoretical work of abstraction and formulation begins; from that perspective, the subjectivity is grasped as a whole man having various facets of human existence. Phenomenological approach tries to break up the historical givenness of theories, which Schumpeter called "ideology", and clarify its meanings by tracing back to their origins. Alternatively, it tries to find the origins of the prescientific ideas, which Schumpeter called "vision", in the relationship between the life-world and the life experience.

---

[13] *Scheler* (1926).

[14] *Scheler* (1954).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Whereas the historicist sociology of knowledge, focusing on the linkage "theory – society", conducts a sociological investigation on the relationship between knowledge and social factors, phenomenology resolves what is called social existence into the "life-world" of the whole man and the "worldview" held there. Thus phenomenology is concerned with the linkage "theory – the worldview – the life-world" and gives metaphysical foundations to knowledge.

The space does not permit us to fully develop the ontological framework for knowledge. It seems at least necessary to refer to hermeneutics of Wilhelm Dilthey, Martin Heidegger, and Hans-Georg Gadamer. Dilthey called disciplines addressed to historical and social phenomena "human sciences" (*Geisteswissenschaften*), meaning that activities of human mind create history and society.[15] The *Geist* in this context characterizes the whole man with plural functions including "intellect, feeling, and will", which constitute the total aspects of human life. Intellect grasps an object, feeling prescribes a value, and will sets an objective. Dilthey attempted to build the human sciences on the structural nexus of the psychological functions and to reconstruct the existence by means of "lived experience, expression, and understanding"(*Erlebnis, Ausdruck*, and *Verstehen*). Through this attempt he finally arrived at hermeneutics, i.e., a discipline of understanding and interpretation of all human behavior and products. Hermeneutic is self-reflection of human beings. Whereas the natural sciences are concerned with the formulation of causal relationship, the human sciences interpret the structural relationship among the objects from a teleological viewpoint and clarify their values, significance, and meanings. An interpretation of the historical and social world leads us to various worldviews or visions, which are constructed in accordance with different weighing of the structural nexus of life. The most comprehensive system was Dilthey's "theory of worldviews" (*Weltanschauungslehre*). It is suggested that Schumpeter's vague concept of vision affords us deeper philosophical speculations.

In this connection, a look at Heidegger will be essential. For him, phenomenology of the *Dasein* (human beings) means nothing but hermeneutics because phenomenology is an ontology concerning the existence in general based on *Dasein*'s own understanding of being. The basic thesis of his ontology is that "only as long as *Dasein* is, is there being". He attempted a hermeneutics of human beings and tried to interpret the understanding of existence with which they were implicitly endowed. An interpretation must understand in advance what is interpreted; here is what is called a "hermeneutical circle", i.e., a circle between preceding understanding and present interpretation. Heidegger put forward a notion that is quite suggestive: "prestructure (*Vorstruktur*) of understanding."[16]

---

[15] *Dilthey* (1910).

[16] *Heidegger* ([1927] 1962: 195).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

According to Heidegger, interpretation in hermeneutics aims to advance understanding which includes pre-knowledge due to the life experience of the *Dasein*. The prestructure of understanding consists of three concepts: first, *Vorhabe*, that is what we have in advance or fore-having; second, *Vorsicht*, that is what we see in advance or fore-sight; and third, *Vorgriff*, that is what we grasp in advance or fore-conception.

The first concept indicates an object of interpretation, the second a viewpoint of interpretation, and the third a worldview of interpretation. This set of concepts shows the structure of preconception in the process of knowledge formation. We can interpret Heidegger's hermeneutical ontology as constructing a prescientific framework of knowledge, which consists of the duality of existential projection oriented to the possibilities of human beings (creation) and of thrownness into the historical and social world (tradition).

After Heidegger, hermeneutics has been developed again more in the direction that emphasized the historicity of human existence. Gadamer criticized Dilthey for the split of hermeneutics into psychologism and historicism and aimed at the construction of hermeneutics rooted in the historical existence of the self.[17] Since our reason is historical, we have to depend on "preconceptions" (*Vorurteil*) which enable understanding. Although the world is the products of subjectivity as Dilthey claimed, subjectivity demands objective knowledge about the world. To inquire how it was possible was the task of Dilthey's critique of historical reason. Dilthey attached much importance to the correspondence between the psychological nexus and the structure of the objective world. For Gadamer, historical reason is not only reason conditioned by our historical condition but also reason for shaping a new history; he thus stressed a forward-looking viewpoint of history. He advocated the "fusion of horizons" (*Horizontverschmelzung*) of the past and the present; this idea is parallel to Troeltsch's "present cultural synthesis" and Heidegger's "projection under thrownness". All these ideas are the philosophical efforts to go deeper into Schumpeter's duality of vision and ideology, which was presented in the context of the sociology of knowledge as the prelude to the history of knowledge in economics.

3. The Ontological Basis of Schumpeterian Innovation

In the previous section, dealing with the prescientific process of knowledge formation, I have tried to show that Schumpeter's insight into the interactions between vision and ideology has been a focus of philosophical discussions in historicism, phenomenology, and hermeneutics. In this section we apply these philosophical ideas to the problem of the knowledge economy to shed light on

[17] *Gadamer* ([1960] 1975).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

a type of regional ontology of economics. Our task is an analysis of the *Dasein* leading to the concept of the knowledge economy.

Now, what is the knowledge economy? To interpret its nature and significance, we distinguish three economic perspectives or *Weltanschauungen* in light of different approaches to economic thought: natural-technical, psychological-ethical, and institutional-historical. The most inclusive perspective was advocated by Gustav von Schmoller, who maintained that the economy consists of not only natural-technical factors but also psychological-ethical factors and focused on institutional-historical process in which the two former categories of factors are interacted. His program of economic research was labeled "historical and ethical approach",[18] and its perspective was much wider than that of classical and neoclassical economics, which concerned the equilibrium of the market economy attained by a play of natural-technical factors. In mainstream economic theory, the profit and utility motives are assumed merely as a device for the mechanical maximization calculus rather than for psychological-ethical deliberation.

Schmoller's framework for integrating the outcome of historical research was a stage theory of economic development, which characterized the evolution of the "public economy" with respect to the extent of regional communities (i.e., family, tribe, village, city, territory, and the state).[19] Wilhelm Roscher, one of the founders of the German Historical School, had asserted a stage theory of economic development, which was based on the assumption of a "historical and physiological approach" to economics and considered that the life of nations develops through four stages: childhood, youth, adulthood, and old age. In each of the three former stages, land, labor, and capital are considered as predominant respectively in the working of the economy. In contrast, Schmoller's stage theory emphasized a teleological viewpoint that economic and social institutions should control the influences of firm's profit motive in the name of social justice to cope with social problems. The current notion of the knowledge economy looks like a sequel to the natural-technical models of the Roscher-type in that the age of capital is succeeded by the age of knowledge, with information industries following a trend of changing shares of agriculture, manufacturing, and services. It has also explored the institutional dimension surrounding the market economy by paying attention to the institutional conditions as the source of knowledge creation and diffusion.

Roscher's factor input economy model, Schmoller's public economy model, and the current knowledge economy model are all based more or less on historical observations. However, it is a defect of the models of the knowledge economy and the factor input economy that they are not clear about the role of

[18] *Shionoya* (2005a).

[19] *Shionoya* (2006).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

the psychological-ethical dimension in the economy. Although the knowledge economy seems to be dominated by the revolutionary natural-technical features, it is implicitly conditioned, from a phenomenological viewpoint, by the *Dasein* that is embedded, or degraded, in Heidegger's sense, in society.

Although Heidegger's ontology usually lacks a social context, his thought on technology is an important exception. He develops an argument by using the odd-sounding term "enframing" (*Gestell*), which he thinks is the essence of technology.[20]

> "Enframing means the gathering together of the setting-upon that sets upon man, i.e., challenges him forth, to reveal the actual, in the mode of ordering, as standing-reserve. Enframing means the way of revealing that holds sway in the essence of modern technology and that is itself nothing technological."[21]

> (Gestell heißt das Versammelnde jenes Stellens, das den Menschen stellt, d. h. herausfordert, das Wirkliche in der Weise des Bestellens als Bestand zu entbergen. Ge-stell heißt die Weise des Entbergens, die im Wesen der modernen Technik waltet und selber nichts Technisches ist.)[22]

He insists that since man has been confined to a grand scheme of enframing, he cannot see a true way of living. From his phenomenological viewpoint, the essence of technology cannot be attributed to the entities of machinery but to the mind-set that underlies the rise of technology. The enframing system of the instrumental world based on the machinations of human beings is typically represented by economic and technological institutions. "Modern science's way of representing pursues and entraps nature as a calculable coherence of forces."[23] Thus, in this way of thinking, only what is calculable exists. Heidegger believed, blind conformity to the rules of the natural-scientific systems will close the possibilities of other ways of life. Technology is regarded as an unconscious constraint of the historical past imposed on the forward-looking human projection.

Here Schumpeter appears as *deus ex machin*a to save the human beings from the supremacy of the network of technology. Although his basic idea of economic development is widely interpreted as innovation in the natural-technical dimension, the core of his idea has rather the psychological-ethical dimension. Schumpeter distinguishes between the "hedonistic man" and the "energetic man" as the basis of the static order and the dynamic development in every area of social life.

---

[20] *Heidegger* (1962).
[21] *Heidegger* (1962/1977: 325).
[22] *Heidegger* (1962: 20).
[23] *Heidegger* (1962/1977: 326).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> "In every area there are persons of a static disposition and leaders. The former are characterized by the fact that they essentially do what they have learned; that they move within the traditional framework; and that their views, disposition, and behavior are determined by given data in their area. The latter are characterized by the fact that they see something new; and that they alter the traditional framework of their activity and the given data of their area …. Everywhere the two types are divided by a sharp line, which contrasts those persons who create new trends in culture, new schools, and new political parties with those who are created by trends in culture, schools, and political parties."[24]

In the economic area, the hedonistic man is labeled the rational economic man according to mainstream economics. According to Schumpeter, this type of man displays the "adaptive" behavior in the economy, which maximizes his utility under given income and preferences. In contrast, the energetic man is an entrepreneur, carrying out "innovation" and destroying the given conditions of the economy.

Schumpeter argues that if the satisfaction of wants is rational behavior as assumed for the hedonistic man, behavior of the energetic man is irrational, or rational in a different sense. He describes that the energetic man has three types of motivation: first, "the dream and the will to found a private kingdom, usually, though not necessarily, also a dynasty"; second, "the will to conquer: the impulse to fight, to prove oneself superior to others, to succeed for the sake, not of the fruits of success, but of success itself"; and third, "the joy of creating, of getting things done, or simply of exercising one's energy and ingenuity."[25]

Whereas the hedonistic and static man acts to satisfy what is wanted in light of given desires, the energetic and dynamic man or "New Man" raises new problems and explores new frontiers; he seeks for impulses rather than comforts, challenging the routines of social practice. The apparent outcome of the dynamic behavior is innovation, or a new combination of knowledge. Innovation, distinct from invention, requires primarily volitional aptitudes rather than intellectual ones. In contrast, the static man accepts and compares various kinds of knowledge and is immersed in improving his position in terms of utility and profit. Schumpeter's critique of classical and neoclassical economics lies not so much in the absence of technical changes as in the absence of the creative energies of man and dynamic human action. If so, what is his ontological basis?

The Schumpeterian two types of agency are not Heidegger's *Dasein* that has a privilege of interpreting the being of entities. Heidegger distinguishes between entity and its being and calls the difference an "ontological difference". Being is that which determines entities as entities. According to him, whereas an investi-

---

[24] *Schumpeter* (1912: 542–543), my translation.

[25] *Schumpeter* (1934: 93).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gation into entities (*Seiende*) is an "ontical" (*ontisch*) study – economics is an ontical study of the economy –, an investigation into the being (*Sein*) of entities is an "ontological" (*ontologisch*) study – economic ontology is an ontological study of the economy. Among various entities in the world, human being is special in that it exists with the understanding of its own being and has a role of understanding the meanings of other entities; hence it is called *Dasein* (being-there), meaning that human being is the place where the meanings of being of all entities are made clear. For Heidegger, being is nothing but a viewpoint or vision which is projected by the *Dasein* as a plot of the universe. Being is the meaning of the entities in question. Thus the Schumpeterian concepts of static and dynamic agencies are not ontological but ontical. To identify the ontological basis of the economy including the knowledge economy, one must stand on the ontological level of agency (the *Dasein*) and ask the meaning of the economy based on the capacity of the *Dasein* to understand its being.

The *Dasein* or the ontological self is not an abstract rational entity presupposed by modern philosophy after the Enlightenment, but an average person living an everyday life with the whole aspects of personality, which include "intellect, feeling, and will", as characterized by Dilthey's psychological investigation. There is a difference of chemistry between Heidegger's *Dasein* and Schumpeterian *Dasein*. While Heidegger's *Dasein* tends to project oneself with a general "concern" (*Sorge*) for the universe and with a basic mental state of "anxiety" (*Angst*) due to its "being to death" (*Sein zum Tode*), the *Dasein* that is assumed to sustain Schumpeter's two kinds of the ontical selves is more optimistic and passionate about the projection of self. Although Schumpeter did not reveal his own ontological self, it is possible for us to construct it so as to be consistent with his definition of the ontical selves. My hypothesis is to refer to German romanticism as anti-Enlightenment.

Romanticism depended on the plural and individualistic lives and the manifestations of emotion and volition as the motive power of knowledge creation rather than on the pursuit of reason and uniformity of knowledge. Instead of seeking for the reason as the Enlightenment thinkers did, the Romantic thinkers pursued "imagination, feelings, tradition, organism and the mystery of the soul".[26] The Romantic agenda sought to heal the wounds of modernity and technology and to restore unity with the self, with others (communities), and with nature.[27] Defining Romanticism as the counter-Enlightenment, Isaiah Berlin remarks:

> "this revolution is the deepest and most lasting of all changes in the life of the West, no less far-reaching than the three great revolutions whose impact is not questioned – the industrial in England, the political in France, and the social and economic in Russia."[28]

---

[26] *Porter* (2001: 2).

[27] *Beiser* (1998: vol. 8: 349).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Berlin regards Johann Georg Hamann as the first person who began the whole Romantic process of revolt against the Enlightenment; he repeats without hesitation an assertive judgment that Hamann was the true originator of modern anti-Enlightenment.[29] The following passages from Berlin on Hamann convey the contrasting essence of the Enlightenment thinker Voltaire and the anti-Enlightenment thinker Hamann:

> "Voltaire thought that they [men] wanted happiness, contentment, peace, but this was not true. What men wanted was for all their faculties to play in the richest and most violent possible fashion. What men wanted was to create, what men wanted was to make, and if this making led to clashes, if it led to wars, if it led to struggles, then this was part of human lot ….For Hamann, of course, creation was a most ineffable, indescribable, unanalysable personal act, by which a human being laid his stamp on nature, allowed his will to soar, spoke his word, uttered that which was within him and which would not brook any kind of obstacle."[30]

The ideal of Romanticism was not objectively given universal truth but creation of the mind based on emotion, imagination, introspection, desire, and aspiration, all of which reflect dynamic life. Creation is everything; it has originality; it is based on the energies of man. Thus, Ricarda Huch summed up the thesis of Romanticism as "*Das Romantisieren besteht im Lebendigmachen*".[31] It is argued that Schumpeter's conception of innovation and dynamic economy retains remarkable traits of the Romantic view of knowledge. First, innovation is the only ways and means to make an economy lively; second, it is contrasted with the routine of a changeless economy; third, it is based on the maximum realization of human faculties and energies; fourth, it causes destruction and disturbance to the existing order; fifth, it is unique with respect to a historical context; and sixth, it emphasizes the causal importance of volition rather than reason. Indeed, for Schumpeter, innovation and its consequences to the economy and society are the subject matter of economic research, which is the concern of an ontical study of the economy. But the causes of innovation reside at the level of the *Dasein*, which is the concern of an ontological study of the economy. Schumpeter did not conceal his ontological root of the dynamic economic vision despite his pretension to be a positivist economist.

---

[28] *Berlin* (1999: xiii).

[29] *Berlin* (1993).

[30] *Berlin* (1999: 42–43).

[31] *Huch* (1924: 49).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

4. A Critical Viewpoint on the Knowledge Economy

One will wonder if Schumpeterian enthusiasm for innovation as a way of self-realization might simply accelerate the crisis of human beings due to the Heideggerian enframing. I will argue that Schumpeterian optimism and dynamism remain a help to us because his typology of agency is not limited to the economic area but is applicable to all areas of social life. Whatever the importance of the economy may be, the economy is one of the areas of human activities.

The problem is related to Schumpeter's famous thesis of declining capitalism due to its success.[32] His thesis was not meant as a prediction of the capitalist economy but as a framework to analyze the problems of systemic evolution. In framing a conceptual structure of systemic evolution, he uses two fundamental sociological concepts: social values and the *Zeitgeist.*[33] Each social area has a social function to undertake the specific tasks of society, which are performed by specific social classes. The rank of a class is determined by the social importance of the functions attached to the class and by the success of its members in performing the functions. "Social value" means the aptitude for fulfilling socially necessary functions. The "*Zeitgeist*" is the superstructure of society, consisting of consciousness, culture, and lifestyle, which are related to the classes endowed with social values. The essence of Schumpeter's thesis on the fall of capitalism is reduced to the argument that the "social values" demanded by capitalism and the "*Zeitgeist*" produced by capitalism may collide.[34] Specifically, whereas capitalist economic development demands heroic, apparently irrational behavior of an entrepreneur, the ideology of the bourgeois class is rationalism, as is the civilization of capitalism. Thus, the economic world will lose the only source of romance and heroism that has survived in the form of entrepreneurship even in the unromantic and unheroic civilization of capitalism. The inconsistency between heroic entrepreneurship and rationalistic bourgeois ideology is the basic idea underlying Schumpeter's thesis.

The focus of the present argument is what will come next after the emerging conflict between the social values and the *Zeitgeist* in the economic area. Schumpeter describes:

> "A more or less stationary state would ensue. Capitalism, being essentially an evolutionary process, would become atrophic. There would be nothing left for entrepreneurs to do. They would find themselves in much the same situation as generals would in a society perfectly sure of permanent peace. Profits and along with profits the rate of interest would converge toward zero. The bourgeois strata that live on profits and interest would tend to disappear. The management of industry and trade would become

[32] *Schumpeter* (1950: Part II).

[33] *Schumpeter* (1927).

[34] *Shionoya* (1997: Chapter 9).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

> a matter of current administration, and the personnel would unavoidably acquire the characteristics of a bureaucracy. Socialism of a very sober type would almost automatically come into being. Human energy would turn away from business. Other than economic pursuits would attract the brains and provide the adventure."[35]

I would interpret Schumpeter's conclusion as suggesting the transfer of talents and energies from the economic area to the non-economic areas. According to him, the improvement of technology is routinized in the rationalized organizations of capitalism and handled even by the static and hedonistic man; it is no longer the task of dynamic and energetic man. The crucial question is whether the present method of recruiting human energy into the economic sphere (in other words, that of seeking social values for economic activities) will come to an end or at least become less important. Schumpeter thought that after capitalism had accomplished the task of increasing the standard of living through economic development, another system would take its place, one based on a highly rationalized economy that would allocate economic resources and social leadership into broader areas of a society rather than to the narrow economic area from a social point of view. A true crisis about the knowledge economy under the *Gestell* will be that the present method of recruiting the best human energy into the economy continues by force of habit even when it is not necessary any more. The problem depends on how a persistent balance between the projection into the future and the thrownness into the past will be upset.

It is here that an ethical consideration should explicitly be introduced to the ontological investigation. Schumpeter's vision of the dynamic economy is ontologically based on the specification of heroic projection of the energetic self. It was the underlying idea of the German idealism and Romanticism that the social ideal is to achieve the full extent of human abilities through the communal challenge to human excellence. For Schumpeter the economist, the social expression of such individual projection is innovation with regard to the knowledge economy. But for what social purposes is innovation attempted? In what direction is the innovation-based knowledge economy steered? Virtue ethics or the perfectionist ethics for evaluating the quality of the human beings is to be recognized.

From the examination of major approaches from Aristotle to the present in moral philosophy, we find three different objects of moral evaluation: (a) the act or behavior of individuals, (b) the being or character of individuals, and (c) the rule or institution. Corresponding to the three objects, there are three distinct approaches (utilitarian, Aristotelian, and Kantian) with an exclusive emphasis on one of the basic value terms, (a) good, (b) virtue, and (c) right, respectively. The basic value terms of "good, virtue, and right" in the three approaches to

[35] *Schumpeter* (1950: 131).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ethics are transformed into the operational value terms of "efficiency, excellence, and justice", so that they can be linked to a wider knowledge of moral and social theories.

Thus we have a system of ethics consisting of three branches, which are characterized by a set of specified objects of moral evaluation, basic value terms, and operational value terms: i.e., (a) "act-good-efficiency", (b) "being-virtue-excellence", and (c) "rule-right-justice". To have a consistent system of ethics it is necessary to achieve the division of labor and coherence among the three branches. We conceive that human well-being is served by the matrix values of (a), (b), and (c). The ordering of priority is right over virtue and good, and virtue over good.[36]

Economists long lacked the scientific tools to deal with virtue, excellence, and being and to develop economic implications of virtue ethics, although thoughtful scholars sometimes revealed that the improvement of human capabilities and character through the use of economic resources is the ultimate goal of society. However, Schumpeter was an exception; virtue ethics is the ethical counterpart of Schumpeter's dynamic economics. Both are concerned with human existence and focus on excellence in exploiting human capabilities; both have a common root in the ontological view of the self. When the systems (a) and (c) were applied to economics, they have entailed discussions about "efficient allocation of resources" and "just distribution of resources" respectively. Virtue ethics (b) should be taken seriously in economics so as to yield the notion of "virtuous utilization of resources", which will become the criterion for evaluating the quality of the knowledge economy.

5. Conclusions

In this paper I have discussed Schumpeter's meta-theoretical thought on knowledge twice: first, his view on vision and ideology in the context of the sociology of knowledge, and second, his view on the static and dynamic man in the context of static and dynamic economics. The first thought was philosophically deepened by the methodology of knowledge formation as the synthesis of historicism and phenomenology. The second thought was also philosophically analyzed so as to interpret the root of his economic vision as the *Dasein*'s ontological decision located between subjective projection and social embeddedness. It is noted that the issue of the sociology of knowledge, on the one hand, and that of static and dynamic economics, on the other, constitute a parallel structure of "creation" versus "tradition" in the ontological context. It is useful to interpret Schumpeter's conception of innovation in the context of phenomenological-hermeneutical on-

[36] *Shionoya* (2005b).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

tology because innovation in that context is seen as the manifestations of human energies addressed to all sorts of social activities. I argue that the consequences of Schumpeter's romantic elements in economics should be taken seriously.

The ontological viewpoint will make us reverse the way in which we view the relationship between the economy and knowledge. The ordinary (ontical) view in economics regards knowledge as an essential factor to production, whether knowledge is treated in a static or dynamic context. The Schumpeterian romantic (ontological) view, combined with virtue ethics, reveals that the economy is a means to achieve something important for human beings. From this perspective, knowledge is conceived not only as knowledge for economic production for markets but also as knowledge for human beings. Plato in the *Phaedo* quoted the words of Socrates:

> "Hence if one wanted to discover the cause for anything coming into being or perishing or existing, the question to ask was how it was best for that thing to exist or to act or be acted upon. On this principle then the only thing that a man had to think about, whether in regard to himself or anything else, was what is best, what is the highest good."[37]

Although the current notion of the knowledge economy is based on the understanding that the economy is vitalized by new information technologies, I have suggested a critical view that the economy should not merely follow what technological possibilities will indicate, but serve human purposes in the realization of the self. Thus, the knowledge economy should not be the economy supported by technological knowledge alone, but the economy directed by human knowledge as is prescribed from the viewpoint of virtue ethics.

References

Beiser, Frederick (1998), "German Romanticism", in: Routledge Encyclopedia of Philosophy, London: Routledge, vol. 8, pp. 348–352.

Berlin, Isaiah (1993), The Magus of the North: J.G. Hamann and the Origins of Modern Irrationalism, London: John Murray.

– (1999), The Roots of Romanticism, Princeton: Princeton University Press.

Dilthey, Wilhelm (1910), Der Aufbau der geschichtlichen Welt in den Geisteswissenschaften, Abhandlungen der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-Historische Klasse, Jg. 1910, Berlin, S. 1–123.

Freeman, C./*Perez*, C. (1988), "Structural Crises of Adjustment, Business Cycles and Investment Behaviour", in: G. Dosi et al. (eds), Technical Change and Economic Theory, London and New York: Printer Publishers.

[37] *Plato* (1972: 123).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gadamer, Hans-Georg (1960), Wahrheit und Methode, Tübingen: J.C.B. Mohr. (English translation by J. Weinsheimer and D.G. Marshall: Truth and Method, London: Continuum, 1975.)

Hanusch, Horst/*Pyka*, Andreas (eds.) (2007), The Elgar Companion to Neo-Schumpeterian Economics, Cheltenham: Edward Elgar.

Heidegger, Martin (1927), Sein und Zeit. (English translation by J. Macquarrie und E. Robinson: Being and Time, Oxford: Blackwell, 1962.)

– (1962), Die Technik und die Kehre. (English translation: "The Question Concerning Technology", in: D.F. Krell (ed.), Martin Heidegger. Basic Writings, San Francisco: Harper Collins, 1977.)

Helmstädter, Ernst (ed.) (2003), The Economics of Knowledge Sharing: A New Institutional Approach, Cheltenham: Edward Elgar.

Huch, Ricarda (1924), Die Romantik, pt. II, 12th ed., Leipzig: H. Haessel.

Machlup, Fritz (1962), The Production and Distribution of Knowledge in the United States, Princeton: Princeton University Press.

Mäki, Uskali (2001), "Economic Ontology: What? Why? How?", in: U. Mäki (ed.), The Economic World View: Studies in the Ontology of Economics, Cambridge: Cambridge University Press, pp. 3–8.

Mannheim, Karl (1925), "Das Problem einer Soziologie des Wissens", reprinted in: Wissenssoziologie, Berlin: Luchterhand, 1964, pp. 377–378.

Plato (1972), Phaedo, translated by R. Hackforth, Cambridge: Cambridge Universiy Press.

Porter, Roy (2001), The Enlightenment, 2nd ed., London: Palgrave Macmillan.

Scheler, Max (1926), Die Wissensformen und die Gesellschaft, Leipzig: Der Neue-Geist Verlag.

– (1954), "Phänomenologie und Erkenntnistheorie", Gesammelte Werke, vol. X, Schriften aus dem Nachlass, vol. 2.

Schumpeter, Joseph A. (1912), Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, Leipzig: Duncker & Humblot.

– (1927), "Die sozialen Klassen im ethnisch homogenen Milieu", Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 57, pp. 1–67. (English translation by Heinz Norden: Imperialism and Social Classes, New York: Augustus M. Kelley, 1951.)

– (1934), The Theory of Economic Development, translated by R. Opie, Cambridge, Mass.: Harvard University Press.

– (1939), Business Cycles: A Theoretical, Historical, and Statistical Analysis of the Capitalist Process, 2 vols, New York: McGraw-Hill.

– (1949), "Science and Ideology", American Economic Review, 39(2), pp. 345–359.

– (1950), Capitalism, Socialism and Democracy, 3rd ed., New York: Harper & Brothers.

– (1954), History of Economic Analysis, New York: Oxford University Press.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Shionoya, Yuichi (1997), Schumpeter and the Idea of Social Science: A Metatheoretical Study, Cambridge: Cambridge University Press.

– (2004), "Scope and Method of Schumpeter's Universal Social Science: Economic Sociology, Instrumentalism, and Rhetoric", Journal of the History of Economic Thought, 26 (4), pp. 331–348.

– (2005a), The Soul of the German Historical School: Methodological Essays on Schmoller, Weber, and Schumpeter, New York: Springer.

– (2005b), Economy and Morality: The Philosophy of the Welfare State, Cheltenham: Edward Elgar.

– (2006), "Schmoller and Modern Economic Sociology", Schmollers Jahrbuch, 126(2), pp. 177–195.

Troeltsch, Ernst (1922), Der Historismus und seine Probleme, Tübingen: J.C.B. Mohr.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Politische Ökonomie als „Geisteswissenschaft“. Edgar Salin und andere Ökonomen um Stefan George*

Von *Bertram Schefold*, Frankfurt am Main

1. Der Dichter und seine Kreise

Stefan George war der erste, der in Deutschland moderne Lyrik schrieb; er sollte jedoch auch wesentliche Züge der Moderne zurückweisen.[1] Seine frühe Dichtung stellte eine Reaktion auf die Epigonen der klassischen deutschen Dichtung und den trivialen Materialismus dar, der im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts vorherrschte. Die deutsche Sprache schien ihm zu arm, ihr fehlte der Klang. Er versuchte deshalb, in fremden Sprachen zu dichten. Nach einer einsamen Jugend in den kleinen Städten Bingen und Darmstadt, nahe dem Rhein

---

* Dem vorliegenden Beitrag liegt ein Vortrag zugrunde, der an der Konferenz „In Search of the Secret Germany: Stefan George, his Circle and the Weimarer Republic“ vom 20. bis 22. März 2002 im Queens' College in Cambridge stattfand. Eine andere, kürzere Fassung wird in englischer Sprache publiziert (*Schefold* (2011)). Die mit dem Vortrag begonnene Forschung wurde fortgesetzt mit einem Projekt „Wissen und Visionen. Theorie und Politik der Ökonomen im George-Kreis 1918 bis 1933“ im Rahmen des Forschungskollegs 435 der DFG „Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel“. Aus dem Projekt gingen hervor der Sammelband von *Köster* u.a. (2009) und die Dissertation *Schönhärl* (2009). Arbeiten zu einzelnen Personen wurden vertieft in *Schefold* (2004a), (2004b), (2008a), (2011, mit *Schönhärl*), die Fragestellung insgesamt in *Schefold* (2005) und *Schefold / Vitzthum* (2012). Wichtige seither erschienene Werke sind *Norton* (2002) (vgl. dazu die Rezension *Schefold* (2003)), die George-Biographie von *Karlauf* (2007) und die Darstellung des Nachlebens des George-Kreises von *Raulff* (2009) (vgl. hierzu *Schefold* in Verbindung mit *Bruno Pieger* (2010)). Während durch diese neueren Forschungen sich das Bild in mehrerer Hinsicht abgerundet hat und insbesondere das für den George-Kreis Charakteristische im Werk der einzelnen Ökonomen herausgearbeitet wurde, behält die vorliegende Übersicht ihren spezifischen Wert als Versuch, die verschiedenen Wege zur Lösung des Konflikts zwischen der geistigen Welt des Kreises und der Lebenswelt der Ökonomen anhand der Schicksale der bedeutendsten Persönlichkeiten knapp darzustellen. Nicht alle dem George-Kreis nahe stehenden Wirtschaftswissenschaftler wurden so erfasst, vgl. *Schefold* (2005: 27), zu Wilhelm Andreae; Elisabeth Gundolf, geb. Salomon, die bei Edgar Salin promovierte, verheiratet mit Friedrich Gundolf, hielt schon in den Kriegsjahren einen Vortrag, in dem sie den Gegensatz zwischen George und dem Nationalsozialismus darlegte (*Elisabeth Gundolf* 1965).

[1] Vgl. *Durzak* (1968).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

mit seinen Landschaften von Weinbergen und Obstbäumen, reiste er in West- und Südeuropa. Er begegnete den französischen Symbolisten in Paris – er sollte später Mallarmé als seinen eigenen Meister in der Dichtung ansehen –, aber er war nicht der typische Bürger einer modernen Großstadt und fühlte sich von der archaischen Landschaft Spaniens angezogen, wo er monatelang wanderte. *Böschenstein* (1996) zeigt, wie George Baudelaires melodische Verse der „Fleurs du Mal" in eine metrisch strengere, asketischere, spartanische Sprache übertrug. Mommsen beschreibt Georges lebenslange heimliche Verwandtschaft mit den arkanen Traditionen der spanischen Kultur und bietet so eine neue Interpretation für einige der frühesten Gedichte Georges.[2] Es folgt, dass nicht der alte George unvermittelt sich gegen seine Zeit wandte und konservativ wurde; vielmehr suchte der Dichter, als junger Mensch wie im Alter, eine „andere Moderne"[3] in der Sprache und in seinem Denken.

Nach der Rückkehr von den ersten Reisen überraschte die Dichtung des jungen George, weil es ihm gelungen war, sich den neuen Symbolismus anzueignen und ihn in vollklingenden Versen zum Ausdruck zu bringen; eine neue Form deutscher Lyrik ergab sich, in Ton und Inhalt strenger, als was vorangegangen war. Er gründete eine literarische Zeitung, die „Blätter für die Kunst", die zwischen 1892 und 1920 erschien und zum Mittelpunkt eines Kreises von Freunden wurde, denen die Schönheit der Dichtung gleichermaßen wichtig war. Sie widerstrebten dem bürgerlichen Charakter und der Machtpolitik des kaiserlichen Deutschlands. Zugleich waren sie stolz auf ihr deutsches kulturelles Erbe, das sie zu erneuern hofften.

Es ist nicht leicht, den Weg zurück zu finden zu dem, was Stefan George und sein Kreis bedeutete. Verschiedene Autoren haben versucht, ihn politisch und psychologisch zu verorten und den außerordentlichen Einfluss zu beschreiben, den er zuerst auf eine kleine Gruppe von Anhängern ausübte, als er – zunächst ganz allein – die Avantgarde in der Modernisierung deutscher Dichtung repräsentierte. Später wirkte er auf die Universitäten und die Geisteswissenschaften im Besonderen.[4] In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wusste man, dass er führende Gestalten der deutschen Widerstandsbewegung beeinflusst hatte, aber er war im Übrigen weitgehend vergessen – seine Gedichte jedenfalls wurden nur von Wenigen gelesen. Es gab Versuche, seinen Weg in einer politischen Perspektive zu interpretieren;[5] später wurde der Begriff des „ästhetischen Fundamentalismus" geprägt, um ihn und verwandte künstlerische Bewegungen zu charakterisieren.[6] Die Nationalsozialisten versuchten erst, sich seine Dichtung als nationale anzueignen, dann wiesen sie ihn zurück, wie er sie zurückgewiesen

[2] Vgl. *Mommsen* (1998).

[3] Siehe *Schefold* (1999).

[4] Vgl. *Böschenstein / Egyptien / Schefold / Vitzthum* (2005).

[5] Vgl. *Landfried* (1975).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hatte.[7] Verschiedene Bücher erzählen die Geschichte der Verschwörung gegen Hitler und der Rolle der Brüder Stauffenberg in dieser, die enge Freunde Georges gewesen waren.[8] Mitten im Zweiten Weltkrieg, 1943, pries Bowra in Oxford George als europäischen Dichter.[9] Es gibt literarische Studien von Georges Dichtung, insbesondere von David, verfügbar sind der Kommentar von Morwitz, eine umfassende Bibliographie, aber das beste Buch über Georges Leben und Werk ist immer noch dasjenige seines Erben Boehringer.[10] Eine kritische Werkedition steht nahe vor dem Abschluss.[11]

Es ist eine merkwürdige, früher kaum beachtete Tatsache, dass eine ganze Anzahl der Freunde Georges Wirtschaftswissenschaftler waren. Die Wirtschaft schien Georges Welt fernzustehen. Man hatte in ihr Fuß zu fassen, um die materiellen Grundlagen eines geistigen Lebens zu gewinnen, und über diese Voraussetzung wurde nicht viel gesprochen. Ich wurde auf sie als ein wissenschaftliches Problem erst aufmerksam, als ich über Edgar Salins intellektuelle Entwicklung forschte. Die geistige Lage in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg war der Fragestellung nicht günstig. Solange man glaubte, die Historische Schule in der Perspektive einer zwangsläufigen Entwicklung zum Nationalsozialismus hin interpretieren zu müssen und man das ganz andere Phänomen des George-Kreises unter demselben Gesichtspunkt betrachtete, schienen die Ökonomen im Kreis, die der Schule des Historismus entstammten, sozusagen potentiell doppelt belastet, obwohl viele von ihnen emigrierten, obwohl George selbst im Dezember 1933 im schweizerischen Exil starb und trotz den Verbindungen zur Widerstandsbewegung. Mittlerweile sind die Brüche in der ökonomischen Wissenschaft in Deutschland besser untersucht.[12] Die deutsche Wirtschaftswissenschaft wurde 1933 der besten Köpfe beraubt. Als die Kriegsheimkehrer 1945 in den halbzerstörten Universitäten das Studium aufnahmen, wendete sich gerade in den Wirtschafts- und Gesellschaftswissenschaften der Blick nach Westen im Versuch, die Fortschritte angelsächsischer Theoriebildung aufzunehmen.[13] Ein Nachklingen der Historischen Schule verhallte um 1960, als sich mathematische Ökonomie, Ökonometrie und planerischer Optimismus im wirtschaftlichen Aufschwung Westeuropas zu einem neuen Paradigma des Fortschrittsglaubens verbanden.

---

[6] Vgl. *Breuer* (1995); eine Diskussion dieses Buches findet sich in *Schefold* (1998/9: 205–211).

[7] Vgl. *Petrow* (1995).

[8] Vgl: *Zeller* (1994) und *Hoffmann* (1992).

[9] *Bowra* (1943: 125–126).

[10] Vgl. *David* (1952); *Morwitz* (1969); *Landmann* (1976), mit Fortsetzung *Stefan George Stiftung* (2000); *Boehringer* (1968).

[11] Vgl. Verz. d. Literatur: *SW*.

[12] Siehe *Janssen* (2000).

[13] Vgl. *Acham/Nörr/Schefold* (1998).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

So war in den Diskontinuitäten der deutschen Wirtschaftswissenschaft im 20. Jahrhundert wenig Raum für die Betrachtung des marginalen Phänomens einer Gruppierung von Ökonomen um den Dichter. Aber noch ein anderer Bruch ist wichtig für das Verständnis der intellektuellen Generation, aus der Georges Kreis hervorging. Die Zeit der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert war als Epoche von allgemeinem Optimismus geprägt, der nicht nur die Technik, sondern auch Moral und Kultur umfasste. Die Ökonomen der Jüngeren Historischen Schule – und Schmoller insbesondere – fühlten, dass die Schaffung des geeinten Reichs, seine neuen akademischen und gesellschaftlichen Einrichtungen, sein Aufstieg zu wirtschaftlichem Reichtum und einer politischen Macht solchen Optimismus rechtfertigten – und wer konnte den Erfolg der deutschen Wissenschaft leugnen? Stefan George gehörte zu den Wenigen, welche diese Euphorie nicht teilten. Einige Künstler empfanden den leeren Pomp, vorsichtige Politiker fürchteten die politische Isolierung des deutschen Reichs. Max Weber bezweifelte die Wertsetzungen der Historischen Schule. Eine tiefe und allgemein intellektuelle Krise folgte aber erst mit der Niederlage im Ersten Weltkrieg. Der akademischen Welt wurde durch den Boykott, den die Siegermächte nun der deutschen Wissenschaft auferlegten, nicht geholfen.[14] Verbliebene Anhänger der Historischen Schule wandten den Blick noch mehr zurück als zuvor und arbeiteten über epochenbezogene Vergleiche von Wirtschaft und Kultur, wie es die Brüder Weber und Sombart schon vor dem Krieg getan hatten; Angehörige des George-Kreises wie Edgar Salin wurden, zuweilen in der Verbindung historischer und angewandter Arbeit, zu Vertretern dieser Richtung in den zwanziger Jahren.[15]

Dass Freunde Georges Ökonomen waren[16] überrascht, denn George schrieb nicht, wie Bertolt Brecht, über andere Konzepte ökonomischen Wirtschaftens; er beschwor kein sozialistisches System oder irgendeine andere Form einer ökonomischen Utopie, noch denunzierte er Funktionsmängel des kapitalistischen Systems. Seine Kritik des Rationalismus erwähnt zuweilen den Kommerz:

„Sachwalter, händler, schreiber – pfiff und zahl“[17].

Die rationale Welt des Wirtschaftens stellt sich der dichterischen entgegen. George interessierte sich aber auch nicht für die irrationalen Aspekte modernen Wirtschaftens, die sich in besonderen unternehmerischen Taten manifestieren oder dem Unheil ökonomischer Krisen – diese sind Gegenstände eines romantischen Realismus in Romanen, aber nicht der Lyrik. Dass George sich von jüngeren, ökonomisch versierteren Freunden über den jeweiligen Gang der Wirtschaft unterrichten ließ, bezeugen verschiedene Erinnerungen wie *Salin* (1954) oder

[14] Vgl. *Tenbruck* (1994).

[15] Vgl. auch *Nörr/Schefold/Tenbruck* (1994).

[16] Vgl. *Weiller* (1994: 7).

[17] DER KRIEG, *SW* IX, S. 21–26.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Singer (1957). Was er über die Wirtschaft dachte, lässt eine kurze Bemerkung zu *Edith Landmann* (1963: 85) ahnen, in der er sich entschieden als Anhänger der artistotelischen Zinstheorie bezeichnet. Das muss wohl heißen, dass er sich der Unterscheidung eines „natürlichen“ Erwerbs, welcher der Herbeischaffung der begrenzten Grundlagen zum „guten Leben“ dient, und eines „unnatürlichen“, „chrematistischen“ Erwerbs, der einen monetären Erwerb um seiner selbst willen sucht, anschloss (vgl. *Schefold* 1989b), dass er also Selbstversorgung und Markt bejahte, kapitalistische Ausformungen kritisierte. Die Grenzen genauer zu ziehen, gar Reformen vorzuschlagen war seine Sache nicht – jedenfalls scheint es dazu keinerlei Überlieferung zu geben.

1919, zur Zeit der deutschen Revolution, veröffentlichte George DAS SEELIED, eines seiner schönsten Gedichte.

SEELIED
Wenn an der kimm in sachtem fall
Eintaucht der feurig rote ball:
Dann halt ich auf der düne rast
Ob sich mir zeigt ein lieber gast.

Zu dieser stund ists öd daheim ·
Die blume welkt im salzigen feim.
Im letzten haus beim fremden weib
Tritt nie wer unter zum verbleib.

Mit gliedern blank mit augen klar
Kommt nun ein kind mit goldnem haar ·
Es tanzt und singt auf seiner bahn
Und schwindet hinterm grossen kahn.

Ich schau ihm vor · ich schau ihm nach
Wenn es auch niemals mit mir sprach
Und ich ihm nie ein wort gewusst:
Sein kurzer anblick bringt mir lust.

Mein herd ist gut · mein dach ist dicht ·
Doch eine freude wohnt dort nicht.
Die netze hab ich all geflickt
Und küch und kammer sind beschickt.

So sitz ich · wart ich auf dem strand
Die schläfe pocht in meiner hand:
Was hat mein ganzer tag gefrommt
Wenn heut das blonde kind nicht kommt.[18]

Wie ich an anderer Stelle ausführlicher gezeigt habe,[19] klingt dieses Gedicht wie ein Volkslied, ist aber sehr kunstvoll komponiert. George identifiziert sich

[18] DAS SEELIED, *SW* IX, S. 104.
[19] Siehe *Schefold* (2001a).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

hier überraschend mit einer alten Frau, selbst eine Fischerin oder die Frau eines Fischers, deren einfache materielle Bedürfnisse befriedigt sind, deren einziges Glück aber darin besteht, gelegentlich ein hübsches Kind zu beobachten, das nahe ihrem Hause tanzt. Obwohl die Einfachheit dieser Frau mit der heroischen Haltung und dem natürlichen Adel, der historischen Bedeutung, der Weisheit oder Leidenschaft kontrastiert, die andere Figuren in Georges Dichtung charakterisieren, wird niemand die hier evozierte Welt mit der der Industrie und die Fischerin mit einer Proletarierin verwechseln. Der Tanz des Kindes auf dem Strand außerhalb des Dorfs ist eine vormoderne Szene, erfunden im Gegensatz zum Naturalismus, den George zu überwinden hoffte, als er jung war. Sie steht auch im Gegensatz zu jeder Vorstellung des Sozialismus, die sich auf die Produktion gründet. Als Robert Boehringer, einer der Ökonomen, die wir diskutieren werden, George 1920 in Basel fragte, wie seltsam es doch sei, dass hier eine Frau spräche und einfache Lebenstatsachen Gegenstände des Gedichtes würden, antwortete George, dass solche Gefühle und das Tageswerk auch vergegenwärtigt werden sollten.

Das Reich, das sich George schuf, war ein geistiges und kann überall zum Leben erwachen, wo sich Menschen mit einem Gefühl dafür versammeln. Wir wollen diese Vorstellung mit Hilfe einiger Zitate aus dem STERN DES BUNDES veranschaulichen. Der alte George war häufiger ein Prophet des Niedergangs als in seiner Jugend, als er als der Dichter des Schönen galt:

Ihr baut verbrechende an maass und grenze:
‚Was hoch ist kann auch höher!' doch kein fund
Kein stütz und flick mehr dient.. es wankt der bau.
Und an der weisheit end ruft ihr zum himmel:
‚Was tun eh wir im eignen schutt ersticken
Eh eignes spukgebild das hirn uns zehrt?'[20]

Der Zugang zum geistigen Reich öffnet sich überall und hängt nicht von materiellen Beschränkungen ab. Gundolf hatte als Inschrift über dem Eingang zur Universität von Heidelberg: DEM LEBENDIGEN GEIST vorgeschlagen.[21] Die Nazis änderten dies später in: DEM DEUTSCHEN GEIST.

Alles habend alles wissend seufzen sie:
‚Karges leben! drang und hunger überall!
Fülle fehlt!'
Speicher weiss ich über jedem haus
Voll von korn das fliegt und neu sich häuft –
Keiner nimmt..
Keller unter jedem hof wo siegt

[20] *SW* VIII, S. 31.
[21] *Salin* (1954: 91).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Und im sand verströmt der edelwein –
Keiner trinkt.
Tonnen puren golds verstreut im staub:
Volk in lumpen streift es mit dem saum –
Keiner sieht.[22]

Schließlich, um diese einführenden Bemerkungen abzuschließen, eine Vision der neuen Welt, in welcher dieses Gute Leben Wirklichkeit geworden ist:

VON WELCHEN WUNDERN LACHT DIE MORGEN-ERDE
Als wär ihr erster tag? Erstauntes singen
Von neuerwachten welten trägt der wind
Verändert sieht der alten berge form
Und wie im kindheit-garten schaukeln blüten..
Der strom besprengt die ufer und es schlang
Sein zitternd silber allen staub der jahre
Die schöpfung schauert wie im stand der gnade.
Kein gänger kommt des weges dessen haupt
Nicht eine ungewusste hoheit schmücke.
Ein breites licht ist übers land ergossen..
Heil allen die in seinen strahlen gehen![23]

Es bedarf keiner langen Erklärung, um zu sehen, dass ein starker Gegensatz zwischen dem professionellen Utilitarismus des Ökonomen und dieser Vision des Guten Lebens bestand. Unser Ziel ist zu untersuchen, wie die Ökonomen um George mit diesem Kontrast lebten, ob er zu Illusionen über Möglichkeiten, eine konkrete Alternative zu den bestehenden Formen ökonomischer Entwicklung zu finden, führte und ob er sich auf ihr wissenschaftliches Werk auswirkte. Vom rein wissenschaftlichen Standpunkt wird man die letzte Frage als wichtigste ansehen, wer aber vom Dichter her denkt, die erste, und Historiker stehen dazwischen. Die Antworten auf diesen Ebenen (Auffassung der persönlichen Aufgabe, Begriff der ökonomischen und der politischen Entwicklung, Umwandlung ökonomischer Wissenschaft) sind so verschieden, dass wir uns genötigt sehen, uns vor allem auf den Vergleich individueller Biographien zu stützen. Korinna Schönhärl hat darüber hinaus spezifische Semantiken der Ökonomen im George-Kreis herausgearbeitet.[24] Eine kürzere und allgemeinere Charakterisierung von Georges Einflüssen auf die Staatswissenschaften wird von Schefold und Vitzthum versucht.[25] Wir beginnen hier mit einer Vergegenwärtigung der Tätigkeit Salins und der von ihm bezeugten Diskussionen in Heidelberg mit

[22] *SW* VIII, S. 29.
[23] *SW* VIII, S. 82.
[24] Vgl. *Schönhärl* (2009).
[25] Siehe *Schefold / Vitzthum* (2011).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Gundolf und den Brüdern Weber. Wir werden dann sechs andere Ökonomen betrachten, die seinen Weg kreuzten und je verschieden reagierten. Wir kehren schließlich zu Salin und seiner Ökonomie zurück und enden mit einigen Schlussfolgerungen.

2. Edgar Salin in Heidelberg zwischen den Brüdern Weber und Stefan George

Der Ökonom *Edgar Salin* (1892–1974) war ein glänzender „homme de lettres", der seinen außergewöhnlichen politischen Scharfblick, seine Kenntnis der Tatsachen und der Wirtschaftsgeschichte dazu nutzte, Regierungen und Industrie zu beraten, Generationen von Studenten zu erziehen, die ihrerseits Einfluss gewannen, und um die öffentliche Meinung zu beeinflussen. Er war 1925 einer der Begründer der List-Gesellschaft und half sie 1954 wieder zu begründen. Er schuf die erfolgreiche internationale Zeitschrift „Kyklos" und ein zur Beratung gesuchtes Forschungsinstitut (Prognos). Er war ein Jude deutschen Ursprungs, der das Glück hatte, dass ihm ein Lehrstuhl an der Universität Basel in der Schweiz 1927 angeboten wurde, den er sein Leben lang behielt (er hatte die Voraussicht, ein gutes Angebot der preußischen Regierung 1928 abzulehnen). Er befasste sich mit wirtschaftlichen und politischen Angelegenheiten in der Schweiz, besonders während des Kriegs, und mit deutschen und europäischen danach – er war ein glühender Verfechter der europäischen Integration – und er besuchte Israel oft; er beriet verschiedene Forschungsprojekte und unterhielt eine enge Beziehung mit dem Weitzmann Institute of Science in Rechovoth.[26]

Salin fühlte sich dem Humanismus am tiefsten verpflichtet, er liebte deutsche und antike Literatur und Philosophie. Von der ersten Begegnung an übte George einen starken Einfluss auf ihn aus (1954); sie blieben Freunde während sieben Jahren in der Zeit, als Salin erst Student und dann Privatdozent an der Universität Heidelberg war, Jahre, die den Ersten Weltkrieg einschlossen. Aber Salin war zur selben Zeit auch ein Student Alfred Webers, ein Bewunderer Max Webers, er diente dem Ökonomen und Wirtschaftshistoriker Eberhard Gothein als Assistent und war so widersprüchlichen kulturellen und intellektuellen Einflüssen ausgesetzt. Wenn Stefan George und der Kreis der Freunde um ihn den Strömungen der Moderne entgegenstanden und ihre Freundesgemeinschaft, der Kunst und dem Guten Leben gewidmet, pflegten, sahen die Brüder Weber die Entzauberung durch Rationalisierung, das Wachstum der industriellen Zivilisation und die Demokratisierung in ihrer Verbindung mit kultureller Gleichmacherei als unentrinnbare Tendenzen, die nicht abzuweisen waren und die politisches Handeln höchstens modifizieren konnte – *Alfred Weber* (1960, 1979) befürwortete

[26] Vgl. *Bombach/Frey* (1975).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

beispielsweise eine Landwirtschaftspolitik, welche zur Problematik der industriellen Massengesellschaft ein Gegengewicht bilden sollte.

Edgar Salin (1963) reagierte auf diese widersprechenden Einflüsse und Interessen, indem er sich der für den modernen Ökonomen obligaten Spezialisierung verweigerte und auf verschiedenen Gebieten arbeitete: Er war nicht nur der praktische Ökonom, sondern auch ein Kulturhistoriker, ein Interpret Nietzsches und Burckhardts,[27] der Autor eines wichtigen Buchs über Stefan George[28] und ein Übersetzer verschiedener Dialoge Platons. Er kam einer Synthese als Historiker des ökonomischen Denkens am nächsten.[29] Er hatte eine einzigartige Gabe, die Schlüsselbegriffe vergangener Ökonomen im Kontext der politischen und kulturellen Ideen, auf die sie bezogen waren, zum Ausdruck zu bringen, und er schuf ein Programm „anschaulicher“ Theorie, das analytische und historische Methoden verbinden sollte.[30]

Zu der Zeit, als Salin begonnen hatte, George zu lesen und ihm schließlich in Heidelberg begegnet war, hatte sich schon ein Kreis interessanter Menschen gebildet, in dem der Literaturhistoriker Friedrich Gundolf – auch jüdischen Ursprungs – die einflussreichste Persönlichkeit am Ort verkörperte (George hatte viele andere Freunde in anderen Städten, und er pflegte diese reisend zu besuchen). George war schon in den Jahren vor 1914 ein Gegner der Politiken gewesen, die in den Ersten Weltkrieg führten (obwohl er nicht als Politiker auftrat – das hätte nicht dem Stil entsprochen), und er fürchtete die Katastrophe, aber als sie kam, musste er akzeptieren, dass seine jungen Freunde vom Kriegspatriotismus ergriffen wurden und am Anfang auch freiwillig in den Krieg zogen; mehrere unter ihnen fielen. Sie mochten auf der deutschen Seite fühlen wie Rupert Brooke (1887–1915) auf der englischen:

If I should die, think only this of me:
That there's some corner of foreign field
That is for ever England …[31]

Die Enttäuschung folgte bald. George respektierte die Heimkehrer, die für eine verlorene Sache gefochten hatten:

Lag noch im ruck deines arms zugriff und schneller befehl
In dem sanft-sinnenden aug obacht der steten gefahr
Drang eine kraft von dir her sichrer gelassenheit
Dass der weit ältre geheim seine erschüttrung bekämpft …[32]

---

[27] Vgl. *Salin* (1959).
[28] Siehe *Salin* (1954).
[29] Siehe *Salin* (1923, 1967).
[30] Vgl. *Schefold* (1992).
[31] *Quiller-Couch* (1961: 1134).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Er wurde jedoch nicht müde, die Jungen daran zu erinnern, dass die geistigen Ziele nicht mit nationalem Sieg oder Niederlage zusammenhingen. Salin wurde schwer verwundet, aber er überlebte.

Friedrich Gundolf, von großer persönlicher Ausstrahlung und eine dichterische Begabung, war schon seit vielen Jahren ein enger Freund Georges gewesen. George hatte ihm geholfen, die beste bestehene Übersetzung Shakespeares ins Deutsche durchzusehen – „Romeo und Julia" übersetzten sie gemeinsam neu –, während George Shakespeares Sonette übertrug. Unter Gundolfs vielen Büchern ragt sein „Shakespeare und der deutsche Geist"[33] noch heute hervor. *Salin* (1954) brachte später in seinem Buch eine grenzenlose Verehrung für George zum Ausdruck und zeichnete wichtige Gespräche auf, aber George hielt sich dem jungen Ökonomen gegenüber eher zurück, und Gundolf dürfte die echte Verbindung zwischen beiden dargestellt haben.

Salin befand sich in der Überschneidung der Kreise Max Webers und Stefan Georges. Es gab mehrere Begegnungen zwischen den führenden Persönlichkeiten in Heidelberg; *Marianne Weber* (1989) hat über sie in der Perspektive ihres Mannes geschrieben, und auch *Friedrich Wolters* (1930) hat sie in einer etwas anderen Darstellung bezeugt.[34] Weber selbst nennt George als eine charismatische Figur in seiner Religionssoziologie. Er fühlte Bewunderung für Georges Dichtung, aber konnte Georges prophetische Haltung, die dieser in seinem späteren Leben zunehmend einnahm, nicht akzeptieren; Weber meinte, dass George so seine dichterischen Fähigkeiten verminderte. Wolters, voll Bewunderung für Webers charakterliche Integrität und, selbst erzogen in der Tradition der Historischen Schule, in Kenntnis von Webers erstaunlichem Wissen, zeichnete ihn als eine asketische Gestalt, welche die Armut der Kultur in der unfruchtbaren Umgebung seiner Jugend ihrer vollen Möglichkeiten beraubt hatte. Die Professionalisierung der Wissenschaft, die Weber forderte, wurde von Wolters als Verlust für die Geisteswissenschaften empfunden; echte Gelehrte sollten die Grenzen theoretischer und publizistischer Arbeit überschreiten und an der kulturellen Neuschöpfung einen Anteil haben. Weber betrachtete Fortschritt als unvermeidlich; George, einem frühen Umweltschützer gleichend, meinte, dass die Fortschritte der Mechanisierung, die Zusammenballung der Massen, die Reichtumsakkumulation natürliche Schönheit vernichteten und höhere menschliche Werte erstickten. Ein ähnlicher, wenngleich weniger bedeutsamer Antagonismus bestand zwischen George und Alfred Weber.

Salin, der George bedingungslos verehrte, bewunderte Max Webers Persönlichkeit. Er war ihm in Heidelberg nicht näher begegnet, da Max Weber die

---

[32] EINEM JUNGEN FÜHRER IM ERSTEN WELTKRIEG, *SW* IX, S. 31–33.

[33] *Gundolf* (1914).

[34] Vgl. *Wolters* (1930: 470–477). Eine neuere Einschätzung findet sich bei Weiller (1994).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Studenten seines Bruders Alfred nicht empfing, aber sie trafen sich in Rom 1913. Salin meinte, dass Max Weber, anders als sein Bruder, der Gaben der Musen entbehrte. Er war von seiner Persönlichkeit beeindruckt und von seinem analytischen Geist, der, den römischen Kunstschätzen gegenüberstehend, nicht so sehr sah und fühlte, sondern ständig erklärte. Es heißt, der große Ökonom und Soziologe habe mit der Faust auf den Tisch geschlagen, als jemand vom Geist gotischer Kunst sprach: gotische Kunst, erwiderte er, hatte nichts zu tun mit einem besonderen Geist; der gotische Bogen war eine Technik, um ein Gewölbe zu konstruieren. *Salin* (1954: 109) konnte nur den Kopf schütteln und in Schweigen verfallen.

Max Weber erschien wenig später in einer privaten Diskussionsrunde. Salin hatte vor bedeutenden Heidelberger Kollegen über die verfehlte Modernisierung der Antike in einem neueren Geschichtswerk vorgetragen.

> Aber nichts erschien mehr belangvoll oder gar gewichtig, als Max Weber sich erhob und in einer scharf zugespitzten, wuchtigen Rede seine Auffassung der Geschichte als Wissenschaft entwickelte – der spätere Vortrag „Wissenschaft als Beruf“ hat diese seine Gedanken in weite Kreise getragen … Den Abschluss bildete daher ein kurzes Duell. Der Vortragende fragte den illustren Gast, was er denn bei seiner Einschränkung der Geschichtsschreibung auf einen engen Begriff der Wissenschaft mit Mommsens Römischer Geschichte anfange. Worauf Weber mit Stentorstimme: „Das ist keine Wissenschaft.“ Und der Vortragende: „Dann weiss ich nicht, welchen Lebendigen Ihre Wissenschaft noch dienen kann und warum sie für uns von Interesse sein soll …[35]

Eine ausführlichere Antwort (obwohl ungenügend aus Georges Sicht) wurde von *Erich von Kahler* (1920) gegeben, der Webers „Wissenschaft als Beruf“ in „Der Beruf der Wissenschaft“ verwandelte. Was Georges Einfluss für eine andere Geisteswissenschaft bedeuten konnte, wird in schönen Berichten in einer Sammlung, veröffentlicht von der *Heidelberger Akademie* und herausgegeben von *H. J. Zimmermann* (1985), gezeigt. Er verzweigte sich in mehrere Disziplinen, wie Germanistik, Geschichte, Altertumswissenschaften. Ein bedeutendes Beispiel bietet der Historiker Kantorowicz; sein Buch über den Kaiser Friedrich II. war nicht nur ein literarischer Erfolg, sondern ist bis heute wichtig geblieben.[36]

Salin fühlte sich Alfred Weber näher, obwohl der Letztere, wie sein Bruder Max, auch gewiss kein Jünger Georges war. Alfred Weber war Salins Vorbild als Theoretiker – und nicht viele deutsche Ökonomen waren damals theoretisch fähig. Nach Salin beruhte sein Erfolg als Lehrer auf seinem Verständnis des Kapitalismus als einer Kraft in kritischem Konflikt mit der kulturellen Tradition. Alfred Weber war sich der Zerbrechlichkeit der Institutionen, die Bismarck

[35] Vgl. *Salin* (1954: 110 f.).
[36] Vgl. *Benson / Fried* (1997).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

geschaffen hatte, bewusst, und sah die Gefahren, als der Erste Weltkrieg heranrückte. Waren die Jünger Georges radikal, so war er ein Reformer. Alfred Weber war stets aktiv mit der Organisation von Diskussionen, zu denen er interessante Gäste als Redner und Teilnehmer einlud. Edgar Salin war ebenso berühmt für die Diskussionsgruppen, die er in der Universität Basel zusammenrief, und für die Seminare, die er noch lange nach seiner Emeritierung durchführte. Als er auf seinem Totenbett lag, ließ er die Regierung von Basel wissen, dass er Alfred Weber versprochen habe, sein ganzes Leben lang Sozialökonomie zu lehren – eine Verbindung von Theorie, Geschichte und Politik –, und dass er bis zum Ende treu geblieben sei.

3. Eberhard Gothein aus der Sicht seines Schülers Salin

Salin lud zu einem Vergleich seiner eigenen intellektuellen Biographie mit der anderer Ökonomen ein, indem er eine Reihe ausgezeichneter Nachrufe verfasste, die in seiner Aufsatzsammlung „Lynkeus“[37] nachgedruckt sind. Der erste handelt von *Eberhard Gothein* (1853–1923) und beruht auf einer Vorlesung zu Gotheins 100. Geburtstag in der Universität Heidelberg. Gothein war 15 Jahre älter als George und kann nicht als Jünger, Schüler, nicht einmal als Freund Georges bezeichnet werden (was alles später auf seinen Sohn Percy Gothein zutraf), aber er bewunderte den jungen Dichter, während er selbst sich einer anderen Generation zugehörig fühlte. Salins Studie über Gothein gibt dem Leser zu verstehen, was das hieß. Gothein stellte gewissermaßen das Haupterbe historischer Ökonomie dar, das den Ökonomen um George übertragen wurde, eine Erbschaft, die sie zu bemeistern und zu überwinden hofften.

Der weltweite Ruf der Universität Heidelberg war auf seinem Zenit, sowohl in den Geistes- wie in den Naturwissenschaften, als Gothein dort wirkte. Aber die Orientierung der deutschen Ökonomen der Zeit stellt eine einzigartige Verbindung von Geschichte, angewandter Ökonomie, Soziologie, Politik und wenigen leitenden theoretischen Gedanken dar. Gothein hatte in seiner Dissertation mit Fragen der Besteuerung (Einführung des „Gemeynen Pfennigs“ in Deutschland zur Zeit der Reformation begonnen und setzte die Arbeit mit einer Habilitationsschrift über politische und religiöse Volksbewegungen vor der Reformation fort. Salin sagte von dieser: „Zumal die zweite Schrift ist methodisch durch das Verständnis des Zusammenhangs politischer, sozialer und religiöser Verhältnisse und Ergebnisse ihrer Zeit weit vorausgeeilt und hat Gothein daher die lebenslange Feindschaft der führenden politischen Historiker (Droysen …) eingetragen.“[38] Gothein war ein Pionier in der Verbindung interdisziplinärer

[37] *Salin* (1963).
[38] *Salin* (1963: 5).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Annäherungen an die Geschichte, in der Verbindung materieller und ideeller Einflüsse, die später Salins Projekt der „Anschaulichen Theorie“ charakterisieren sollten und die wir am Ende dieses Aufsatzes besprechen werden.

Gothein ist vermutlich immer noch am besten bekannt für seine Fortsetzung von Burckhardts Werk über die Renaissance in Italien, das er in seinem Buch „Die Kulturentwicklung Süditaliens“ auf den italienischen Süden erstreckte. Burckhardt selbst erkannte in Gothein seinen rechtmäßigen Erben; es war gelehrte Forschung und mitreißende Beschreibung zugleich. Die Feindseligkeit der politischen Historiker drängte Gothein aus Breslau nach Straßburg, wo seine Freundschaft mit Knapp und Brentano ihn veranlasste, sich mehr mit ökonomischer Geschichte zu beschäftigen. Er übernahm den Auftrag, eine Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds zu schreiben, die als ein Klassiker der historischen Geographie bezeichnet werden könnte. Gothein war von Dorf zu Dorf gewandert, um mit den Menschen zu reden und in den Archiven zu lesen. Sein anschließendes Werk über Loyola und die Ursprünge der Jesuiten erlangte während gewisser Zeit eine nationale Bedeutung, als die Spannungen zwischen Protestanten und Katholiken in Deutschland zunahmen und eine neue Einschätzung der aktivsten Kraft innerhalb des Katholizismus von protestantischer Seite während des Kulturkampfs benötigt wurde. Gotheins nachfolgendes Buch über die Verfassungs- und ökonomische Geschichte der Stadt Köln nach 1815 brachte ihn in Kontakt mit führenden Unternehmern dieses Zentrums deutscher Industrie, und er, ein Kulturhistoriker, wurde zur Überraschung des modernen Beobachters der Gründer der Handelshochschulen von Köln und Mannheim. Mit Hingabe arbeitete er für die Weiterbildung von Staatsangestellten, führte Studentengruppen bei Unternehmensbesuchen und ließ viele Dissertationen über die Entstehung des modernen Kapitalismus schreiben.

Dies muss genügen, um Gotheins intellektuelle Produktion zu charakterisieren, obwohl viele andere Aktivitäten und kleinere Schriften eine neue Besprechung verdienen.[39] Zu zeigen ist hier aber nur, dass er als Vertreter der Jüngeren Historischen Schule Geschichte (ökonomische, Kultur-, Religions- und Gesellschaftsgeschichte) mit Wirtschaftswissenschaft als einem empirisch orientierten, anwendungsnahen Fach verband und auf dieser Grundlage Regierungen auf allen Niveaus von Dörfern bis zu Reichsministerien beriet und solches Wissen unter Geschäftsleuten und Studenten jeder Herkunft verbreitete. Salin, mit seiner eigenen weiten Bildung, verneigte sich, um Gotheins Überlegenheit auf diesem Gebiet anzuerkennen. Die Tatsache, dass die kulturellen Ideale der deutschen Klassik, Goethes und Weimars, in Gothein lebendig geblieben waren, zog Salin an. Der junge George wurde wegen der Schönheit seiner Gedichte bewundert, konnte aber Gotheins feste Überzeugungen und seine Haltung nicht erschüttern. Die Jungen um ihn, erzählte Salin, hielten dies für das Leben eines Epigonen,

[39] Vgl. die vorzügliche neue Biographie Gotheins von *Maurer* (2007).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

so sehr sie die Tiefe und Erstreckung des historischen Wissens und die Breite der Aktivitäten Gotheins bewunderten.

4. Julius Landmann: der Freund des Dichters im Dienst der Öffentlichkeit

Julius Landmann, vierzehn Jahre jünger als Gothein, fünfzehn Jahre älter als Salin, war zu seiner Zeit der führende Ökonom der Schweiz und ein bewundernder und steter Freund Stefan Georges. Salin widmete auch ihm einen Nachruf, und eine biographische Diplomarbeit aus Lausanne vermittelt weitere Einzelheiten.[40] Landmann trennte seine berufliche Arbeit von seinem Bund mit dem Dichter, ausgenommen vielleicht ein schicksalhaftes Ereignis. Er war am 6. August 1877 in Lemberg geboren. Seine Muttersprache war Polnisch, und er lernte Deutsch erst im Alter von 15 Jahren. Er beherrschte das Deutsche vollkommen, aber behielt einen fremden Akzent. Er hatte eine gute Bildung an einem Humanistischen Gymasium erhalten, wo er begann, die polnische Literatur zu lieben. Der frühe Tod seines Vaters, eines Bankangestellten, zwang ihn, für seinen Lebensunterhalt zu arbeiten. Er war auch in einer sozialistischen Gruppierung aktiv. Da er sich genötigt fand, das Gymnasium vor dem Abitur zu verlassen, ging er nach Bern in der Schweiz, wo er auf der Grundlage einer Eingangsprüfung zugelassen wurde. Er studierte dann in Bern, Zürich, Basel, Göttingen, Würzburg, Kiel, Berlin und erhielt 1900 den Doktorgrad – eine erstaunlich rasche Karriere in Anbetracht der Widerstände, die er überwinden musste. Studiert hatte er Staatswissenschaften, Philosophie und Literatur; Wirtschaftswissenschaft wurde schließlich sein Hauptgebiet, und seine ersten Veröffentlichungen betrafen das Bankwesen. Er wurde als Leiter des Internationalen Arbeitsamtes in Basel eingestellt, und so konsolidierte sich seine abenteuerliche Laufbahn. Mit Journalismus in Österreich und Deutschland und mit Beiträgen seiner Mutter hatte er sein Studium finanzieren können. Er hatte Edith Kalisher, ebenso jüdischen Ursprungs, unter den Sozialisten in Zürich kennen gelernt. Sie teilten ihre literarischen Vorlieben, besonders für Goethe. Sie hatte in Berlin studiert und promovierte in Zürich.

Landmanns Aufgabe im Internationalen Arbeitsamt verpflichtete ihn, die Gesetzgebung zum Arbeiterschutz und, allgemeiner, die Sozialpolitik in verschiedenen Ländern zu vergleichen. Robert Boehringer, den er in einer Gruppe von „Abstinenzlern“ kennen gelernt hatte, leitete die Veröffentlichungsreihe des Internationalen Arbeitsamtes. Landmann, in der Tradition der Historischen Schule erzogen, schrieb eine Studie über die ausländischen Kapitalanlagen der Stadt Bern im 18. Jahrhundert. Sie wurde 1903 veröffentlicht und wurde von Salin als Ausdruck von Landmanns Vorliebe für eine wohlgeordnete, selbstbewusste,

[40] Vgl. *Salin* (1963: 16–29); *Baudraz* (1997).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

selbstregierte politische Gemeinschaft gewürdigt. Landmann bot eine lebendige Beschreibung der Stadt Bern zu einer Zeit, als sie zu den kulturellen Zentren Europas zählte. Es folgten Werke über Sozialpolitik in der Schweiz, über Bankpolitik und Bankgeschichte, und Landmann wurde ein führender Experte der Schweizerischen Nationalbank, als diese als späteste Zentralbank in Europa gegründet wurde. Er zog jedoch schließlich einen Lehrstuhl an der Universität Basel vor, den er nicht auf Einladung der Fakultät, sondern der Regierung erhielt.

Landmann wurde von lokalen Zeitungen angegriffen, weil ihm die Habilitation fehlte, weil man ihn als Vertreter der Interessen der großen Banken ansah, und es gab feindliche Untertöne gegen den jüdischen Polen.[41] Landmann blieb nach Salin unerschüttert und organisierte seine Vorlesungen mit charakteristischer Energie. *Salin* (1963: 20) spricht von Landmanns römischer Kraft und von seiner leidenschaftlich selbstbeherrschten und rätselhaften Persönlichkeit. Die Vielfalt seiner Tätigkeiten erstaunte: er gründete das Schweizerische Wirtschaftsarchiv, half, die Schweizerische Bankgesellschaft zu gründen, half, die Basler Kantonalbank zu entwickeln, war ein führender Experte des Schweizerischen Finanz- und des Wirtschaftsdepartements und verfolgte seine Aufgaben als Universitätslehrer und in der Fortbildung. Er spielte eine wichtige Rolle beim Entwurf eines neuen Bankgesetzes für die Schweiz und bei Plänen für die Besteuerung. Eine Steuer, die „Stempelsteuer“‘ war während des Krieges als Steuer auf die Emission von Obligationen und anderer Papier eingeführt worden. *Landmann* wurde dabei von konservativen Kreisen unterstützt, die fürchteten, dass ohne diese neue Form indirekter Besteuerung die Einführung direkter Steuern auf nationaler Ebene notwendig werden würde, angesichts der Belastung der Bundesfinanzen während des Krieges (noch war es die Regel, dass die Kantone die direkten Steuern, der Bundesstaat aber die indirekten Steuern einzogen – die „Stempelsteuer“ war eine indirekte Steuer, die als Ersatz für eine Vermögensteuer angesehen werden konnte). Landmann machte es viel Vergnügen, eine Besteuerung auch für das kleine Fürstentum von Liechtenstein zu entwerfen. Der Fürst und sein Berater wanderten von Dorf zu Dorf und besprachen Prinzipien der Staatsführung, der Wirtschaft und der Besteuerung mit den Bauern. Landmann fühlte sich wie der Gesetzgeber einer Polis im antiken Griechenland.

Aber dann erfand er eine Steuer auf zinstragende Papiere in der Schweiz (Couponsteuer), welche die Besitzenden missbilligten. Landmann, teils fortgetragen von seinen früheren sozialistischen Überzeugungen, vielleicht im Wunsch, dem Vorwurf entgegen zu treten, er sei ein jüdischer Verteidiger des Wuchers, gewiss in der Hoffnung, von linker Seite Unterstützung zu erhalten, wo er allerdings auch der Unterstützung von der rechten Seite bedurfte, begründete die Steuer, indem er zwischen unternehmerischem und Finanzkapital unterschied, von not-

[41] Vgl. *Baudraz* (1997: 31).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wendigen Belastungen arbeitsloser Einkommen sprach und in Anwendung auf den modernen Obligationenbesitzer das Lutherwort zitierte: „… und leidet darüber keine Gefahr, weder an Leib noch an Waren, arbeitet nicht, sitzt hinter dem Ofen und brät Äpfel …“[42]. Er fügte sogar einen Satz über den Missbrauch politischer Macht durch das Finanzkapital hinzu.[43] Landmann wurde unverzüglich bolschewistischer Neigungen in der Presse bezichtigt. Der Minister wechselte, die Steuervorlage wurde abgeschwächt, fremde Obligationen wurden ausgenommen und Landmann, nach tapferem Kampf, zog sich nach 1921 als Experte zurück. Er begann, nun Schwierigkeiten auch auf anderen Gebieten zu begegnen – vielleicht wurde er selbst schwierig. Er zog sich von seiner Stellung als Herausgeber der „Schweizerischen Zeitschrift für Volkswirtschaft und Statistik“ zurück. Landmann blieben einflussreiche Freunde in der Schweiz, aber er suchte nun Stellungen in Deutschland, wurde nach verschiedenen misslungenen Versuchen berufen und begann im Winter 1926/27 in Kiel zu lehren. Es gelang ihm, sich rasch unter den neuen Kollegen einen Namen zu machen, aber es kamen nicht so viele Studenten, wie er gehofft hatte. Er fand es schwierig, die Einzelheiten der Wirtschaftspolitik in Deutschland zu beherrschen und fühlte sich durch die politischen Entwicklungen bedroht. Vor allem musste er persönliche Verluste erleiden. Seine Tochter Eva starb 1925 an Tuberkulose. Landmann selbst war nicht gesund. Drei seiner besten Freunde starben 1930.[44] Er beging am 8. November 1931 Selbstmord, als er seine zunehmende Depression nicht überwinden konnte.

Dieses Schicksal stand weder in seinem Ruhm noch in seiner Tragik in enger Verbindung mit dem Dichter. Landmann hatte George schon 1905 kennen gelernt; von 1913 an sahen sie sich häufig. George lebte oft wochenlang bei den Landmanns in Basel und teilte ihre Sommerferien. Edith Landmanns Berichte über ihre Gespräche sind die reichste Quelle, die wir zu spontanen Äußerungen der Meinungen des Dichters besitzen. Sie stand ihm innerlich sehr nahe (*Schönhärl* 2010), und ihr Buch[45] über Erkenntnisphilosophie ist wichtig, auch wegen des Einflusses, das es auf Edgar Salin ausübte, wie wir noch berichten werden.

Verbindungen zwischen George und Landmanns praktizierter ökonomischer Wissenschaft sind kaum erkennbar. Einen Hinweis gibt die schon erwähnte, von *Edith Landmann* (1963: 85) notierte Bemerkung Georges, er betrachte sich als Anhänger der aristotelischen Zinstheorie, also der Unterscheidung zwischen natürlichem Reichtumserwerb (er dient der Beschaffung der Mittel zum Guten Leben) und einem chrematistischen Erwerb, der als Gelderwerb keine Grenze kennt.[46] Diese George'sche Bemerkung fügt sich ein in sein häufiges Bekenntnis,

[42] *Salin* (1963: 22).

[43] *Baudraz* (1997: 58).

[44] Gundolf, Milliet in der Schweiz und Wolters.

[45] *Landmann* (1923).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

man bedürfe für das Leben im Kreis nur wenig, und in seine Kapitalismuskritik. So mag es sein, dass Landmann, als er in seinen Konflikt mit den schweizerischen Banken geriet, auch daran dachte. Jedenfalls gab es eine Entsprechung der Haltung. Landmann blieb bei seinem Interesse für die Verbindung von Kultur und Wirtschaft, die er als Abkömmling der Jüngeren Historischen Schule schon verfolgt hatte, und setzte sich dem theoretischen Reduktionismus entgegen, der sich in Deutschland in den zwanziger Jahren verbreitete. Salin fühlte sich von Landmann unterstützt in seinem Konflikt mit Max Weber,[47] aber man war wohl eines Sinnes in der distanzierten Haltung zum Finanzwesen, die Landmann durch eine historisch-literarische Metapher zum Ausdruck gebracht hatte, indem er gegenüber schweizerischen Bankiers – in ihrer Mehrheit gewiss reformiert oder calvinistisch – ein Lutherwort verwendete.

5. Robert Boehringer: strenge Trennung von Aufgabe und Begabung

Robert Boehringer, sieben Jahre jünger als Landmann, hielt die Sphären seines Lebens, Dichtung, Archäologie, Geschäft, streng getrennt. Er war Georges Erbe und ist so bekannt unter den mit George Befassten, dass wir uns hier kurz fassen können.[48] Er war die stärkste Persönlichkeit, der ich je begegnet bin; seine bloße Erscheinung war geeignet, jeden Verdacht zu zerstreuen, dass Freunde Georges zwangsläufig schwach und unterwürfig sein müssten. Eine sehr hübsche Sammlung persönlicher Erinnerungen unter dem sprechenden Titel „Wie jeder ihn erlebte“ ließ Georg Peter Landmann, der Sohn von Julius und Edith, privat drucken. Die Bibliographie seiner Werke findet sich in Boehringers imposanter Festschrift.[49]

Robert Boehringer wurde am 30. Juli 1884 in Winnenden im Süden Deutschlands geboren und starb am 9. August 1974 in Genf. Er war deutschen Ursprungs und wurde 1942 schweizerischer Bürger. Er studierte Wirtschaft, Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte in Basel und Berlin[50] und arbeitete für das Internationale Arbeitsamt, als Herausgeber seines „Bulletins“ von 1902–1919. Er war ein führender Angestellter von C.H. Boehringer Söhne während des Ersten Weltkriegs und von 1921–1930 bei Hoffmann-La Roche in Basel. Er arbeitete für das Internationale Komitee des Roten Kreuzes in Genf von 1940–1946 und war ein maßgeblicher Berater für die chemische und industrielle Firma Geigy in Basel 1946–1970. Er heiratete Margreth Loeb 1920.

---

[46] Vgl. *Schefold* (1989b).

[47] Vgl. *Salin* (1963: 25).

[48] Ausführlicher bei *Schefold* (2008a).

[49] Vgl. *Landmann* (1977); die Bibliographie in *Boehringer* (1957).

[50] Promotion 1910.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Boehringer sammelte ein sehr großes Vermögen in seinen drei industriellen Anstellungen. Seine hervorragenden Fähigkeiten als Geschäftsmann zeigten sich auch in seiner Tätigkeit für das Rote Kreuz. Verschiedene Experten, mit denen ich darüber sprechen konnte, bestätigten seinen Ruf als Archäologe.[51] Es sei auch bemerkt, dass er eine wunderbare Platonbüste – die beste römische Kopie des griechischen Originals – besaß. Die Wahl des Gegenstandes[52] entsprachen Georges Vision der großen historischen Persönlichkeit, aber die Veröffentlichungen selbst waren sozusagen fachmännisch. Boehringer hatte George schon in jungen Jahren kennen gelernt und war ein Dichter eigenen Rechts. Als Gründer der Stefan George Stiftung mit ihrem Archiv, heute in der Württembergischen Landesbibliothek Stuttgart, als Herausgeber, insbesondere als Herausgeber des Briefwechsels zwischen George und Hofmannsthal und als Verfasser des erwähnten Buches über George[53], leistete er das Meiste, um Georges Erbe zu bewahren.

War er ein Ökonom? Seine Pünktlichkeit und Genauigkeit, seine Energie und Tatkraft, seine Fähigkeit, sich einzufügen, wenn es geboten schien, und Konventionen zu überschreiten, wenn es sich lohnte, beeindruckten Partner und Untergebene, und sie beeindruckten George, dem die Lässigkeit des Bohemien zuwider war. Die einzige reife Schrift Boehringers als Ökonom ist seine Dissertation.[54] Sie wurde 1911 publiziert. Die Seiten des Exemplars der Universitätsbibliothek in Frankfurt, das ich für diesen Aufsatz bestellte und las, waren in 91 Jahren nicht aufgeschnitten worden. Ich schnitt und las mit Bewunderung.

Die Dissertation befasst sich mit einem System staatlicher Vermittlung in industriellen Lohnauseinandersetzungen, angewendet auf die südaustralische Provinz Victoria. Ein Einführungskapitel bietet die Wirtschaftsgeographie Australiens und eine Geschichte der Arbeitsbedingungen und Arbeitsgesetzgebung des Landes. Die Kolonie begann 1893 vom in Großbritannien verfolgten Pfad abzuweichen. Zu ihren besonderen Bedingungen gehörte die Rivalität zwischen Arbeitern europäischen und chinesischen Ursprungs und die Herausbildung von Schwitzläden, in denen die Löhne unter das Normalniveau gedrückt und die Arbeitszeiten angehoben wurden. Das Vermittlungssystem bestand in der Wahl von Kommissionen mit Vertretern beider Parteien, unter der Leitung eines Staatsangestellten. Die Hauptaufgabe der Kommissionen war, Minimallöhne zu definieren, sie durchzusetzen und Fabriken zu inspizieren, um die Übereinstimmung mit der Arbeitsgesetzgebung zu überwachen. Die Dissertation enthält ausführliche Diskussionen der Lohnfestsetzungsprinzipien, Lohnstatistiken, Beobachtungen zur Beschäftigungslage und Analysen der verschiedenen Industriesektoren, unter Einbezug des Verlagswesens. Die Chinesen beuteten ihre Söhne in der Möbel-

[51] Er publizierte die Portraits Platons und Homers.

[52] Die Darstellungen des großen Philosophen und des großen Dichters.

[53] Siehe *Boehringer* (1968).

[54] *Boehringer* (1911).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

produktion, die Araber ihre Frauen und Töchter in den Wäschereien aus, beide Betriebe mit europäischen Arbeitern unterbietend. Boehringer beobachtete die Wirkungen von Abweichungen der Löhne auf Beschäftigung, Wanderung und die Einführung arbeitsparender Techniken sorgfältig. Von der letzteren Tendenz heißt es, sie folge einer natürlichen Entwicklung, aber die Vermittlung beschleunigte den Prozess.[55] Das Buch verdient Lob für seine Klarheit und Genauigkeit, aber es ist offensichtlich nur von historischem Interesse. Wie gute Publikationen angewandter Forschungsinstitute heute, diente es zu seiner Zeit seinem Zweck. Es befürwortet moderate Reformen innerhalb eines liberalen Rahmenwerks. In seiner Strenge erlaubt es keine Illusionen; es wird z. B. klargemacht, dass die Einführung von Minimallöhnen gewöhnlich Arbeitslosigkeit vergrößert.

Schon 1905 hatte Boehringer Macaulays Rede über das Gesetz zur Einführung des Zehnstundentages von 1846 mit einer kurzen Einleitung veröffentlicht. Boehringer meinte damals, dass die gesellschaftliche Bewegung ihre großen Ziele aus den Augen verlieren müsse, um konkrete Reformen durchzusetzen und deshalb, wie Sombart es ausdrückte, langweilig werde. Da nun Gesetze zur Einführung des Zehnstundentages in Deutschland, Österreich und der Schweiz diskutiert wurden, könne man wünschen, dass die Bewegung von mehr Geist erfüllte werde. Deshalb, und aus Freude an der Sache, wie Boehringer jugendlich gestand, übersetzte er den Text. Später übersetzte er auch Beiträge zur australischen Arbeitsgesetzgebung und schrieb 1912 eine Rezension über ein mit dem seinen konkurrierendes Buch über englische, australische und kanadische Arbeitsbedingungen. Boehringer zählt Fehler nach Fehler auf und endet: „Auch ist das Buch in schlechtem Deutsch geschrieben.“[56]

Zwei Jahre früher hatte Boehringer eine ganz andere Rezension über das „Jahrbuch für die geistige Bewegung“ in der einflussreichen schweizerischen Zeitung „Neue Zürcher Zeitung“ verfasst.[57] Die Rezension beginnt:

> „Das Jahrbuch zeugt von der geistigen Bewegung, welche die unserer Zeit ungeheuerliche Erscheinung eines *Dichters* im deutschen Sprachgebiete geschaffen hat und erhält. Diese Erscheinung hat Menschen, denen sie zu Teil ward, von Grund auf umgestaltet, mit neuem Lebensgefühl erfüllt und ein neues Niveau, einen Kreis gebildet, der den erstaunten Zeitgenossen das für immer verloren geglaubte Schauspiel des elementaren Verhältnisses zwischen Meister und Jünger zu einer Zeit bietet, in der die natürliche menschliche Bindung durch staatliche und private Institutionen planmäßig verhindert wird.“

Dieses unbedingte Glaubensbekenntnis in den Auftrag des George-Kreises endet: „Das Jahrbuch erscheint insofern in einem günstigen Augenblick, als

[55] Vgl. ebenda: 196.
[56] *Boehringer* (1912).
[57] Vgl. *Boehringer* (1910).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auch die offizielle Geistigkeit ihrer lang gehegten Meinung, dass ‚alles sich von selbst reguliere', nicht mehr ganz sicher ist." Boehringer teilte die Zweifel an den Vorteilen des Fortschritts während seines ganzen Lebens, aber er leitete pharmazeutische Firmen. Als ich jung war, fand ich das schwer zu verstehen.

6. Friedrich Wolters: „Herrschaft und Dienst"

Friedrich Wolters (1876–1930), ein Jahr älter als Landmann, war das Gegenteil Boehringers, insofern er sein berufliches Interesse bis zu dem Grade George aufopferte, dass uns seine berufliche Identität verschwimmt. Wir könnten ihn einen Wirtschaftswissenschaftler nennen, da er ein Schüler Gustav Schmollers war und da seine Arbeiten als Wirtschaftshistoriker umfassender und besser sind, als man im allgemeinen weiß, aber er hatte später einen Lehrstuhl für Geschichte inne, während er in Tat und Wahrheit seine Zeit meistens mit Schreiben über Anderes verbrachte. Wir nehmen hier einige seiner Werke, die unser Hauptthema berühren, in Augenschein und lassen seine eigene Dichtung, seine Gedichtübersetzungen, besonders mittelalterlicher Hymnen, sein herausgeberisches Werk und gewisse kleinere Veröffentlichungen beiseite.

Sein Briefwechsel mit George ist von *Michael Philipp* (1998), mit einer Einführung, die biographisches Material enthält, veröffentlicht worden. Friedrich Wolters wurde am 2. September 1876 in Uerdingen geboren. Er wurde katholisch erzogen und blieb dem Rheinland verbunden. Das Abitur bestand er mit zweiundzwanzig in einem Gymnasium in Mönchengladbach. Er studierte Wirtschaft, Sprachen, Philosophie in Freiburg und in München, Wirtschaftsgeschichte, Ethnologie, Kunstgeschichte in München; Aufenthalte in Berlin und Paris folgten. Seine Freunde in Berlin waren Vallentin und der Historiker Breysig, auch Friedrich Andreae und Rudolf von Heckel. Wolters' Freundschaft mit George entwickelte sich langsam, aber wurde tief und dauerhaft; George schätzte auch Wolters' Frau Erika Schwartzkopf. Wolters wurde 1903 von Schmoller promoviert, er erreichte aber in Folge seiner sonstigen Interessen die Habilitation erst 1914. Er wurde 1920 außerordentlicher Professor in Marburg und wurde 1923 auf den Lehrstuhl für Geschichte in Kiel berufen. Angesichts der Abschweifungen, die sich Wolters in seinem Lehramt erlaubte, ist der moderne Leser weniger überrascht, dass ihm später kein anderer Lehrstuhl mehr angeboten wurde, als darüber, dass man ihn auf den in Kiel berief. Wolters musste im Ersten Weltkrieg dienen; seine Briefe verraten mehr Patriotismus und Identifikation mit der deutschen Sache als George für richtig hielt, der wiederholt Wolters' Enthusiasmus zu dämpfen suchte. *Wolters'* „Blättergeschichte" (1930) bleibt ein wichtiges Zeugnis, höchst kontrovers als Darstellung einer Seite von Georges Selbstinterpretation, mit Wolfskehl, Gundolf und Kommerell als gewichtigsten Kritikern auf der anderen Seite. Vorher war Wolters freilich mit Gundolf befreundet und meist eines Sinnes, wie der farbige und lesenswerte Briefwechsel eindrücklich

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bezeugt.[58] Wolters verstarb am 15. April 1930. Seine erste Frau war schon früher gestorben, und er hatte wieder geheiratet (Gemma Wolters).

Wolters' veröffentlichte Dissertation ist ein eindrückliches und umfängliches Werk.[59] Das Fundament dafür war während langer Aufenthalte in Paris 1900 und 1901 gelegt worden. Es ist leider nicht möglich, dieser ausführlichen Studie der landwirtschaftlichen Bedingungen in Frankreich im 18. Jahrhundert hier durch eine genügende Zusammenfassung gerecht zu werden. Es ist von Interesse für die ökonomische Dogmengeschichte, dass Wolters einen Überblick über die ökonomischen Vorstellungen der Zeit in Frankreich beifügt, der viel weiter gefasst ist, als was man in modernen Lehrbüchern findet, die nur wenige Autoren außer den Physiokraten erwähnen. Wolters zeigt, wie jede der verschiedenen Strömungen in antikem Denken wurzelt. Er verfolgt die Rezeption der Philosophien der Epikuräer und der Stoiker und entwickelt die Debatte des 18. Jahrhunderts über das Naturrecht. Dies führt ihn zu differenzierten Interpretationen der natürlichen Ordnung bei den Physiokraten und in Rousseau. Er betrachtet die Utopisten, und hier finden wir auch eine Spiegelung von Gotheins Behandlung des Jesuitenstaates in Paraguay. Wolters sieht es als eine Ironie, dass ihre optimistische Darstellung der Produktion, gestützt auf Gemeineigentum, „das Schwert schmieden half, das die bestehende Gesellschaft und die Pläne der Jesuiten selbst ins Herz traf.“[60] In seinem Bestreben, die intellektuellen Vorbereitungen für die Französische Revolution zu verstehen, studierte er den Gemeinbesitz in Frankreich und die französischen Schriftsteller über die Verbesserungen in der Landwirtschaft, mit Bouisguilbert im Mittelpunkt. Diese Schriftsteller über landwirtschaftliche Verbesserungen nehmen ebenso ihren Ausgang von der Antike, d. h. von den römischen Agrarschriftstellern wie Columella. Die Einschätzung der Physiokratie beginnt erst, nachdem dies weite Panorama abgeschritten worden ist, aber wir enden an diesem Punkt, nachdem wir so angedeutet haben, wie es Wolters gelang, die Ideengeschichte mit der politischen und Institutionengeschichte zu verbinden.

Drei Jahre später publizierte Wolters einen selbständigen Aufsatz über die theoretische Begründung des Absolutismus im 17. Jahrhundert als Beitrag zu einer Festschrift für Gustav Schmoller zur Begehung seines 70. Geburtstag, zusammen mit *Breysig*, *Vallentin* und *Andreae* (1908). *Wolters*' (1909) seltsame und berühmte Schrift „Herrschaft und Dienst“ steht in einer allegorischen Beziehung zu diesem Werk über den Absolutismus. Er sagt hier: „‚Herrschaft und Dienst‘ bezeichnen nicht nur wirtschaftliche Verträge, sondern ‚lebendiges‘ Handeln lebendiger Menschen, so dass die einen erhaben sind, die anderen

[58] Vgl. *Fricker* (2009).

[59] Nur das erste Kapitel war formal als Dissertation eingereicht worden – *Wolters* (1905).

[60] Ebenda: 60.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

willig oder unwillig sich neigen.“ Seine Soziologie der Herrschaft beginnt mit der mittelalterlichen Welt mit ihren vielfachen persönlichen Beziehungen; später entsteht eine Gemeinschaft zwischen Herrscher und Beherrschten. Nach den aristotelischen Theorien des Staates im 16. Jahrhundert ist die Macht des Herrschers souverän in Analogie zur patriarchalen Herrschaft in der Familie. Indem sie ihre Freiheit hergaben, erlaubten die Untertanen dem Monarchen, zur Majestät zu gelangen. Eine komplexe Form dieser Konstruktion wird beschrieben, Baudin folgend und seinen Analogien mit verschiedenen Formen der aristotelischen Gerechtigkeit. Diese „philosophische“ Begründung des Absolutismus wird dann mit einer „religiösen“ konfrontiert, die nicht so leicht von Forderungen der Gemeinen, die Menschenrechte verlangen, unterhöhlt werden kann. Hier ergibt sich die patriarchale Macht unmittelbar aus Gottes Schöpfung, und es ist dem Volk nicht erlaubt, den Herrscher zu beurteilen. Wolters verfolgt schließlich die rationalen Konstruktionen des Absolutismus in der frühen Aufklärung, als der König als Staatsdiener mit bestimmtem Recht wie nach einer vertraglichen Konstruktion erscheint. Der aufgeklärte Despotismus erscheint demgemäß nicht als Bekrönung des Absolutismus, sondern paradox als Übergang zu den „demokratischeren Staatsformen unserer Zeit.“[61]

„Herrschaft und Dienst“ nutzt dann die Allegorie der Herrschaft, um darzustellen, wie der Dichter – George – sein gedachtes geistiges Reich erschafft, das eine historische Erbschaft spiegelt. „Die spiegel seines inneren, in denen Antike, Gotik und Orient sich fangen, werfen nirgendwo das laute spiel der äusseren welten wieder, sondern lassen an der trauer einer gebärde, am lied und gebet einer sehnenden seele, am traum eines grossen herzens das antlitz einer ganzen zeit erscheinen.“[62]. So bezieht sich Wolters auf Georges Einführung zu dessen „DIE BÜCHER DER HIRTEN- UND PREISGEDICHTE, DER SAGEN UND SÄNGE UND DER HÄNGENDEN GÄRTEN“[63]. Wolters hebt hervor, dass diese dichterischen Bilder und Spiegelungen ständig wechseln („das bild des Geistigen Reichs ewig wechselt“[64]), aber sie sind schließlich der Ausdruck von einem Überpersönlichen:

> Ich bin ein funke nur vom heiligen feuer
> Ich bin ein dröhnen nur der heiligen stimme.[65]

„Dienst“ als Beitrag zu diesem Geistigen Reich beruht auf Ehrfurcht, Verehrung und Hingabe; eine Teilnahme an der Welt des Dichters ist nicht möglich ohne Annahme seiner Wertungen.

---

[61] *Wolters* (1908: 221).
[62] *Wolters* (1909: 24).
[63] *SW* III.
[64] *Wolters* (1909: 43).
[65] *SW* VI/VII, S. 111.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wolters war stolz auf dieses Buch, das Lechter grandios illustriert hatte, und er gestand einmal enttäuscht zu sein, als er mit Gothein sprach und Gothein in ihm einen Ökonomen und nicht den Autor von „Herrschaft und Dienst“ erblickte.[66] Wolters wünschte, andere Interessen zu verfolgen, aber George verlangte von ihm die Bewährung im eigenen Beruf. In der Tat brachte *Wolters* (1915) zwei monumentale Bände über die Finanzgeschichte Brandenburgs im 17. Jahrhundert hervor. George schätzte Wolters, ließ aber wiederholt durchblicken, dass er nicht den Erwartungen entsprach. Von *einem* Beitrag zur Wirtschaftsgeschichte Wolters' aber zeigte er sich begeistert: Wolters' Aufsatz über Colbert. Vallentin schrieb darüber: „D.M. (der Meister) sagte außerordentliches zu seinem Lobe. Sie sind der Zauberer der das Licht in die blind gewordenen Augen der toten Gestalten schiesst …“[67]. Colbert wird bei Wolters nicht als einer in einer Bande bestechlicher Minister interpretiert, wie in manchen jüngeren Veröffentlichungen, sondern als ehrgeiziger, mächtiger, visionärer Staatsmann mit einem tragischen Schicksal.[68] Für unser Thema relevant ist vor allem Wolters' Gegenüberstellung der verschiedenen Konzeptionen des Ministers und des Königs von absoluter Herrschaft und ökonomischer Macht. Solange der König noch jung war, unterwarf Colbert ihm das Reich: „… nach kaum einem Jahrzehnt hatte er [Colbert – BS] … den Adel unterwürfig, den Klerus kriechend und den dritten, am meisten belasteten Stand wenigstens gefügig gemacht.“[69] Colberts Merkantilismus wird als die These aufgefasst: „Der Staat, der die größte Masse von Gold und Silber besitze, habe die politische und wirtschaftliche Vorherrschaft.“[70] Wolters macht viel aus Colberts System der Verwaltungsherrschaft von Besteuerung und Gesetzgebung, besonders geht er auf die Regulierung des Handels ein.[71] Colberts Merkantilismus gipfelte im Wunsch, Autarkie zu erlangen, aber seine Gegner wollten dasselbe: „Ein ungeheures Bild von Kraft und Einheit schwebte Colbert vor: Wie es die großen Selbstversorgerreiche unserer Tage noch ersehnen, sollte auch sein Frankreich keines anderen mehr bedürfen, aber alle anderen sollten seiner bedürfen.“[72] Wolters identifizierte sich keineswegs weder mit dem alten noch mit einem Neomerkantilismus, sondern rühmte Colbert aus kritischem Abstand: „… mit der ganzen leidenschaftlichen Triebkraft des Homo oeconomicus, der die Organisation der Erzeugung für den

[66] Vgl. *Philipp* (1998: 35).

[67] *Philipp* (1998: 44).

[68] Vgl. *Wolters* (1923).

[69] Ebenda: 301.

[70] Ebenda: 311.

[71] Nach meiner Interpretation diente die Handelsregulierung hauptsächlich dazu, der von den Händlern geschaffenen spontanen Ordnung mit ihrem Wechselverkehr, ihren Gesellschaftsgründungen usw. einen gesetzlichen Rahmen zu geben; der Minister fügte weniger hinzu, als Wolters ihm zuschrieb – cf. *Schefold* (1993).

[72] *Wolters* (1922: 311).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

einzigen Sinn des Weltgeschehens hält, suchte er das ganze Volk in die Richtung seines Wirtschaftswillens zu drängen."[73]

Wolters musste sich dann mit den französischen Eroberungen des Elsass und Lothringens befassen, die in Deutschland noch immer das Nationalgefühl herausforderten, und gelangte schließlich zum Konflikt mit den Niederlanden, in welchem Frankreich nicht obsiegte und der zur Entfremdung zwischen dem Minister und seinem König führte, indem der Erstere im Absolutismus die Herausbildung eines einheitlichen Reiches sah, der Letztere aber den Ruhm seiner Person. Der König war nicht bereit, seine Ausgaben zu mindern, um die Erreichung der Ziele des Ministers zu erleichtern. Colberts Rivalen verleiteten den König, sich zu verschulden; Wolters lässt Colbert erwidern: „Nun ist der Weg der Anleihen eröffnet. Welches Mittel bleibt nun noch, dem Könige ein Ziel in seinen Ausgaben zu setzen? Nach den Anleihen werden Steuern nötig sein, um sie zu bezahlen, und wenn die Anleihen keine Grenzen mehr haben, werden die Steuern ebenfalls keine mehr haben."[74] Aber der König folgte nicht, er gewährte keine religiöse Toleranz, er baute Versailles, während der Minister Paris zu stärken wünschte. Wolters meinte, die Liberalen hätten später, statt Colbert zu verdammen, ihn preisen müssen mit einem Denkmal und einer Inschrift:

„DIE SCHRANKENLOS FREIEN KAPITALISTEN
DEM UNUMSCHRÄNKTEN STAATKAPITALISTEN"[75]

denn Colbert hatte die Grundlagen für den kapitalistischen Staat gelegt und alles, was fehlte, war die Freiheit des einzelnen Unternehmers. Die Parallele mit Bismarck (den George nicht mochte) war offensichtlich.

George hoffte, Wolters von seinem Chauvinismus kuriert zu haben, aber sein Erfolg war begrenzt. *Wolters* (1925) publizierte ein historisches Büchlein über eine Militäraktion während des Ersten Weltkriegs, an der er teilgenommen hatte. Es erschien 1925, zehn Jahre nach dem Ereignis. Der Text war im wesentlichen 1916 geschrieben worden, als Wolters in Südmazedonien während einer friedlichen Phase des Kriegs lagerte, als die Serben zurückgetrieben waren und die Engländer und Franzosen ihren Angriff auf Thessaloniki noch nicht unternommen hatten. Dieses Stück Militärgeschichte handelt von der Überschreitung der Donau zu einer Zeit, als Deutschland und Österreich außerhalb ihrer Grenzen kämpften und eine Verbindung mit dem osmanischen Reich als dem Hauptalliierten herzustellen trachteten. Die militärische Aktion, für sich genommen, war nicht groß, aber sie diente einem wichtigen strategischen Zweck, und Wolters' Beschreibung ist nicht ohne Verdienst auf verschiedenen Ebenen, von der allgemein historischen bis zur taktischen, und von den Landschaftsbeschreibungen,

[73] Ebenda: 311.
[74] Ebenda: 322.
[75] *Wolters* (1922: 328).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

den Darstellungen der Nationalitäten und ihrer Kulturen bis zu den technischen Mitteln, welche die Armeen verwendeten.

Noch merkwürdiger ist Wolters' Rede, die zur Gelegenheit der zehnten Wiederkehr der Unterschrift unter dem Frieden von Versailles zu halten war. Dies hätte zu einer Feier an der Universität Kiel Anlass geben sollen, aber sie wurde von höherer Autorität verboten.[76] Der Text wurde gedruckt, galt aber als nicht publiziert. Das Vorwort, vom Rektor unterzeichnet, hält fest, dass der Senat der Universität Wolters die Hauptrede anvertraut hatte.

Wolters' Rede stellt den Versuch dar, einer gemäßigten Kritik deutscher politischer Haltungen vor 1914 eine erneute, leidenschaftliche Kritik der Politik der Reparationen gegenüber zu stellen, da die Reparationsforderungen die deutschen ökonomischen Möglichkeiten überschreiten. Wolters beginnt deshalb mit dem ökonomischen Wachstum in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, das sich mit der deutschen ökonomischen Einigung beschleunigte und das Deutschland dazu führte, mit den Vereinigten Staaten jüngster Partner im Spiel der imperialen Mächte zu werden. Deutschland, versicherte er, habe an die friedliche Durchdringung der fremden Märkte geglaubt und sei langsamer als andere dazu übergegangen, ökonomischen Einfluss in politische Eroberung umzuwandeln. Er kritisiert den Mangel an Intelligenz und Takt von Seiten Wilhelms II. Deutschland habe seine Interessen wahren, aber nicht militärisch angreifen wollen. „Daß zwischen diesem Ausdehnungswillen [in der ökonomischen Sphäre – BS], dieser Rüstungskraft und dieser – ich bin geneigt zu sagen – illusionären Friedensseeligkeit ein gefährlicher Abgrund klaffte, sah außer dem Seherdichter kaum einer in voller Deutlichkeit, und vielleicht war dieses Nichtsehen unsere tiefste, aber uns allein angehende Schuld.“[77] Der Briefwechsel mit Wolters und andere Briefwechsel, vor allem der Briefwechsel mit Hugo von Hofmannsthal, bieten Hinweise, dass George in der Tat die Katastrophe[78] schon nach der Jahrhundertwende zu fürchten begonnen hatte.

Die Schuldfrage spielte für Wolters eine so große Rolle, weil sie nicht nur die Ehre und das Rechtsgefühl betraf, sondern weil die Reparationsforderungen davon ausgingen: Sollte Deutschland nur für die Schäden bezahlen, die in Belgien wegen der unbestreitbaren Verletzung der Neutralität dieses Landes entstanden waren, oder alle materiellen Schäden oder gar für die Schäden auch an Menschen, die an allen Fronten entstanden waren? Wolters versuchte, die Unterschiede zu benennen, die sich aus verschiedenen Einschätzungen der Verpflichtungen, ba-

[76] Vgl. *Wolters* (1929).

[77] Ebenda: 10.

[78] Als ich an diesem Aufsatz 2001 arbeitete und den 11. September erlebte, konnte ich den Gedanken nicht unterdrücken, dass zwischen dem Terrorismus in Sarajewo und dem in New York eine Analogie bestand und dass, wenn die Mächte 1914 dieselbe Solidarität gezeigt hätten wie 2001, die Katastrophe vermieden worden wäre.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sierend wiederum auf verschiedenen Einschätzungen der Schuld, ergaben. Er schloss mit der Forderung voller Souveränität für Deutschland, mit entweder gleichem Recht der Wiederbewaffnung oder gleichen Pflichten zur Abrüstung.

Wir können folgern, dass Wolters – insoweit er überhaupt als Wirtschaftswissenschaftler angesehen werden kann – in der Jüngeren Historischen Schule wurzelte, unmittelbar verbunden mit ihrem Hauptvertreter Gustav Schmoller, und dass die Wahl immerhin einiger seiner Forschungsthemen die Bestrebungen im Kreis um George widerspiegelte. Wolters machte keinen wesentlichen Versuch, die ökonomische Wissenschaft zu verändern. Er verließ vielmehr dieses Arbeitsgebiet und nutzte die Liberalität der akademischen Welt seiner Zeit, um andere Interessen zu verfolgen, und dies mit einem Erfolg, der ihm bis heute eine gewisse Berühmtheit sichert.

7. Arthur Salz: Widerstreitende Bündnisse

Arthur Salz war ein persönlicher Freund Georges, bewegte sich aber mehr im Kreise Gundolfs als im Kreis im Großen. Als Ökonom war er durchaus interessant, aber er ist heute weniger bekannt als Salin, Gothein, Singer oder Julius Landmann. Die anderen Ökonomen im Kreis zitierten ihn nur selten. *Groppe* (1997) dokumentiert, wie die Ansichten der verschiedenen Gruppierungen im Kreis sich unterschieden. Salz lässt sich, wenn wir von seiner Freundschaft mit Gundolf absehen, nur schwer festlegen. Er identifizierte sich wechselnd mit Prag, mit Österreich, mit Deutschland, mit dem Judentum, mit George selbstverständlich, und, als Ökonom, sowohl mit österreichischer Theorie wie mit der deutschen Historischen Schule.

Arthur Salz, geboren in Staab, Böhmen (Stod, Tschechische Republik), am 31. Dezember 1891, starb in Worthington, Ohio, am 10. August 1963. Er war Abkömmling einer wohlhabenden jüdischen Familie. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Pilsen erlangte er die Promotion bei Lujo Brentano in München, der führenden Persönlichkeit unter den linken Liberalen in der deutschen Historischen Schule. Salz leitete während einiger Jahre eine Firma, aber er begann auch zu publizieren. Er half, Marshalls „Principles of Economics“ ins Deutsche zu übersetzen, also das führende ökonomische Lehrbuch der Cambridger Schule zur Zeit der Jahrhundertwende. Salz war Privatdozent in Heidelberg und suchte nach dem Krieg seine venia legendi nach München zu verlegen. Max Weber, der 1919 als Nachfolger Lujo Brentanos nach München gekommen war, stand diesem Bestreben zwiespältig gegenüber. Aber Salz wurde im gleichen Jahr angeklagt, den Revolutionär Eugen Leviné bei sich beherbergt und damit unterstützt zu haben. Obwohl Salz Levinés Ansichten nicht teilte, konnte er in München nicht Fuß fassen und kehrte nach Heidelberg zurück. Es war ihm darauf hin versagt, eine volle Professur in Deutschland zu erlangen,[79] aber er unterrichtete

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in Heidelberg, auch an der Handelshochschule in Mannheim und an der Arbeiterakademie, einer Einrichtung der Gewerkschaften an der Universität Frankfurt. Nach seiner Emigration 1933 verbrachte er erst ein Jahr in Cambridge, England, und emigrierte dann in die Vereinigten Staaten. Von 1934–1937 war er Visiting Professor an der Ohio State University in Columbia, dann Full Professor; 1952 zog er sich von seiner Lehrverpflichtung zurück.

Seine Freundschaft mit Gundolf ist von *Helbing* und *Bock* (1974: 216–219) dokumentiert. *Gundolfs* Hauptwerk „Shakespeare und der deutsche Geist“ (1914) ist Arthur Salz „in herzlicher Freundschaft“ gewidmet.[80] Gundolf hatte Salz George vorgestellt; sie trafen sich von 1902 an. Salz heiratete Elisabeth („Soscha“) Kantorowicz 1912. Er war es, der ihren Bruder Ernst Kantorowicz bei George einführte, und dieser verbrachte mit dem jungen Paar einige Wochen in Heidelberg. Viele andere Begegnungen können aus der George-Chronologie erschlossen werden. Salz ermunterte Gundolf, die Habilitation in Heidelberg zu unternehmen; man war überzeugt, dass dies den Kreis fördern werde.[81] Salz war der Empfänger einer der zehn Kopien des Vorabdrucks des STERN DES BUNDES.[82] Salz war auch in Georges Konflikt mit Gundolf verwickelt. Er bedauerte Bemerkungen Gundolfs, die George verletzten,[83] aber als der Bruch stattgefunden hatte, schrieb er an George: „Es sind jetzt 25 Jahre verflossen, seit ich das Glück habe, Sie persönlich zu kennen. In dieser ganzen Zeit sind meines Wissens Brüche nur aus geistigen Zerwürfnissen erfolgt … Ich bitte Sie, diese Darlegungen, die nichts mit meinen persönlichen Sympathien zu tun haben, nicht übel zu nehmen, und verbleibe in unwandelbarer Verehrung etc.“[84] Diese vornehme, aber naive Intervention half keiner Seite. Salz fuhr fort, wie Gundolf, George hoch zu achten.

Kaznelson (1959: 41, 696) beschreibt Salz’ zionistische Neigung und hält die Verbindung mit dem George-Kreis fest.

> „So ganz Stockjude sein zu wollen geht schon nicht
> und ganz und garnicht Jude geht noch minder“,

zitiert *Wera Lewin* (1963: 187) aus Lessings „Nathan“ in einer Reihe von Veröffentlichungen des Leo Baeck-Instituts, welche die Motive der jüdischen Mitglieder des Kreises erfassen und auch Salz erwähnen.[85]

---

[79] Vgl. *Massimilla* (1999).
[80] Vgl. *Gundolf* (1914).
[81] Vgl. *Seekamp / Ockenden / Keilson-Lauritz* (1972: 207).
[82] Vgl. ebenda: 243.
[83] Vgl. *Boehringer / Landmann* (1962: 349).
[84] *Boehringer / Landmann* (1962: 374).
[85] Siehe *Kahn* (1963: 172).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

So wie die Identifikation mit seinem jüdischen Ursprung Zuneigung und Abstoßung beinhaltete, so auch die mit der Nation, und, bei Salz, sogar seine Orientierung innerhalb der Wirtschaftswissenschaft. Daher ist mehr Raum erfordert, um darzustellen, wofür er zu verschiedenen Zeiten stand.

Wir beginnen mit seiner Geschichte und Kritik der Lohnfonds-Doktrin, die er offensichtlich in Verfolgung eines mit seinem Lehrer Brentano geteilten Interesse schrieb.[86] Wir müssen hier eine Bemerkung über die moderne Sicht eines Problems einschieben, da wir ein Stück ökonomische Theorie zu diskutieren haben. Die sogenannten klassischen Ökonomen (Smith, Ricardo und ihre Nachfolger) dachten, der Reallohn sei durch die Subsistenzbedürfnisse der Arbeiter bestimmt. In jeder gegebenen Periode, sagen wir einem Jahr, war eine gewisse Kapitalmenge akkumuliert worden, die für die Beschäftigung der Arbeit verwendet werden konnte. Das war der Lohnfonds. Die Anzahl der Arbeiter, die beschäftigt werden konnten, stieg mit der Größe des Lohnfonds und war dem Niveau der Subsistenzlöhne umgekehrt proportional (dieses Niveau war nicht unveränderlich, sondern hing von einem konventionellen Lebensstandard ab). Je mehr Arbeiter beschäftigt wurden, desto mehr Kapital konnte für die Zukunft produziert werden, so dass mehr Kapital für den Lohnfonds, für die Maschinen usw. verfügbar wurde; die Wirtschaft wuchs. Diese Blickweise änderte sich im Lauf des 19. Jahrhunderts. Das Bild des Lohnfonds wurde beibehalten, aber die Ökonomen begannen, Vollbeschäftigung vorauszusetzen, und sie gaben den Gedanken des Subsistenzlohns auf. Nun wurde es möglich, den Lohnfonds durch die Zahl der verfügbaren Arbeiter in der Wirtschaft zu dividieren; das Ergebnis waren die Löhne pro Kopf oder die Lohnrate. In einem dritten Schritt, der zu der sogenannten neoklassischen Theorie führte, war die Anzahl der Arbeiter nicht einfach gegeben, sondern die Arbeitsmenge, die angeboten wurde, hing vom Reallohn ab, und man nahm zunächst einfach an, dass mehr Arbeit zur Verfügung gestellt werden würde, wenn mehr Löhne gezahlt werden konnten. Das bestimmte das Arbeitsangebot. Die Nachfrage nach Arbeit vonseiten der Firmen nahm andererseits mit einer Zunahme des Lohnes ab, denn höhere Löhne bedeuteten, dass es sich lohnte, mehr und bessere Maschinen zu verwenden und weniger Arbeit. So entstand die Vorstellung von zwei Kurven; die eine zeigte wie das Arbeitsangebot mit der Lohnrate stieg, die andere, wie die Nachfrage nach Arbeit mit steigender Lohnrate abnahm, und ihr Schnittpunkt war ein Gleichgewicht bei einer Lohnrate, bei der gerade so viel Arbeit von den Arbeitern angeboten wurde, wie die Firmen nachfragten.

Die Konstruktion, hier in ihrer einfachsten Form zusammengefasst, findet sich in jedem modernen Lehrbuch als Ausgangspunkt der Darstellungen des Gleichgewichts auf dem Arbeitsmarkt, aber sie entstand historisch weder so leicht und schnell, wie der vorhergehende Abschnitt suggeriert, noch ist die Konstruktion

[86] Vgl. *Salz* (1905).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

so unangreifbar, wie sie nach einfacher diagrammatischer Darstellung aussieht. Die Cambridge Ökonomen haben in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts raffinierte Argumente dagegen entwickelt, mit denen ich mich während eines erheblichen Teils meiner Berufskarriere auseinandergesetzt habe.[87] So war es für mich eine große Überraschung zu erkennen, dass Salz' Buch von 1905 einige dieser Argumente im historischen Zusammenhang berührt, zwar oft einigermaßen verwirrt in der Argumentation, aber doch mit einem Überblick der ganzen Entwicklung der Lohnfonds-Doktrin und der Entstehung der neoklassischen Theorie des Arbeitsmarkts, mit der hauptsächlichen Betonung auf der österreichischen Form der Neoklassik, wie sie Böhm-Bawerk verkörperte.

Salz spürt der verhältnismäßig optimistischen Lohntheorie bei Adam Smith nach (die Löhne steigen mit der Akkumulation) und identifiziert die Idee des gegebenen Subsistenzlohnes oder „natürlichen“ Lohnes hauptsächlich mit Ricardo. Er diskutiert verschiedene Varianten der Theorie, vermischt mit historischen und institutionellen Betrachtungen. Angelangt bei der Neoklassik, hält er fest, dass der Lohnfonds nicht notwendig eine gegebene Größe ist, da Löhne aus der laufenden Produktion bezahlt werden können;[88] auch bedeutet eine Zunahme des Kapitals nicht notwendig eine des Lohnfonds, da der Anteil des Lohnfonds im Gesamtkapital sich ändern kann.[89] Nichtsdestoweniger sieht er in Böhm-Bawerks Subsistenzfonds eine Rückkehr zur Lohnfonds-Doktrin, modifiziert nur durch einen Versuch, die Nachfrage nach Arbeit als von den Techniken abhängig zu beschreiben. Der Subsistenzfonds kann dazu verwendet werden, weniger Arbeiter zu einem höheren Lohn zu beschäftigen, wenn die Produktion mehr arbeitsintensiv ist. Welche Technik gewählt wird, hängt einerseits vom Stand der Technologie ab (welche Techniken bekannt sind), andererseits vom Niveau von Löhnen und Zinssatz (je höher der Lohn und je niedriger der Zinssatz, desto einfacher wird es sein und desto lohnender, wenn Firmen mehr Maschinen und weniger Arbeiter verwenden).

Salz bringt nun zwei Argumente gegen diese Konstruktion vor, die in modernen Kritiken viel diskutiert worden sind: Es ist einerseits nicht klar, was es bedeutet, den Subsistenzfonds in einer Theorie von Angebot und Nachfrage als gegebene Größe im Arbeitsmarkt zu betrachten. Denn der Subsistenzfonds ist Teil des Kapitals und deshalb eine Wertgröße, aber er besteht aus verschiedenen Gütern. Deren Kosten müssen in Preisen gemessen werden, die Preise aber hängen wiederum von der Lohnrate ab oder, wie der Ökonom sagt, von der Verteilung. In Salz' Worten: „Für gewöhnlich hilft sich Böhm-Bawerk damit, daß er den Subsistenzfonds einer Geldsumme gleichsetzt. Geht das an? … Ist die Wertschätzung in Geld nicht selbst wieder abhängig von dem Eigenwerte

[87] Ich verweise hier nur auf *Schefold* (1989a).

[88] Vgl. *Salz* (1905: 158).

[89] Vgl. ebenda: 161.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

(Gebrauchswerte) aller Güter …?“[90] Diese Überlegung enthält den ersten Schritt in Richtung auf die moderne Kritik des neoklassischen Kapitalbegriffs.

Das zweite Argument betrifft die Annahme der Vollbeschäftigung in der neoklassischen Theorie, die er in folgender Weise karikiert:

> „Wo … aus irgend einem Grunde zu viel Arbeiter vorhanden sind, da braucht nur die Produktionsperiode entsprechend verkürzt zu werden und alles Übel hat ein Ende. Das hätten sich Malthus und seine Nachfolger bei Behandlung der Lohnfrage merken sollen und alles Gerede über zu großes Arbeitsangebot wäre überflüssig gewesen. Andererseits waren auch jene Verhältnisse zu Beginn des 19. Jahrhunderts in England nicht nötig [Salz meinte die Maschinenstürmer, jene erste Bewegung von Industriearbeitern, welche die Maschinen angriffen und sabotierten, um ihre traditionellen Arbeitsplätze zu sichern. – BS]. Um den Hunger der Arbeiter zu stillen, hätten die Unternehmer die Produktionsperiode einfach zu verkürzen brauchen, mit anderen Worten, sie hätten die Arbeiter ruhig die Maschinen zerstören lassen sollen, und die Löhne wären sofort zur gewünschten Höhe emporgeschnellt.“[91]

Die sog. „Produktionsperiode“ bei Böhm-Bawerk ist ein Maß für das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit: Je mehr Kapital es im Verhältnis zur Arbeit gibt, desto „indirekter“ ist die Produktion und desto länger die Produktionsperiode. Salz stellt deshalb ironisch fest, dass, wäre die neoklassische Theorie der Verteilung richtig, die frühen Arbeiteraufstände (die auf technologische Arbeitslosigkeit mit dem Sturm auf die Maschinen antworteten) nicht nötig gewesen wären oder, besser, dass sie die passende Wirkung gehabt hätten: durch Zerstörung der Maschinerie hätten sie die Produktionsperiode verkürzt und die Arbeitslosigkeit beseitigt – unter der Voraussetzung freilich, dass die Löhne gefallen wären (Salz sagt irreführend „emporgeschnellt“).

Aber diese Passagen sind kurz, im Verhältnis zum Buch als Ganzem. Salz erreicht keine klare Schlussfolgerung, ob er die neue Theorie akzeptiert oder nicht. Er führt sowohl die alte wie die neue in vielen Varianten vor, die eine kritisierend, indem er zur anderen blickt, und am Ende muss der Leser seine eigenen Schlussfolgerungen ziehen.

Das Buch wurde von Schumpeter rezensiert, der sich später mit Keynes die Rolle des berühmtesten Ökonomen teilen sollte. Schumpeter anerkennt: „Als dogmengeschichtliche Arbeit ist die vorliegende Schrift tüchtig und dankenswert“, aber er erklärt Salz’ Einwände gegen Böhm-Bawerks Theorie mit einem Mangel des Verständnisses abstrakter Ableitungen.[92] Salz hatte offensichtlich Schwierigkeiten, die theoretischen und historischen Aspekte der Geschichte der Lehren der Lohnbildung aufeinander zu beziehen, und diese Schwierigkeit hielt

[90] Vgl. ebenda: 176.

[91] Ebenda: 180–181.

[92] Vgl. *Schumpeter* (1906: 98).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in späteren Schriften an, wenn er die Kapitalbildung analysierte und soziologische Typen zum Vergleich verschiedener Sparformen einführte[93] oder wenn er zum Lohnproblem zurückkehrte und eine schärfere Formulierung der Grenzproduktivitätstheorie versuchte.[94]

Salz versuchte sich auch als Wirtschaftshistoriker. Sein Aufsatz „Wallenstein als Merkantilist“ stellt den großen General des Dreißigjährigen Kriegs als ehrgeizigen Fürsten dar, geschäftlich geschickt und bemüht, sich zum unabhängigen Herzog zu machen, indem er alle ihm zur Verfügung stehenden wirtschaftlichen Mittel zur Stärkung der materiellen Grundlage seines Lehens nutzte, entsprechend den später als Merkantilismus bekannten Lehren; er verwendete auch für die kaiserliche Armee zur Verfügung gestellte Gelder, um in seinem Herzogtum Manufakturen zu errichten.[95]

Salz’ Treue zu seiner jüdischen Abstammung wird in seinem Beitrag zu einer Sammlung „Vom Judentum“ dokumentiert,[96] in welcher Wolfskehl, Buber, Singer, Kahler, Zweig, Brod u. a. auch schrieben. Die vier Seiten von Salz sind „Ver sacrum“ (Heiliger Frühling) überschrieben. Der Titel bezieht sich auf einen antiken Brauch, wonach Städte in schwierigen Zeiten beschlossen, die erstgeborenen Tiere zu opfern und die erstgeborenen jungen Männer in heiliger Mission fortzusenden, damit sie sich eine neue Heimat suchten. Salz identifiziert sich mit solchem Schicksal: „Wir, die heute jung sind, fühlen in uns von neuem die uralte, drängende, heilige Frühlingsnot; wir fühlen, daß in den Räumen der alten bequemen Welt für uns kein Platz mehr ist, daß wir hinaus müssen über die väterlichen Grenzen … auf die Suche nach einer neuen geistigen Heimat.“[97] Ein griechisches Zitat zu Beginn erinnert den Leser an die Klassik, und Lesern Georges wird die Parallele mit Georges Gedicht „Der Auszug der Erstlinge“[98] in „DAS BUCH DER HIRTEN- UND PREISGEDICHTE“[99] deutlich. Salz bringt seine Gefühle in so einer Form zum Ausdruck, dass sie für eine beliebige Jugendbewegung – und insbesondere für die zeitgenössische deutsche gelten können. Aber die Stellung des Aufsatzes im Buch und einiger Formulierungen verweisen auf die jüdische Jugend in Deutschland:

> „Hinaus aus dem geistigen und sittlichen Ghetto, in das wir eingepfercht sind, hinaus aus der schimpflichsten aller Sklavereien, aus der freiwilligen! … Bahne dir, Gesalbter des Herrn, einen Weg und verschmähe es unterzukriechen in den Hütten der geistig Ar-

[93] Siehe *Salz* (1925).
[94] Siehe *Salz* (1928: 68).
[95] Vgl. *Salz* (1909).
[96] *Salz* (1913).
[97] *Salz* (1913: 169–170).
[98] *SW* III, S. 20.
[99] *SW* III, S. 11–39.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

men, den Gehäusen der Nützlichkeit und Bequemlichkeit … Erfülle deine bürgerlichen Pflichten als deine Selbstverständlichkeiten … und bewahre dir vor allem deine Demut vor dem, der dich und deine Väter geführt bis zu diesem Tage. Dann aber … werden wir … ein Reich in uns aufrichten *in* diesem Leben und doch nicht von dieser Welt und es begrüßen als ein Ziel, das zu erreichen wir ausgezogen … Lasset uns, Freunde, unser Schicksal, unsere ‚Frage' unter diesem Aspekt erleben!"[100]

Sich zu befreien für die Eroberung eines geistigen Reiches ist deshalb das Ziel des heiligen Pilgerwegs. Die Jugendbewegung erscheint so als ein gefährlicher heiliger Aufbruch, notwendig zur Sühne der Sünden früherer Generationen. Er muss sich seit urdenklichen Zeiten wiederholen und wird am besten von einem Volk verstanden, dessen historisches Schicksal es ist, ewig in einem heiligen Frühling unter den Völkern zu leben.[101] In diesen Formulierungen erkennen wir den zionistischen Geist, aber nicht das zionistische Projekt.

Beiseite lassen wir hier *Salz'* Beitrag (1921) zur Debatte über Max Webers Wissenschaft als Beruf in seinem Austausch mit seinem Freund von Kahler, da diese Debatte mehrfach aufgegriffen wurde.[102] Salz nimmt zwischen Max Weber und von Kahler eine Zwischenposition ein und versucht, die Würde deutscher Wissenschaft zu verteidigen.

Eine nationale Wendung drückt sich am deutlichsten aus in „Das ewige Frankreich";[103] es werden nicht die positiven, sondern die negativen Werte Frankreichs hervorgehoben. Salz versucht zu erklären, weshalb Frankreich übertriebene Reparationen von Deutschland zu erpressen sucht. In einer Zusammenfassung französischer Wirtschaftsgeschichte vom 17. bis zum 19. Jahrhundert will er zeigen, dass die Zentralisierung genutzt wurde, um Mängel des privaten Sektors zu kompensieren, mit der Folge einer steigenden Staatsschuld einerseits, dem Anwachsen einer Rentiersklasse andererseits. In seinem Imperialismus suchte Frankreich einen ungerechten Ausweg. Es war Frankreich, das diesen Imperialismus nach Europa brachte. Und Frankreich sucht nun mit militärischer Macht einen hilflosen Feind zu erpressen. Mich erstaunte, dass Salz, versöhnlicher als andere Mitglieder des Kreises in intellektuellen und persönlichen Auseinandersetzungen, wenn es um Weber oder Gundolf ging, in diesem Fall sich chauvinistischer ausdrückte als die übrigen Autoren, die wir hier zu besprechen haben.

Salz interessierte sich für Marx, wandte sich aber von Anfang an gegen den Bolschewismus:

---

[100] *Salz* (1913: 170–171).

[101] Vgl. *Salz* (1913: 169).

[102] Siehe *Weiller* (1994); *Massimilla* (1999).

[103] *Salz* (1923).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„Uns Deutsche [er hätte hinzufügen können „und Juden“ – BS] könnte es ja mit einigem Stolz erfüllen, daß die Revolution, obwohl sie in Rußland zur Tat gereift ist, geistig *deutsches* Produkt ist, daß alle ihre geistigen Fäden in deutscher Geistesarbeit und zwar bester *bürgerlicher* Arbeit zusammenlaufen. Indeß vergällt einem der Marxismus die Freude an Marx ….“[104]

Nach einer genauen Durchsicht bolschewistischer Schriften, insbesondere Lenins, beklagt Salz den Mangel geistiger Elemente jenseits der materialistischen Forderungen und die negative Behauptung einer proletarischen Pflicht zur Unterdrückung der verdummenden Einflüsse der Religion. Er fährt fort: „Uns Deutschen ist die Stellungnahme zum Bolschewismus … ungeheuer erschwert, … In die Mitte gestellt zwischen zwei gleich starke Vernichtungswillen haben wir nur zu wählen, ob wir lieber vom Osten oder vom Westen erschlagen sein wollen.“[105] Der Osten ist diktatorisch, denn die zentralisierte Wirtschaft wird es erfordern, eine autoritäre Bürokratie zu errichten, die indirekte (Taylorismus) und direkte Mittel zur Unterdrückung der Arbeiter und zur Erhöhung der Produktivität verwenden wird. Der Westen scheint entschlossen, Deutschland zu unterdrücken. Nichts bleibt, als der Glaube an die kulturellen Werte.

Dies muss genügen, um den Hintergrund zu den beiden Hauptwerken von Arthur Salz darzustellen, die sich mit dem Verhältnis zwischen Macht und Wirtschaft befassen: „Macht und Wirtschaftsgesetz“[106] und „Das Wesen des Imperialismus“[107]. Das erste der beiden Bücher ist Max Weber gewidmet, das andere Friedrich Gundolf. Sie waren die Frucht von Salz’ Unterricht in Heidelberg, wo er als außerplanmäßiger Professor ohne Lehrstuhl amtete.[108] Salz betrachtete das Verhältnis von Macht und ökonomischem Gesetz als Hauptfrage der politischen Ökonomie. Sie war von *Böhm-Bawerk* (1914) gestellt worden und hatte ihr Echo vor allem in Europa, wo man stritt, inwieweit die ökonomischen Bedingungen durch den politischen Willen gestaltet werden konnten, während die Legitimierung der freien Marktkräfte in den Vereinigten Staaten allgemein anerkannt war. Das Feld, wo die Macht und das automatische Funktionieren des Marktprozesses aufeinandertreffen, ist die Lohnbildung. Die meisten Ökonomen betrachten Lohnraten als analog zu den Preisen von Waren, einige bestreiten, dass Lohnraten, welche die Einkommensverteilung zum Ausdruck bringen, als Preise angesehen werden könnten oder versuchen zu zeigen, dass eine freie Festsetzung von Lohnraten in Arbeitsmärkten die Schwachen schädigen werden. Wieviel Freiheit gibt es nun, um im Lohnbildungsprozess einzugreifen? Und,

---

[104] *Salz* (1918/1919: 785). Hervorhebungen im Original.

[105] Vgl. ebenda: 804.

[106] *Salz* (1930).

[107] *Salz* (1931).

[108] Zudem vertrat er *Lederer* von Zeit zu Zeit und erschien auf der Berufungsliste der Fakultät als sein Nachfolger – siehe *Brintzinger* (1997).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

in allgemeiner Perspektive: Ist die ökonomische Entwicklung an sich ein automatischer Prozess, der von selbst von merry old England zum kapitalistischen System des modernen Britannien führt, oder musste dieses System geschaffen werden? Auch kann die Macht nicht nur die ökonomischen Gesetze stören, sondern kann auch durch den Markt und seine Gesetze hindurch wirken. „Kein Zweifel nun, daß die heutigen privaten Wirtschaftsgebilde des Kapitalismus mit einer größeren potentiellen Wirtschaftsmacht geladen sind, als die großen Machtträger der Vergangenheit sie je besessen haben.“[109] Aber die ökonomischen Kräfte sind nicht als historische Potenzen von vergangenen Historikern und Philosophen anerkannt worden – eine Anspielung, die sich primär auf Jacob Burckhardt richtet. Macht erscheint in der Wirtschaft andererseits nicht nur unter dem Kapitalismus – sie wirkt unmittelbar unter vorkapitalistischen Bedingungen, beispielsweise, wenn eine Beute durch eine Autorität zu teilen ist.

Nach diesen eröffnenden Bemerkungen schreitet Salz zu einem nicht abgeschlossenen Versuch, die Macht in der Wirtschaft genauer aufgrund theoretischer Begriffe zu erfassen. Die Macht scheint in einem allgemeinen Gleichgewichtssystem keinen Platz zu haben, wenn die Preise Angebot und Nachfrage so regulieren, dass alle Märkte geräumt werden. Die Individuen werden insofern befriedigt, als sie bei den vorgegebenen Preisen Lohnraten usw. so viel anbieten, wie an Gütern, Arbeit und anderen Dienstleistungen nachgefragt wird. Insoweit besteht kein Zwang, aber die Marktteilnehmer mögen eine Macht gleichwohl empfinden, weil sie die Reichtumsverteilung als gegeben betrachten müssen. Wer reich ist, hängt in großem Ausmaß vom Austrag der Macht in der Vergangenheit ab und bestimmt deshalb die Möglichkeit, Nachfrage in einem Wechselspiel der Märkte zu entfalten, das, für sich allein betrachtet, völlig fair erscheint. Insofern wird die Wirtschaft weniger autoritär, wenn sich das Marktsystem über längere Zeiträume entwickelt, abgesehen von entgegengesetzten Tendenzen, wie dem Wachstum der unvollkommenen Konkurrenz. Da aber selbst ein Monopolist auf den Markt angewiesen bleibt, des Kredits bedarf, Kunden bedienen muss, verfügt er über weniger Macht als eine Autoritätsperson der Vergangenheit. Selbst die ökonomischen Krisen sollten nicht als willkürliche Schicksalsschläge angesehen werden, da es wieder die ökonomischen Gesetze sind, die sich durch die Krise offenbaren.

Salz scheint so zur klassischen Lehre der unsichtbaren Hand zurückzukehren, aber der Rundblick wäre nicht vollständig ohne die Betrachtung irrationaler Faktoren. Der Glaube an die unsichtbare Hand kann nicht vollständig bewiesen werden und ist daher teilweise selbst irrational. Die Zukunft ist ungewiss, und Salz, wie die meisten deutschen Autoren seit Lists Zeiten, zweifelt, dass der Markt die Moral erzeugen kann, deren er für sein eigenes Funktionieren bedarf. Es ist klar, dass der Markt Vertrauen voraussetzt, willkürliche Machtakte

[109] *Salz* (1930: 47).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

aber untergraben dieses. Der Politiker müsste verstehen, welches Klima für das Gedeihen der Märkte notwendig ist; der Geschäftsmann hat die Aufgaben des Staates als Gesetzgeber und Erzieher zu respektieren.

Das zweite Buch bewegt sich von da zur internationalen Ebene. Kapitalismus ist nicht Imperialismus, denn Imperialismus ist viel älter. Einige kapitalistische Länder mögen etwas imperialistischen Erwerbungen schulden, aber der Kapitalismus wird den Imperialismus schließlich überflüssig machen. Salz schlägt sich insofern auf die Seite der Schumpeterschen Imperialismustheorie: Imperialismus entspringt nationalen Traditionen des Staates und ist nicht primär das Resultat eines politischen Eroberungswillens der Kapitalisten oder ihres Wunsches, dauerhafte Exportmärkte zu schaffen. Hier jedoch zitiert *Salz* (1931: 71) Adam Smith: „To found a great empire for the sole purpose of raising up a people of customers (is) a purpose altogether unfit for a nation of shopkeepers, but extremely fit for a nation whose government is influenced by shopkeepers.“ Salz hofft, dass diese rivalisierenden Tendenzen überwunden werden, wenn die Länder in einer Weltwirtschaft zusammenfinden, selbst wenn der ideologische Unterbau bisher fehlt.

Salz erreichte mit den beiden Büchern noch keine große und wohlgeordnete Synthese, aber sie enthalten eine Vision und eindrückliche Passagen, in denen er sich nun gemäßigter und optimistischer zeigt, während ihm sein Interesse in die historische Entwicklung der deutschen Wirtschaft in ihren Verbindungen mit kulturellen Entwicklungen geblieben war, und ebenso das Interesse am Irrationalen am Rand der rationalen ökonomischen Wissenschaft. Während der Emigration scheint er nicht mehr viel Bedeutendes publiziert zu haben; ein Aufsatz in der prestigereichen „American Economic Review“ aus dem Jahr 1944 ist nur ein schwacher Versuch, den Trend, den die ökonomische Wissenschaft mittlerweile eingenommen hatte, zu kritisieren.[110] Er stellt ganz richtig fest, dass der Keynesianismus zu einer Vernachlässigung der Probleme der langen Frist geführt hatte (das Interesse an der Wachstumstheorie sollte erst zehn Jahre später wieder erwachen), und er bezweifelte, ob die Freundlichkeiten zwischen den Liberalen und den Linken andauern könnten (McCarthyismus als eine Reaktion war in der Tat nicht weit entfernt), aber er war nicht imstande, einen eigenen Standpunkt wirksam zu vertreten. Gundolfs an Salz gerichtetes Gedicht mag uns als Zusammenfassung dieser interessanten und widersprüchlichen Persönlichkeit gelten:

AN ARTHUR SALZ

Als noch flor des glaubens alle pfade
Ueberspann bis an das meer
Traf ich dich, scheu vor der eignen gnade,
Leicht der welt, dir selber schwer.

[110] Vgl. *Salz* (1944).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

So als müßte deine anmut sühnen
Ein vergeudet huldgeschenk
Schrittest du durch die geselligen bühnen
Stolz und heimlich ungelenk,

Mit der heiligen bürde der verfemten,
Zögling eifervollen Gotts,
Hilfreich den bedürftigen.. den bequemten
Fein und fremd.. das herz voll trotz.

Wissen, tiefer als Bewährten Ernsten
Würden trug, bargst du im spiel,
Deine sehnsucht über deine fernsten
Sterne fröhnte strengem ziel.

Du beschworst mit leidensdurstigem frevel
Dein verhängnis, bis es kam.
In der bitternis von qualm und schwefel
Würgte sich dir gram und scham..

Klaglos und verhehlt im zarten schimmer
Klugem blick und finstrem grund,
Trittst du treu vors ewige licht, und immer
Mir wie einst im frühling kund.[111]

8. Kurt Singer: Der „mystical economist from Hamburg“

In seiner bekannten Erinnerungsschrift für Einstein schreibt Keynes über diesen: „He was the nicest, and the only talented person I saw in all Berlin, except perhaps old Fuerstenberg, the banker whom Lydia liked so much, and Kurt Singer, two foot by five, the mystical economist from Hamburg. And he was a Jew; and so was Fuerstenberg and so was Singer. And my dear Melchior is a Jew too. Yet if I lived there, I felt I might turn anti-Semite. For the poor Prussian is too slow and heavy on his legs for the other kind of Jews ….“[112]

In diesen doch etwas beunruhigenden Zeilen (aber Keynes sollte später vielen jüdischen Flüchtlingen aus Deutschland von 1933 an helfen) wird Singer zu einem sehr hohen Rang erhoben, als Freund von Keynes, mit dem er oft korrespondierte (sie trafen sich wahrscheinlich nur bei dieser einen Gelegenheit). *Kurt Singer* wurde am 18. Mai 1886 in Magdeburg geboren und starb am 14. Februar 1962 in Athen.[113] Sein Vater war ein jüdischer Geschäftsmann. Er absolvierte das Gymnasium in Magdeburg, studierte in Berlin, Genf, Freiburg und Straßburg, wo er zum Schüler Georg Friedrich Knapps wurde und über

[111] *Gundolf* (1930: 27).
[112] *Keynes* (1972: 383).
[113] Vgl. auch *Eschbach* u. a. (2002).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Geldtheorie schrieb. Er lehrte an der Universität Hamburg von 1912 bis 1929; er verband seinen Unterricht – zuletzt als außerplanmäßiger Professor – mit einer Karriere als einflussreicher Journalist vor allem in Finanzfragen, nämlich als Herausgeber der Zeitschrift „Wirtschaftsdienst“. Keynes gestattete ihm, mehrere seiner Aufsätze zu übersetzen und zu publizieren. Singer hatte seine Dissertation über die indische Geldreform geschrieben und publizierte Artikel und Bücher über Knapps Geldtheorie. Er schrieb zwei Bücher über Platon und schrieb auch über Judaismus; eine lebenslange Freundschaft verband ihn mit Martin Buber.

Er war zu einer Gastprofessur an die Kaiserliche Universität in Tokio eingeladen worden; als er im April 1931 ankam, befand sich Japan in einer Depression und bereitete den Angriff auf die Mandschurei vor. Singer wurde nichtsdestoweniger gut empfangen während dieser ersten Jahre, studierte japanische Philosophie und Kunst und beobachtete faszinierende Parallelen zwischen der Geschichte der japanischen Kultur und der des alten Griechenlands. Als sich der Antisemitismus nach Japan hin ausdehnte, verlor er seine Stellung in Tokio und begab sich nach dem japanischen Norden (Sendai), wo er an einem College Deutsch und alte Sprachen unterrichtete. Hier traf er auch Karl Löwith. 1939 sah er sich gezwungen, seine Odyssee fortzusetzen und nach Australien zu emigrieren. Dort war er während mehrerer Jahre interniert und nutzte diese Zeit, um Chinesisch und Mathematik zu studieren. 1944 wurde er befreit und empfing ein Stipendium, um sein Buch „The Idea of Conflict“ zu schreiben. Er unterrichtete sodann ökonomische Dogmengeschichte in einer bescheidenen Stellung an der Universität von Sydney. Von 1957 an zahlte ihm die Bundesrepublik Deutschland eine Pension im Rahmen der Wiedergutmachung. Nun zog er nach Athen und lebte dort bis zu seinem Tod 1962. Ein posthum erschienenes Buch über Japan, in deutscher Übersetzung 1996,[114] ist von einem Spezialisten als „superlative work“ (the best book on Japan I have ever read)[115] gelobt worden.

Singer (1957) hat seine wichtigsten Begegnungen mit George schön beschrieben. Seine Schriften über George schließen auch zwei Aufsätze über George und Hofmannsthal ein.[116] Singer (der nie heiratete) hatte das Glück, einen Freund aus dem George-Kreis in Australien zu treffen, Hans Brasch – eine Sammlung ihrer Gedichte ist zusammen von der Stefan George Stiftung publiziert worden.[117] *Brasch* (1963) schrieb einen Dialog „Die Verstreuten“, datiert 1943 – ein anrührender Bericht; er erzählt, wie sie versuchten, sich der Freunde im Kreis zu erinnern, die sich damals über die Welt verstreut hatten. Die beiden rühmten, wie George sich weigerte, die vom Dritten Reich angebotenen Ehren anzuneh-

---

[114] *Singer* (1996 [1991]).

[115] *Donald Richie*, The Japan Times (Tokyo, 26. Oct. 1979), zitiert von *Wolfgang Wilhelm* in der Einleitung zur deutschen Ausgabe, *Singer* (1996 [1991]: 7).

[116] *Singer* (1951, 1963).

[117] Vgl. *Brasch / Singer* (1969).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

men, wie Robert Boehringer eine Neupublikation von Georges Werken durch die Nationalsozialisten verhinderte, wie Morwitz in Berlin blieb und mehreren half, Deutschland zu verlassen, bevor er selbst emigrierte, und sie gedachten der Einsamkeit Wolfskehls in Neuseeland. Der Dialog endet:

> „Was aber wurde aus denen die in Deutschland geblieben sind? Sind nicht *sie* die wirklich Verschollenen … sie alle waren nicht roh genug für die neue Lebensweise, und wenn sich einst die Nacht über der alten Welt lichtet, und sie noch am Leben sind, werden sie zermürbter sein als wir, die wir auf den Mauern des kaiserlichen Peking, unter den Kuppeln von Cairo, ja in den eintönigen Vororten Victorias und Carolinas gelernt haben zu warten und nicht verlernt haben, die Wahrheit zu sprechen.“[118]

Singers frühe Beschäftigung mit monetären Problemen ging in verschiedene Richtungen, theoretische und angewandte.[119] Er hielt an Knapps Theorie, einer Analyse des Geldes als Schöpfung des Staates, während seines ganzen Lebens fest, wie aus seiner Edition des Briefwechsels zwischen Knapp und Bendixen hervorgeht, indem er Knapps Buch von 1905 mit anderen wichtigen Entdeckungen der Zeit vergleicht: der Relativitätstheorie und Freud![120] Das war eine Übertreibung, aber Knapps Herangehensweise wurde wichtig, weil sie den Weg zu einer neuen Theorie der Geldpolitik eröffnete, indem Keynes Knapps Hauptgedanken aufgriff. Singer war auch von Simmel und dessen Soziologie des Geldes beeinflusst. Hier handelt es sich nicht nur um eine persönliche Beziehung zwischen George und Simmel, der sich früh für Georges Gedichte interessierte, sondern es besteht auch ein wissenschaftlicher Zusammenhang: George beeinflusste Simmel und dessen Interpretation der Charakteristiken einer durch Geldbeziehungen zusammengehaltenen Gesellschaft, doch können wir diesen Gedanken hier nicht weiter verfolgen.

Wolters pries *Singers* (1924) „Staat und Wirtschaft seit dem Waffenstillstand“ in einem enthusiastischen Brief; Singers Aufsätze „ergeben ein erschütterndes bild unserer friedenskatastrophe in den fünf letzten jahren.“[121] Wolters schlug vor, Singers Buch in Georges Reihe „Werke der Schau und Forschung aus dem Kreise der Blätter für die Kunst“ zu übernehmen, aber das wurde nicht verwirklicht. Das Buch besteht aus fünfzig Aufsätzen, die Singer während fünf Jahren Arbeit für den „Wirtschaftsdienst“ in Hamburg schrieb. Man liest sie wie ein Drama mit ungewissem, aber vermutlich tragischem Ende. Wieder spielen die unehrlichen Grundlagen des Vertrags von Versailles eine entscheidende Rolle. Eine nüchterne Analyse des Mangels an ökonomischem Realismus im Vertrag wird mit beinahe lyrischen Ausdrücken einer irrationalen Hoffnung auf die Zukunft vermischt,

---

[118] Ebenda: 36.
[119] Vgl. *Singer* (1920).
[120] Vgl. *Singer* (1958).
[121] *Philipp* (1998).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

was helfen mag zu verstehen, weshalb Keynes vom „mystical economist“ sprach: „Nichts anderes kann unsere Welt zwischen Untergang und Aufgang retten, als das Aufspringen einer verborgenen Quelle, in der die Wasser eines neuen Lebens aus unlotbaren Tiefen sich sammeln und zum Strome werden, der die Bilder neuer Erde und neuen Himmels auf seinen Wellen trägt. Bis dahin werden noch viele schwere und nächtige Wege zu gehen sein.“[122]

Die monetären Probleme Deutschlands spielen ebenfalls eine große Rolle. Unter den Aufsätzen befindet sich eine scharfsinnige Analyse von Bendixens Vorschlag, die Schulden der Regierung durch Gelddrucken zu vermindern.[123] Es finden sich Diskussionen der wirtschaftlichen Auswirkungen der neuen deutschen Verfassung,[124] und die Sammlung enthält auch einen bemerkenswerten Nachruf auf Max Weber, mit einer charakteristischen Einschätzung zum George-Kreis: „Er war viel zu tief, um nicht die Verkümmerung zu sehen, die in dem ungehemmten Fortschreiten der Rationalisierung für Welt und Mensch beschlossen liegt. Aber es war sein Glaube, daß dies das Joch der Notwendigkeit sei.“[125] Jedoch „Jenseits des Zeitgeists sah er nicht viel mehr als Romantik und Utopie.“[126] Singer behandelt Oswald Spengler recht kritisch, Rudolf Steiner ironisch und bleibt skeptisch gegenüber Walther Rathenau als Autor, obwohl er dessen Politik respektiert.

Die auf den letzten Seiten des Buchs zum Ausdruck gebrachte Einschätzung der politischen Lage stimmt mit dem überein, was Andere im Kreis damals sagten. Alle seine Darlegungen werden auf bedeutende Autoren bezogen, im Gegensatz zur damals in Cambridge im Kreis um Bertrand Russel und später Wittgenstein sich verbreitenden Tendenz, Argumente stets isoliert vorzutragen, sie je für sich zu begründen, und Bezugnahmen auf bedeutende ältere Texte zu vermeiden. So wird von Singer Ranke angeführt, um ein mögliches Gleichgewicht zwischen fortschrittlichen republikanischen Tendenzen und einer konservativen Monarchie zu erwägen. „Der letzte schöne Schein aus Goethes Welt dringt durch dies Geschichtswerk und verklärt den Augenblick des Übergangs zur Epoche des Bürgertums, der Technik und der Wirtschaftsausdehnung, der Lösung der Lebensformen vom Lebensgrunde und des Zerfalls des Menschenganzen in Sondertriebe und Sonderfähigkeiten.“[127]

Burckhardt wird zitiert mit dem Satz „Das erste große Phänomen nach dem Krieg 1870/71 ist eine nochmalige außerordentliche Steigerung des Erwerbssin-

---

[122] *Singer* (1924: 39).

[123] Ursprünglich publiziert im August 1919, *Singer* (1924: 56).

[124] „Sozialismus ohne Glaube und … Liberalismus ohne Weite“, publiziert am 24. Oktober 1919 in *Singer* (1924: 62–66, hier 63).

[125] *Singer* (1924: 97).

[126] Ebenda: 99.

[127] Ebenda: 224–225.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nes“[128], und er zitiert dann aus den Blättern für die Kunst: „Wenn wir heute aus den verschiedensten geistigen Kreisen Vorschläge vernehmen, wie eine Bildungseinheit (Kultur) zu erzeugen oder zu erhöhen sei, so ist daran das Bemerkenswerte, daß man von der gepriesenen Herrschaft des Fortschritts (die man später vielleicht weniger milde die des Raubbaus nennen wird) die Erfüllung zu erwarten aufhört und daß überall die Angst durchklingt, als ob in dieser bestgeordneten aller Welten ein Wesentliches nicht versorgt sei und ein Edelstes verloren gehe.“[129] Er schließt das Buch mit den folgenden Worten: „Die Wechselverkettung der Interessen, Gesinnung und Verstand, Energie und Wachheit mögen im Innern wie im Zwischenstaatlichen hinreichen, das Sterben ganzer Bevölkerungen zu verhüten: vor dem Absinken menschlichen Daseins in das Niedrige, Kleintierhafte, Gestalt- und Würdelose bewahrt nur Hauch aus anderer Welt und Glut von zeitfremdem Herde. Dies ist uns die klare Lehre der fünf verworren-grauen Jahre nach dem Waffenstillstand.“[130]. Die Anspielung auf das bekannte Gedicht im JAHR DER SEELE ist offenkundig:

Ihr tratet zu dem herde …[131]

Singer scheint seine Arbeit als Wirtschaftsjournalist geliebt zu haben, denn 1925 lehnte er eine Berufung auf einen Lehrstuhl in Königsberg ab; er zog seine bescheidenere Stellung in der Universität Hamburg vor, wo es ihm möglich war, ein größeres Publikum durch seine Zeitschrift zu erreichen. Auch schrieb er ein Buch über Platon. Aber er nahm die ehrenvolle Einladung nach Japan an, dessen wichtigste Frucht sein posthum erschienenes, erwähntes Buch war – ein glänzendes Stück der Kultursoziologie, das Einsichten auch für die Geschichte des japanischen Wirtschaftsdenkens enthält.[132] Es entwickelt Ideen, die für seine Bildung charakteristisch waren, indem er beispielsweise den griechischen *kaloskagathos*, den römischen *vir honestus* mit dem Samurai vergleicht, aber typisch georgeanisch ist die dauernde Gegenwart mythischer Elemente in der Geschichte. Diese erscheinen auch in seinem „The Idea of Conflict“, das er später in Australien schreiben sollte. Auf dem Weg dorthin schrieb er das folgende Gedicht:

Wandernde vögel ungewisser bahn
Im schicksalswind von ast zu ast getrieben
Wo ist euch heimat als in eurem lieben,
Wo feste leite als in edlem wahn.[133]

---

[128] Ebenda: 225.
[129] Blätter für die Kunst, 9. Folge, (1910), zit. ebenda, S. 226.
[130] *Singer* (1924: 229).
[131] *SW* IV, S. 114.
[132] Vgl. *Schefold* (2001b).
[133] *Brasch / Singer* (1969: 12).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Singers Bücher sind kunstvoll und in sich geschlossen. Sie tragen Züge seiner Persönlichkeit, aber man spürt, dass er sie als Beiträge zu den Geisteswissenschaften im Geist Georges meinte. Er schrieb zwei Aufsätze, die in der zweiten Ausgabe von „The Idea of Conflict“ eingeschlossen sind und die ein Licht auf die in seiner Wirtschaftswissenschaft verwendeten Methoden werfen.

Der erste ist mit der Wirtschaftspolitik der englischen klassischen Ökonomen befasst und geht aus von einer Kritik an Lionel Robbins.[134] Robbins hatte versucht, ein System der Wirtschaftspolitik im Sinne des klassischen liberalen Wirtschaftsdenkens zu konstruieren – Singer dekonstruiert es. Die klassischen Autoren sollten nicht vorschnell in ein Lager fortschrittlicher und konservativer Autoren geteilt werden. Von Robbins heißt es, er habe gewissermaßen eine Familienähnlichkeit unter ihnen gesucht, sei aber weniger sicher bei der Einordnung John Stuart Mills gewesen, der den Glauben an den Fortschritt erschütterte. Ein gewisser pragmatischer Reformismus charakterisiere sie jedoch alle, ein Utilitarismus in der Politik, vor der Einführung der Nutzentheorie in der Wertlehre. Dies wurde von den Ökonomen auf dem Kontinent nie ganz akzeptiert, die oft philosophischere Ziele verfolgten: „Denn worin besteht dieser Utilitarismus, wenn nicht in einem Verzicht auf absolut und allgemein verbindliche Werte?“[135] Dieser neue Utilitarismus schien nichtsdestoweniger durch eine breite allgemeine Orientierung, zusammengesetzt aus „spätchristliche Gesinnungen, humanitäre Traditionen und undoktrinärer Weltverstand“,[136] gelenkt zu werden. Innerhalb dieses pragmatischen Reformismus gibt es keine allgemeine Theorie der Wirtschaftspolitik, und sie kann auch nicht existieren, da die klassischen Ökonomen an das spontane Funktionieren der Märkte glauben. „Der Gedanke …, die Wirtschaft als Ganzes sei der Gegenstand bewußter Ordnung und Gestaltung durch den Staatsmann, ist Smith wie Ricardo wesensfremd.“[137] Die klassische politische Ökonomie sage dem Staatsmann nicht, was er tun soll, sondern eher, was er nicht zu regulieren versuchen darf. Es trifft zwar zu, dass Smith und seine Nachfolger eine Reihe von Gebieten benennen, in denen der Staat eingreifen sollte, aber diese bleiben unverbunden. Schon bei Smith gibt es keinen Zweifel am Fortschritt, nämlich im Betreff der Arbeitsteilung, deren verdummende Wirkung durch Erziehung kompensiert werden muss, und es gibt seine Kritik der Monopole (aber er schlägt nur vor, der Staat solle Monopole weder schaffen noch befördern). Die Synthese der „Theory of Moral Sentiments“ und des „Wealth of Nations“ wurde nie erreicht und konnte von Smith nicht erreicht werden – selbst Bentham schuf kein System der politischen Intervention. Die Felder, in denen es zu Fehlallokationen der Märkte kommt, wurden nie systematisch verbunden.

---

[134] *Singer* (1973: 200–211), zuerst publiziert 1954.

[135] *Singer* (1973: 202).

[136] Ebenda.

[137] *Singer* (1973: 203).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

So fiel die Lösung der Aufgabe den Autoren „der Epoche des Spätkapitalismus“ zu;[138] sie entwickelten den Gedanken einer vorgedachten ökonomischen Ordnung. Singer bezieht sich hier auf Eucken und den deutschen Ordoliberalismus, der sich nicht auf den klassischen Liberalismus zurückprojizieren ließ. Ein System der Wirtschaftspolitik nur als System der Regeln zu definieren ist entweder zu allgemein oder zu eng. Wenn die Regeln irgendwie festgesetzt werden können, vorausgesetzt nur, dass sie auf Dauer gelten: Warum sollten sie nicht unvollkommene Konkurrenz erlauben? Sind sie aber eng und wohldefiniert, werden sich die Regel und die konkrete Durchsetzung nur schwer unterscheiden lassen, und der Politiker, der nur eine ökonomische Ordnung schaffen wollte, wird schließlich in den ökonomischen Prozess eingreifen.

Wenn das heißt, dass der Staat mehr tun muss als nur Regeln bereit zu stellen, muss er die Wirtschaft gestalten: „Diese Wendung aber bedeutet den Sieg Schmollers, Knapps und von Gottl-Ottlilienfelds im Kernpunkt ihres Denkens.“[139] Schon Richard Jones hatte zu Recht das Fehlen institutionellen Denkens in der englischen politischen Ökonomie kritisiert. Und wenn Märkte organisiert werden müssen: Ist es da nicht auch wahr, dass Geld vom Staat zu schaffen ist – ist das nicht der Sieg Georg Friedrich Knapps?

Singer (1973: 212 ff.) findet so den Weg zurück zu den Debatten der Jüngsten Historischen Schule. Der andere frühere Aufsatz (zuerst 1928 publiziert) „Über Wesen und Stand der Nationalökonomie“ bezieht sich auf Sombart. Sombart wird die Versöhnung im Methodenstreit zugeschrieben, der endete, „als Schmoller … zugestand, daß er die klassische Freihandelsdoktrin zuwenig beachtet habe, und als Wicksell … seinen letzten Schülern nichts dringlicher einzuschärfen wußte als … studiert Geschichte …, die Empirie …“.[140] Sombart erreichte die Synthese durch eine „fast romantisch anmutende Verbindung von Verstandeswillen und Anschauungsfreude …“.[141] Die Synthese beruht auf einer „Verstehenden Nationalökonomie“, d. h. auf einer Herangehensweise an die ökonomische Theorie, welche wechselnde historische Motive in Betracht zieht und die deshalb die Vielfalt der ökonomischen Phänomene auffängt und die enge Welt des Wettbewerbskapitalismus, den die klassischen Autoren untersuchten, überschreitet.

Nun fragt sich, ob die „Verstehende Nationalökonomie“ wertfrei sein könnte, wie Sombart dies, Weber folgend, forderte. Dies betrifft nicht die gelegentliche Äußerung eines persönlichen Werturteils – ein triviales Problem –, sondern „Verstehen … muß sich nach Kräften von allen blutsmäßigen, umweltlichen und weltanschaulichen Hörigkeiten befreien.“[142] Dieses Ideal ist dasselbe wie in

[138] *Singer* (1973: 208).
[139] Ebenda: 210.
[140] Ebenda: 212.
[141] *Singer* (1973: 213).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Comte, außer insofern die „Verstehende Nationalökonomie“ nicht ebenso selbstbewusst eine Prognosefähigkeit beansprucht. An dieser Stelle weicht Singer von Sombart und Weber ab. Die unterliegende Analogie mit den Naturwissenschaften leitet in die Irre. Es ist ein Irrtum „das zu Verstehende als ein Vorhandenes …“ aufzufassen, das (hier) von jedermann verstanden, wie dort von jedermann gemessen werden kann. Die Geschichte ist überhaupt nicht in dem Sinn wie die Natur der Physik, sondern lebt, und es unterscheidet nicht nur die Menschen und Zeiten, was ihnen zum Problem wird, sondern ob sie dank ihrem So-sein befähigt und berechtigt sind, das auch nur zu gewahren, was in der Geschichte vorgeht.“[143] Dies wird mit Bezug auf Platon und Heidegger festgestellt. Die Forderung, die historischen Wissenschaften sollten streng sein, wird nicht zurückgenommen, aber die Kontexte und Wertungen, die sich mit ihnen verbinden, muss man ernst nehmen: „Wer, etwa aus Scheu, sich einer Wertung schuldig zu machen, von Helden nur in Anführungsstrichen schreibt, von Christus und einem Revolutionsliteraten in gleichem Tone und in den gleichen Begriffen redet und den Propheten, wenn auch nur für die Zwecke kausaler, aber das heißt doch verstehender Zuordnung auf einen Sonderfall des Demagogen zurückführt, der verfehlt nicht nur den Sinn selber, den er verstehen zu wollen vorgibt, sondern verkehrt diesen Sinn: Die Wertgebundenheit der Sprache ist so fundamental, daß jeder Versuch, ihr zu entgehen, zum Ausdruck der gegnerischen Wertung wird.“[144] Die in Heidelberg begonnene Diskussion setzt sich so fort. Für Singer folgt, dass die Wirtschaft nicht isoliert gesehen werden sollte, sondern eingebettet in eine politische Formation, die einfach sein kann in ihrer Form (wie ein archaischer Haushalt) oder komplex wie der moderne Staat mit seinen gewachsenen Institutionen. Die Schlussfolgerung ist für den Ökonomen bescheiden, nicht arrogant: Der Ökonom soll wie der Physiker (man wird an Keynes’ „Zahnarzt“ erinnert, aber dessen Idee entstand später) nur helfen, gegebene Lagen abzuwandeln; die Wirtschaft bestimmt das soziale und politische Leben als Ganzes nicht allein.

9. Salin: Rationale und anschauliche Theorie

Ich versuche nun, Teile von *Salins* Werk und Tätigkeiten zusammenzufassen, die eine Synthese der verschiedenen Einflüsse der Heidelberger Strömungen darstellen.[145] Salins Verdienst war, die Wirtschaftswissenschaften als Teil der Geisteswissenschaften aufzufassen.

---

[142] Ebenda: 215.

[143] Ebenda: 216.

[144] Ebenda.

[145] Ausführlicher *Schefold* (1992).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Diese Auffassung mag heute seltsam scheinen, zu einer Zeit, da das Prestige der Ökonomen auf den Errungenschaften der formalen Theorie beruht. Wie jedoch bekannt ist, wuchs die Wirtschaftswissenschaft aus dem Erbe der Philosophie der Antike und der scholastischen Theologie hervor, sie wurde beeinflusst durch die juristische Tradition und das historische Denken. Analogien, geborgt von der Medizin, der Mechanik und von verschiedenen, nicht nur darwinistischen, Entwicklungstheorien, wurden in sie eingebracht. Die Wirtschaftswissenschaften sind deshalb historisch mit Disziplinen aller traditionellen Fakultäten verbunden. So wurden auch die Aufgaben des Ökonomen in verschiedenen Bereichen gesehen. Die Künste der Haushaltsführung und der Staatsverwaltung sind nach den sokratischen Philosophen mit einer Praxis befasst, die sich auf das Gute Leben richtet; die volle Entfaltung des Lebens wird nur durch Teilnahme in den Angelegenheiten des Staatswesens erreicht und muss sich höheren Zielen philosophischer Reflexion unterordnen. Das Wirtschaftsdenken der Antike – wenn der Begriff zulässig ist – war deshalb in einen weiteren philosophischen Diskurs eingebettet, der, soweit er an den Stätten des höheren Unterrichts – heute den Universitäten – noch stattfindet, den Geisteswissenschaften angehört. Aber die Hauptaufgabe des modernen Ökonomen ist, auf eine effiziente Verwaltung hinzuführen, und aus den Naturwissenschaften abgeleitete Techniken stellen die Hauptinstrumente dar.

Wenn die Ökonomen sich mit ihrer Verwandtschaft mit den Naturwissenschaften brüsten und ihre Wurzeln in den Geisteswissenschaften verleugnen, sind sie vielleicht oft nur von Prestigedenken geleitet. Eine wesentliche Verbindung besteht jedoch, da die kapitalistische Akkumulation schon im Merkantilismus an als autonomer Prozess gesehen wurde und später von Staatseinflüssen und Resten religiöser Normierungen befreit werden sollte, gemäß dem liberalen Ideal der Klassik. Die neoklassische allgemeine Gleichgewichtstheorie stellt die Wirtschaft als selbstregulierendes System, also als einen Mechanismus dar. Man kann diesen als in Gesellschaft und Kultur eingebettet ansehen, aber beide brauchen keinem hermeneutischen Verstehen unterworfen zu werden, da die Präferenzen als gegeben betrachtet werden – insofern geht die neoklassische Konzeption über Adam Smith hinaus. Der sein Modell betrachtende Ökonom scheint so dem Naturwissenschaftler nahe zu stehen, der den Ablauf eines Experiments beobachtet. Das Objekt des Ökonomen ist nicht die Natur, aber der Ökonom steht zu den verbundenen Handlungen der Menschen in einer Beziehung, als ob diese Naturgesetzen folgten. Die Antike fasste dagegen das Wirtschaftliche als ein Mittel auf, dessen Gebrauch nicht verstanden werden konnte, ohne die wahren Handlungsgründe zu verstehen, die jenseits des Untersuchungsgebiets des modernen Ökonomen liegen. Die Autonomie der ökonomischen Sphäre war in Marx sogar so ausgeprägt (soweit es um die kapitalistische und die vorangehenden Produktionsweisen ging), dass die Kultur in ihren wesentlichen Zügen gänzlich durch ökonomische Kräfte bestimmt schien, die ihrerseits vom Niveau der technischen Entwicklung abhingen. Demgegenüber ist der Konsument in

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der modernen Theorie immerhin souverän; der Grad, in dem seine Präferenzen gesellschaftlich bestimmt erscheinen oder aus einer modernen Form des Guten Lebens abgeleitet werden, bedarf keiner Untersuchung.

Demgegenüber sahen die Ökonomen, die der Herangehensweise der Historischen Schule folgten, wie Gothein, Landmann und Wolters, die Wirtschaftsgeschichte als einen Teil der Kulturgeschichte. Salz akzeptierte den Mechanismus der vollkommenen Konkurrenz, aber versuchte, die Felder zu identifizieren, wo sich Macht durchsetzte. Singer wiederum sah die Kultur als das erste Datum. Salin war politisch ein konservativer Liberaler, aber wenn er von der Wirtschaft in der kapitalistischen Entwicklung sprach, meinte er offensichtlich, dass sie sich nach utilitaristischen Motiven und nach dem Gewinn richtete. So war für Salin die Autonomie des ökonomischen Prozesses ein Problem, rechtfertigte aber nicht eine ausschließlich in formaler Form durchgeführte Analyse nach dem Modell der Naturwissenschaften. Ganz im Gegenteil kam es darauf an zu sehen, wie die europäische Gesellschaft historisch den autonomen Kräften unterworfen wurde, wie der Übergang verlief und welches Ergebnis nach mancherlei Widerstreben daraus folgte, und diese Akte des Verstehens mussten auf den Methoden der Geisteswissenschaften beruhen. Die Sichtweise glich der aristotelischen Denunzierung der Chrematistik. Salin schien, wie Schumpeter, von Marx stark beeinflusst. Er gestand, dass er von den Brüdern Weber gelernt hatte, das „Kapital“ zu lesen. Die konservative Wendung seiner Interpretation entsprach Georges Pessimismus in der Betrachtung der kulturellen Entwicklung.

Mit der für seine Zeit charakteristischen Verachtung schrieb er 1932 vom Kampf zwischen Händlernationen, die sich „um die Futterplätze der Welt streiten“.[146] Er versuchte, die verbundenen Wirkungen der Kernenergie und der Automation im Prozess industrieller Konzentration abzuschätzen, als er 1956 warnte: „Jetzt sind nicht nur Blitz und Donner des Göttervaters, sondern die Elemente der Schöpfung von den Menschen erschlossen und erobert – von einem schwachen Geschlecht, das nur noch über einen starken Verstand verfügt, der weder durch einen Glauben noch durch ein Gefühl der Verantwortung in Grenzen gehalten wird. Die Technik als Werkzeug ist damit in die Technik als Szepter oder – als Sklavenpeitsche verwandelt.“[147]

Salin behandelte formale „Modell-Schreinerei“, wie er es nannte, mit Herablassung, zeigte aber viel Respekt für Keynes und Schumpeter. In Keynes sah er vor allem den Mann, der praktisch zu handeln wusste als ökonomischer Berater, ein begabter Schriftsteller, den ehrlichen Kritiker des Friedens von Versailles, während er mit der „Allgemeinen Theorie“ nicht viel anfangen konnte. Er bewunderte Schumpeter für seine historische Vorstellungskraft und die Soziologie des Unternehmers, die Salin auch nutzte, niemals vergessend, dass der Kapitalismus

[146] *Salin* (1932: 187).
[147] *Salin* (1957: 133).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

des Einzelunternehmers des 19. Jahrhunderts eine Sache war, der Managerkapitalismus des 20. aber eine andere. Das Zusammenspiel rationaler Agenten im Sinne der klassischen Theorie erbrachte dagegen nur eine Gleichgewichtsanalyse, deren Optimalitätseigenschaften man diskutieren konnte. Salin hielt dies nur für Teilerkenntnis, nicht wahrheitsleer, aber irreführend wegen der Verallgemeinerungen, die gewöhnlich darauf errichtet wurden. Deshalb unterschied er zwischen „rationaler" und „anschaulicher" Theorie. Die letztere, als allgemeiner betrachtet, sollte die erstere umschließen. Sie sollte soziologische und psychologische Einsichten verwenden, insbesondere den Investitionsprozess betreffend (insofern gab es eine theoretische Verwandtschaft zwischen Keynes und Salin schließlich doch), und sie sollte dazu dienen, gesellschaftliche Determination des Konjunkturzyklus zu erfassen.[148] Salin wollte auch das Verständnis der modernen Wirtschaftskultur durch Vergleiche mit den historischen Vorgängern vertiefen. Es war daher nicht nur eine Ehrenbezeugung, sondern ein Bekenntnis, wenn Salin die vierte Ausgabe seiner Geschichte der Volkswirtschaftslehre den Philosophischen Fakultäten der Universitäten von Heidelberg und Basel als „Orte des lebendigen Humanismus" 1951 widmete, in deutlicher Anknüpfung an das Motto, das Gundolf für die Universität Heidelberg eine Generation früher gewählt hatte.[149]

Edgar Salin war mit den späteren Formen der „rationalen" Theorie durchaus vertraut, als er seinen Unterricht in Heidelberg begann. Mündlich ist überliefert, dass ihn die Studenten „Herr Grenznutzen" zu nennen pflegten. Aber schon sein Lehrer Alfred Weber stand in der Tradition einer Verbindung rationaler und anschaulicher Theorieelemente, die Salin später auf von Thünen zurückführte – in der Tat war Alfred Weber selbst unter den Fachgenossen bekannt für ein Werk, das von Thünen weiterführte: eine Theorie industrieller Standorte. Salin schrieb seine Dissertation unter ihm über die wirtschaftliche Entwicklung Alaskas infolge der Goldfunde.[150] Er bewunderte Alfred Webers künstlerisches Gefühl, seinen scharfen Verstand und seine Leidenschaftlichkeit, besonders aber die politische Integrität, die er bewies, als die Nazis die Macht ergriffen.[151]

Salin (1921a) blickte nach einem Stern über einem anderen Dach, als er seine Habilitationsschrift über „Platon und die griechische Utopie" verfasste, die das platonische Staatsverständnis behandelte. Die Angehörigen des Kreises um Stefan George liebten es, sich mit Platons Akademie zu vergleichen, und George pflegte das Netzwerk seiner Freundesgruppen als seinen „Staat" zu bezeichnen. Salin erzählt die Geschichte, wie er, als er sein Buch schrieb, zur Vermutung gelangte, dass der junge Aristoteles die Materialien sammelte, auf

[148] Vgl. *Spiethoff* (1955).
[149] Vgl. *Salin* (1951).
[150] Vgl. *Salin* (1914).
[151] Vgl. *Salins* kurze Biographie in *Salin* (1963: 58–74).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

denen Platons monumentaler Dialog „Die Gesetze“ beruht. Aber Salin konnte es nicht beweisen. George gefiel der Gedanke und riet Salin, sich auf seine selbstbewusste Intuition zu verlassen und die Zustimmung des Meisters anstelle eines Beweises anzunehmen.[152] Denn der Kreis arbeitete in derselben Weise zusammen: die Jüngeren Materialien sammelnd, die Älteren Ratschläge gebend usf. Auf dieses Werk folgte Salins Studie über die „Civitas Dei“ St. Augustins. Die „Civitas Dei“ ist nicht nur ein christliches, sondern auch platonisches Werk in seinen wesentlichsten Elementen. Salin verfolgt unter anderem wie ein neueres Verständnis der Handarbeit durch das christliche Denken in die Antike eingeführt wurde.[153] Dazwischen erschien ein allgemeiner Überblick über die volkswirtschaftliche Theorie in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts[154] und, sehr viel wichtiger, die erste, ganz kurze Fassung von Salins „Geschichte der Volkswirtschaftslehre“[155], die großes Aufsehen erregte, weil sie das Werk Schmollers als überholt bezeichnete. Dieses Buch, in späteren Auflagen immer wieder erweitert, aber doch immer noch kurz im Vergleich zu anderen Geschichten der Volkswirtschaftslehre, ist dicht und reich durch seine Charakterisierungen – ich staune über treffende Formulierungen, wenn immer ich Teile davon wieder lese. Hier sagt er von Max Weber, dass er seine Vorgänger um Haupteslänge überragte: „Kein größerer Mensch ist in die Annalen der Ökonomik eingezeichnet als Max Weber … – von keinem vielseitigeren Wirken haben sie zu berichten …“.[156]

Hätte jemand den Einwand erhoben, dass Salin die Schleusen zu einer Flut der Irrationalität öffnete, würde er wohl geantwortet haben, dass seine ethischen Grundsätze in seinem Humanismus wurzelten. Er war ein Liberaler der alten Art, der an den Wert traditioneller Werte glaubte: Werte, die nicht völlig statisch blieben, aber sich in die richtige Richtung entwickelten, wenn sie von begabten Menschen beeinflusst wurden. Für solche intellektuelle Akrobatik gab es kein Sicherheitsnetz, und der moderne Leser von Salins Buch über das Reparationsproblem[157] kann im Licht der späteren Entwicklung das Gefühl der Beunruhigung nicht unterdrücken, obwohl Salin, soweit ich sehe, niemals totalitäre politische Maßnahmen befürwortete.

Wir befinden uns auf festerem Grund, wenn wir zu Salin als Historiker zurückkehren. Er hatte die Ältere Historische Schule in seiner „Geschichte der Volkswirtschaftslehre“ von 1923 kritisiert und bemerkte, dass Knies, ihr Methodologe,

---

[152] Vgl. *Salin* (1954: 44).

[153] Vgl. *Salin* (1926), auch *Schefold* (2004b).

[154] Siehe *Salin* (1921b).

[155] Vgl. *Salin* (1923).

[156] *Salin* (1923: 40–41).

[157] Als „deutsche Tribute“ bezeichnet, eingeteilt in Reden, nicht in Kapitel, siehe *Salin* (1930).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sein Programm nicht durchgeführt habe und Roscher der Kraft, Theorie und Geschichte wirklich zu verbinden, entbehrte. Von dem Dritten, Hildebrand, sagte er, dass er die „Wünschelrute“ in seinen Händen hielt, als er seine Stufentheorie entwickelte, gestützt auf die Unterscheidung zwischen einer Naturalwirtschaft, einer Geldwirtschaft und der Kreditwirtschaft. Nur ein kleiner Schritt war noch zu tun, um die reine Theorie durch eine historische zu ersetzen, oder wie Salin in seiner Kritik und Einschätzung Sombarts es formulierte, um „rationale“ und „anschauliche“ Theorie zu verbinden.

Solche anschaulichen Theorien haben seit langer Zeit Bestand gehabt; Parallelen finden wir in neueren Zeiten in den Theorien der Transformationen ökonomischer Systeme. Wir erinnern uns an Adam Smiths Darstellung vom Feudalismus zum Kapitalismus:

> „But what all the violence of the feudal institutions could never had effected, the silent and insensible operation of foreign commerce and manufactures gradually brought about. These gradually furnished the great proprietors with something for which they could exchange the whole surplus produce of their lands, and which they could consume themselves without sharing it either with tenants or retainers. … For a pair of diamond buckles perhaps, or for something as frivolous and useless, they exchanged the maintenance, or what is the same thing, the price of the maintenance of a thousand men for a year, and with it the whole weight and authority which it could give them. … For the gratification of the most childish … of all vanities, they gradually bartered their whole power and authority … A revolution of the greatest importance to the public happiness, was in this manner brought about by two different orders of people, who had not the least intention to serve the public. To gratify the most childish vanity was the sole motive of the great proprietors. The merchants and artificers, much less ridiculous, acted merely from a view to their own interest … Neither of them had either knowledge or foresight of that great revolution which the folly of the one, and the industry of the other, was gradually bringing about.“[158]

Die kulturelle Dimension und Elemente anschaulicher Beschreibung springen in dieser knappen Darstellung in die Augen, die nichtsdestoweniger auf strikter Logik und Kausalität gründet. Das Urteil über den Entwicklungsschritt braucht nicht so streng auszufallen wie bei Adam Smith. Der Luxuskonsum entstand nicht in direktem Übergang von Festen für Krieger zu privater Vergnügung in exotischen Reisen, denn dazwischen lag eine ganze Epoche der Repräsentation in lokalen Palästen und Höfen. Vielleicht hätte Smith es als frivol empfunden, aber Schottland besitzt nicht umsonst großartige italienische und französische Landschaftsbilder des 17. und 18. Jahrhunderts, die in der Nationalgalerie in Edinburgh aus den Schlössern des verarmten Adels der Umgebung gesammelt wurden. Der Sinn solcher Beobachtungen bedarf der Erklärung. Selbstverständlich kann nichts einen Ökonomen daran hindern, den Kauf eines Gemäldes aus

[158] *Smith* (1961: 437, 440).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

dem 18. Jahrhundert als Ausdruck individueller Nutzenmaximierung aufzufassen. Etwas tiefer blickend erkennen wir, dass der Adelige nicht nur an seinen eigenen Nutzen denkt, sondern auch an den seiner Gäste, die er zu beeindrucken oder denen er zu gefallen wünscht. Auf einer dritten, noch tieferen Ebene begreifen wir, dass die gesteigerte Pracht des Adels seinen gesellschaftlichen Niedergang verbirgt.

Die moderne Theorie hat gelernt, Repräsentation und Luxus als externe Effekte des Konsums zu betrachten; der rationale Kern der ökonomischen Theorie, jedenfalls ihre Formalisierung, wird dadurch erweitert. Die Notwendigkeit, die kulturelle Einbettung und das Bedürfnis, die Theorie anschaulich zu formulieren, scheinen dadurch gemindert. Es bleibt jedoch das Problem der historischen Individualität jeder Transformation. Wir können unser Verständnis der einzigartigen Aspekte einer gegebenen historischen Entwicklung vertiefen, indem wir eine Vielzahl von Modellen verwenden, aber wir sind zuletzt doch nur überzeugt, wenn die Verbindung unserer Anschauung entspricht, und eine meisterliche Übersichtsbeschreibung, welche die historischen und theoretischen Elemente miteinander zu verbinden weiß, ist das, was uns schließlich gefällt. Dafür jedenfalls stand Salin, und was wir hier über die Ökonomie von Systemtransformationen gesagt haben, kann auch auf Überlegungen zur Wirtschaftspolitik wie beispielsweise zur europäischen Einigung übertragen werden, in denen Salin so vorzugehen versuchte.

Was blieb? *Sombart* (1987: XXII) schrieb in niedergedrückter Stimmung, dass der Historiker bei seiner Arbeit nicht zu beneiden sei, weil sie nur zu einem Zuwachs des Wissens führte. *Salin* (1961: 41–46, 182–212) meinte, dass Sombart nicht verstanden werde. Der Grund ist klar: „Verstehende Nationalökonomie“, die Volkswirtschaftslehre, deren Zweck es war, das Verhältnis ethischer und kultureller Kräfte einerseits, ökonomischer Kräfte andererseits, zu untersuchen, wie in *Max Webers* „Protestantischer Ethik“ (1992), konnte zu einer Periodisierung der Geschichte, zu einem Verständnis von Unterschieden zwischen ökonomischen Systemen führen; sie hatte eine große Literatur über die sogenannten „Wirtschaftsstile“[159] hervorgerufen, aber dieses Wissen schien keinen instrumentellen Wert für die Gestaltung der Zukunft zu besitzen. *Sombarts* (1934) später Versuch, die Nationalsozialisten 1934 zu beraten, blieb isoliert; Sombart hatte insofern Glück, als die offizielle Partei ihn und seine Vorschläge mit verächtlichen Bemerkungen zurückwiesen.

Salin wollte seine Methodologie vertiefen und unternahm es, seinen Begriffsapparat in Anhängen zu späteren Ausgaben seiner Geschichte der Volkswirtschaftslehre zu erklären. Hier berührte er den Universalismus Othmar Spanns und bezog sich auf Edith Landmann, die Gattin Julius Landmanns, mit ihrem Buch „Die Transcendenz des Erkennens“[160]. Edith Landmann schlug darin vor,

[159] *Schefold* (1994, 1995).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

die Theorie des Verstehens von den Geisteswissenschaften zu den Naturwissenschaften hin zu erweitern, Goethes Interpretation der letzteren folgend, ungeachtet des Siegs der Newtonschen Physik. Danach ist eine ganzheitliche Erkenntnis nur außergewöhnlichen Persönlichkeiten gegeben; sie ist nicht zwingend nachvollziehbar, kann aber durch eine bedeutende Darstellung und im Verhältnis von Lehrern und Schülern weitergegeben werden. Das mag so sein, und die übliche Antwort darauf lautet, dass solche Einsichten nicht als Teil der Wissenschaft angesehen werden können, aber Salin nahm manchmal die Haltung dessen ein, der über nicht allgemein zugängliche Einsichten verfügt, und damit forderte er seine Hörer heraus.

Aber dann, wieder und wieder, erschien er brillant und fesselte seine Zuhörerschaft mit seiner großen Bildung, seinem Witz und mit der Originalität seiner Feststellungen. Was wir oben über seine „Geschichte der Volkswirtschaftslehre" festhielten – die Vielschichtigkeit seines Wissens und seiner Darstellungen desselben –, könnte mit Bezug auf seine anderen Arbeitsgebiete wie seine verstreuten Schriften über die Wirtschaft der Antike wiederholt werden. Er hielt sich gut informiert über die internationale Forschung in der Wirtschaftsgeschichte der Antike und trug selbst mit originellen Beobachtungen zur Interpretation der Texte bei.[161]

Es ist hier unser Ziel, Salin als einen Ökonomen, der George nachfolgte, darzustellen. Wir können hier deshalb seine vielen späteren Arbeiten nicht besprechen, wie das keynesianische Beschäftigungsprogramm, das er für die Stadt Basel während der großen Wirtschaftskrise entwarf. Näher schon kämen wir dem Thema durch eine Auseinandersetzung mit seinem Buch über Nietzsche und Burckhardt, beruhend auf Vorlesungen, die er auch in den dreißiger Jahren hielt und die später publiziert und wieder publiziert wurden.[162] Stetig und angestrengt arbeitete er für die wiedergegründete List-Gesellschaft nach dem Krieg, worauf wir schon eingangs anspielten. Die Bereitschaft zur Interdisziplinarität zeichnete alle diese Beiträge aus,[163] so dass er als ein Original, aber einigermaßen isoliert angesehen wurde, als, in den späten fünfziger Jahren, die Zahl der Gelehrten mit ähnlichem Ausblick und vergleichbarer Bildung sich verringerte – daher eine gewisse Melancholie in seiner Festschrift.[164] Im Verein für Socialpolitik fanden Debatten statt, in denen seine Methoden diskutiert wurden. Sie hinterließen einen dauernden Eindruck bei allen Teilnehmern, aber es gelang ihm nicht, den Trend hin zur Modernisierung der Wirtschaftswissenschaft in eigenem Sinn umzulenken.[165]

---

[160] *Landmann* (1923). Vgl. auch *Schefold* (2005).

[161] Vgl. *Schefold* (1997).

[162] Siehe *Salin* (1959).

[163] Vgl. z. B. *Zimmermann* (1957).

[164] Vgl. *Beckerath* et. al., (1962).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ich durfte 1971–73 seine Bekanntschaft machen und war sein letzter Assistent in der List-Gesellschaft. Ich hatte mich in meiner Gymnasialzeit und als Student viel für Literatur und Dichtung interessiert – und ich hatte George gelesen –, aber ich erhielt mein Diplom in Mathematik und meinen Doktorgrad in Ökonomie, nach Studien in Cambridge. Hinzu kamen die Beeinflussungen des Jahres 1968. Salin öffnete mir den Zugang, die Wirtschaft in ihrer historischen Dimension zu sehen, und er gab so den Diskussionen über Wirtschaftspolitik ihre Tiefe.[166] Aber die Zeiten waren schwierig. Als ich Salin ein Exemplar meiner Dissertation über „Theorie der Kuppelproduktion“[167] schenken wollte – ein Stück mathematische Ökonomie –, trug er mir ruhig auf, den Band wieder mit nach Hause zu nehmen. Er schlug einmal vor, zusammen Gedichte zu lesen, ich stimmte zu, aber wir versäumten die Gelegenheit, den Vorsatz zu verwirklichen. So blieben unsere Diskussionen im wesentlichen beschränkt auf die Perspektiven, welche durch die Themenstellung der Konferenz sich öffneten, aber seine außergewöhnliche Sicht des Wirtschaftlichen war so tief in seiner Persönlichkeit verankert, dass sie immer wieder hervorbrach. Dass er Georges Kritik der modernen Kultur und der Ausbeutung der Natur weiter hoch hielt, dass er noch immer den Prozess der Rationalisierung als Verarmung interpretierte, während die deutsche Industrie großzügig seine Konferenzen finanzierte, musste mir zynisch erscheinen, weil ich jung war. Wie der Liberale der Antike war er höflich, war er menschlich, ging er großzügig um mit seinen Ideen, seiner Zeit, seinem Geld; er genoss die Vergnügen der Tafel und die Schönheiten Italiens, aber da war keine Erlösung.

10. Schlussfolgerungen

Ich schließe mit einem kurzen Vergleich der sieben Ökonomen, die wir betrachtet haben. Das Wirtschaftliche wird manchmal als materielle Reproduktion, manchmal als Rationalverhalten aufgefasst. In beiden Fällen zeigt sich eine Spannung: zwischen kultureller Hervorbringung und materiellen Notwendigkeiten, zwischen Rationalität und der Vielfalt kultureller Motive. Die sieben Personen waren alle mit Wirtschaft befasst und standen dem Dichter mehr oder weniger nahe, aber ihre Wege, auf denen sie mit diesen Spannungen umgingen, waren sehr verschieden. Sie waren alle starke Persönlichkeiten, herausgefordert durch politische Ereignisse und das persönliche Schicksal. Ihre Praxis bestand in gemäßigtem Reformismus, aber geistig sahen sie noch andere Welten, und

[165] Vgl. *Schefold* (1998).

[166] Meine Aufgabe war, eine Konferenz über die Reform des Bretton-Woods-Systems und über europäische Integration zu organisieren, vgl. *Schefold* (1972).

[167] *Schefold* (1971).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sie mussten versuchen, wenigstens etwas von ihren Idealen in ihrem jeweiligen Leben zu verwirklichen.

Und darin unterschieden sie sich am meisten. Gothein, dem Dichter nie wirklich nahe, gehörte einer anderen Generation an und verharrte in respektvoller Distanz. Landmann, ein naher Freund, war sehr erfolgreich als Ökonom und Politiker für einige Zeit, aber Edith Landmann, seine Frau, nicht er, hinterließ uns lebendige Erinnerungen an den Dichter und eine philosophische Deutung seines Denkens. Boehringer, ebenso ein enger Freund, schließlich der Erbe des Dichters, war erfolgreich als Unternehmer und lebte eine getrennte Existenz als Dichter und noch eine dritte als Archäologe. Wolters opferte die Chance, die er vielleicht hatte, ein Historiker von nationaler Bedeutung zu werden, und stellte sich in den Dienst der Interpretation Georges. Salz, ein gelegentlicher Besucher Georges, bildete kein klares Profil aus. Singer und Salin waren sich am ähnlichsten, insoweit sie die Jüngste Historische Schule, die „Verstehende Nationalökonomie", als ein Programm nutzten, um Werke zu schreiben, in welchen die Spannung zwischen den historisch politischen Systemen und der Ökonomie sich spiegelte; dazu nutzten sie Werkzeuge der reinen Theorie, erstreckten aber das Gebiet ihrer Forschungen, um kulturelle Einflüsse einzuschließen.

Keiner von ihnen war ein neoklassischer Ökonom und glaubte, das Wesentliche am Phänomen der Wirtschaft könne allein durch die Analyse des Handelns nutzenmaximierender Konsumenten und gewinnmaximierender Unternehmer erfasst werden. Ihre Gesellschaftstheorie war von der deutschen Historischen Schule und durch die Aufnahme der antiken Philosophie geprägt. Dabei folgten sie Platons Tradition mit seiner Unterscheidung der Herrschaftsformen, denen auch gewisse Differenzierungen der Wirtschaftsformen entsprechen, nicht aber stoischen mit ihrer gegebenen Ordnung und der Harmonie, der auf ihre eigenen Interessen bedachten Individuen – eine Vision, die in Smiths Bild der unsichtbaren Hand wiederkehrt.

Spuren von Georges Einfluss zeigen sich in der Behandlung ökonomischer Probleme: Die Welt bleibt wesentlich von irrationalen Kräften beherrscht – der Fortschritt kann das nicht ändern. Dieses Schicksal muss individuell und gemeinschaftlich angenommen werden. Der Fortschritt ist auch fragwürdig, insofern das kulturelle Niveau früherer Epochen vielleicht nie wieder erreicht wird, so sehr sie hofften, der Kreis möchte für etwas Neues stehen. Die Geschichte war jedenfalls ein Lebenselement. Gundolf formulierte dies folgendermaßen: „So wenig wie die Natur und die Gegenwart ist die Geschichte nur zum Schauen und Hinnehmen da, sondern vor allem zum wählerischen Umschaffen, und wie dem aktuellen Heut gegenüber scheiden sich von dem Gestern die Geister in solche denen es Stoff und in solche denen es Kraft wird. Jene kennen eigentlich keinen Unterschied zwischen Totem und Lebendigem: sie wollen erkennen und benutzen … Alles ist erforschbar … Der andren Geistesart … gilt nur was fruchtbar

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

macht, Kräfte weckt, das Lebensgefühl steigert. Was dazu nicht dient, das ist ihr tot, bloße Vergangenheit, Schutt, bestenfalls Dung oder Mörtel.“[168]

Die Geschichte stellt sich in bedeutenden Persönlichkeiten dar, wie Wolters dies für Colbert zeigen wollte, und im wechselseitigen Zusammenhang des Politischen, Sozialen, Kulturellen und Ökonomischen, wie in eigentlich allen Werken, die wir hier angeführt haben. Es wurde als große Herausforderung angesehen, eine angemessene Darstellung einer der großen Figuren der Vergangenheit zu versuchen. Beispielsweise unternahmen es beide, Boehringer und Salin, Dante darzustellen. Keiner der beiden verwirklichte seinen Plan, aber das Fragment eines Versuchs ist in Salins Nachlass in der Universitätsbibliothek in Basel erhalten – die intensive Beschäftigung mit Dante folgte Georges Vorbild mit der auszugsweisen Dante-Übersetzung.[169]

Sie machten die *Verstehende Nationalökonomie* oder die „anschauliche Theorie“ zu ihrem Programm (Singer, Salin) oder schrieben wenigsten diesem gemäß (Gothein, Landmann, Salz), aber sie meinten, dass ihre Methodologie sich in mehrerer Hinsicht von der Webers unterschied. Die Unterschiede werden im Anhang zu *Salins* (1967) „Politische Ökonomie“ angeführt, sie werden von Singer systematisch dargestellt und gelegentlich von den Anderen erwähnt – nur Salz war darin teilweise anderer Meinung. Die Hauptpunkte sind meiner Ansicht nach die Folgenden:

a) Das Ganze ist mehr als seine Teile. Sie hingen nicht dem methodologischen Individualismus an, wie er von Max Weber und Josef Schumpeter vertreten wurde, selbst wenn sie sich gelegentlich dessen bedienten, sondern betrachteten ganzheitliche Begriffe wie den Geist des klassischen Athen im frühen 5. Jahrhundert oder den Stil der Renaissance in Italien oder die ökonomische Moral Großbritanniens als wesentliche Spiegelungen von Realitäten, ohne welche Geschichte nicht erklärt werden konnte. Solche Wirklichkeiten mochten viele Aspekte haben und konnten zu immer feineren Unterscheidungen führen, aber sie ließen sich nie vollständig auf individuelles Handeln zurückführen, und Individuen waren ebenso von kollektiven Kräften beeinflusst, wie jedes Individuum zur Bildung, zur Fortdauer und zur Wirkung solcher Ganzheiten beitrug.

b) Die Fähigkeit, wesentliche Züge des historischen Prozesses wahrzunehmen und zu veranschaulichen, Motive zu verstehen und die Schöpfungen großer Geister nachzuzeichnen, hing vom Talent, von der Herkunft und der Bildung des Beobachters ab; sie waren nicht gegebene Tatsachen, sondern Teile einer historischen Welt, welche in der Beobachtung (*Schau*) wieder – und das hieß in gewissem Grade neu – zu erschaffen war. Begabungen und Talente spielten eine Rolle, denn um verstehen zu können, musste man der Einfühlung fähig

[168] *Gundolf* (1921: 23).
[169] Vgl. *Schefold* (2008b).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

sein. Auch auf den persönlichen Hintergrund kam es an; Erfahrungen mussten geteilt werden. Die geistige Bildung spielte eine Rolle, wie am einfachsten zu sehen ist, dass ein historisches Phänomen, beispielsweise Tizians Gemälde der „Himmlischen und Irdischen Liebe“, auf sehr verschiedenen Ebenen gesehen und interpretiert werden kann. Jeder sieht zwei schöne junge Frauen, eine reich gekleidet, die andere beinahe nackt in einer rätselhaften Landschaft, aber die Interpretation verlangt vom Beobachter viel Wissen (über die Renaissance, den Katholizismus, die Mythen der Antike), und die Fähigkeit eine solche Deutung auch auszudrücken, in Worten, deren Sinngehalt sich durch eine lebenslange Beschäftigung mit der Kunst ständig anreichert. Die Realitäten der Physik sind im Gegensatz hierzu nicht nur „gegeben“, sondern eine Sprache, nämlich die Mathematik, ist für ihre Beschreibung verfügbar, die der Physik vorausgeht, so dass man beispielsweise die Geschwindigkeit eines Punktes als erste Ableitung der Raumdimensionen nach der Zeitdimension definieren kann. Diese Definition ist unabhängig von den Erfahrungen, die sich aus Steinwürfen oder Experimenten mit Raketen ergeben. Was die geistige Liebe in Tizians Gemälde meint, kann nicht so definiert werden; das Verstehen dieser Erscheinung wächst mit dem, was man über die Kulturgeschichte lernt, und zwar in einem hermeneutischen Zirkel.

Eine tiefere Fundierung dieser George’schen Deutung der Methodologie für unsere Ökonomen müsste zu *Edith Landmanns* grundlegendem Buch über „Die Transcendenz des Erkennens“ (1923) zurückführen und zu Gadamers Philosophie – Gadamer, der mir, in einem privaten Gespräch, kurz vor seinem 101. Geburtstag gestand, wie viel er Wolters schuldete, mit dem er achtzig Jahre zuvor in Marburg befreundet war. Für unsere Ökonomen kam es nicht so sehr darauf an, diese Methodologie zu entwickeln (der technische Begriff ist für ein Vorgehen nicht ganz angemessen, das man auch als ehrfürchtige Haltung gegenüber der Vergangenheit charakterisieren könnte), sondern sie anzuwenden (oder diese Haltung konsequent einzunehmen). Der Erfolg konnte dem Anspruch nicht immer entsprechen. Die prophetische Haltung Salins wurde gelegentlich als Eitelkeit verlacht. Seine große Synthese von Theorie und Geschichte kam nicht zustande. Weniger allumfassende Schöpfungen, wie Singers Buch über Japan, werden vielleicht einen länger dauernden Einfluss ausüben, aber viele dieser Werke, auch wenn sie vorübergehend vergessen wurden, wie die großen Monographien Gotheins, bleiben da, um wieder entdeckt zu werden.

Wer hat recht, Weber oder seine Gegner? Gewiss beide, scheint mir. Keiner der großen Beiträge zu den Geisteswissenschaften lässt sich auf eine Verbindung objektivierender Feststellungen und definierbarer Begriffe reduzieren; jede bleibt, wie es ein englischer Beobachter dieser Debatte vielleicht einfacher ausdrücken würde, selbst einem Kunstwerk ähnlich. Aber Weber geben wir insofern recht, als die Haltung des Humanisten gegenüber Kollegen und Schülern nicht sein kann: „Ich verfüge über eine Vision, die dir fehlt“, sondern wir dürfen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

von dem Humanisten fordern, dass er zeige, erkläre, erziehe, solange der Andere empfänglich bleibt, und dass er jederzeit die Fähigkeit behalte, selbst zu lernen. Nur so können sich die geistigen Kreise bilden, in welchen historische Wahrheiten gefunden und übertragen werden und das Leben bereichern.

Können sich solche Kreise heute noch bilden, gar über die ganze Welt hinweg? Boehringer wurde einmal von einer jungen Dame in Berlin gefragt: „Die allgemeine Menschenliebe muss in Georges Werk doch gewiss zu finden sein?“ „Die Liebe zu manchen Menschen schon“, war Boehringers Antwort.

Literaturverzeichnis

SW, Stefan George. Sämtliche Werke in 18 Bänden, hrsg. v. d. Stefan George Stiftung. Stuttgart: Klett-Cotta.

Acham, Karl / *Nörr*, Knut Wolfgang / *Schefold*, Bertram (Hrsg.) (1998), Erkenntnisgewinne, Erkenntnisverluste. Kontinuitäten und Diskontinuitäten in den Wirtschafts-, Rechts- und Sozialwissenschaften zwischen den 20er und 50er Jahren, Stuttgart: Steiner.

Baudraz, Annette (1997), Julius Landmann (1877–1931). Législateur du Prince. Mémoire de licence. Section d'histoire, sous la direction du Prof. Hans Ulrich Jost, Université de Lausanne, Faculté des Lettres, unpubliziert.

Beckerath, Erwin von et. al. (1962), Antidoron. Edgar Salin zum 70. Geburtstag, Tübingen: Mohr.

Benson, Robert L. / *Fried*, Johannes (1997), Ernst Kantorowicz. Erträge der Doppeltagung, Institute for Advanced Study, Princeton, Johann Wolfgang Goethe-Universität, Frankfurt und Stuttgart: Steiner.

Böhm-Bawerk, Eugen von (1914), „Macht oder ökonomisches Gesetz?“, Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 23, S. 205–271.

Boehringer, Erich / *Hoffmann*, Wilhelm (1957), Robert Boehringer. Eine Freundesgabe, Tübingen: Mohr.

Boehringer, Robert (1905), „Macaulays Rede über den 10-Stunden-Tag (vom 22. Mai 1846), übertragen, mit einer Vorbemerkung“, Schweizerische Blätter für Wirtschafts- und Sozialpolitik, 23/24, S. 697–716.

– (1910), Besprechung des „Jahrbuch für die geistige Bewegung“, hrsg. von Friedrich Gundolf und Friedrich Wolters, Neue Zürcher Zeitung, 8. Juni 1910, Nr. 156.

– (1911), Die Lohnämter in Victoria, Leipzig: Duncker.

– (1912), Besprechung von Broda, R.: „Inwieweit ist eine gesetzliche Festlegungs- und Arbeitsbedingung möglich? Erfahrungen Englands, Australiens und Kanadas.“ Berlin 1912, Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft, 36(2), S. 461–463.

– (1968), Mein Bild von Stefan George, 2. überarb. Aufl., Düsseldorf: Küpper.

Boehringer, Robert / *Landmann*, Georg Peter (Hrsg.) (1962), Stefan George – Friedrich Gundolf-Briefwechsel, Düsseldorf: Küpper.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Böschenstein, Bernhard (1996), „Magie in dürftiger Zeit. Stefan George: Jünger – Dichter – Entdecker“, George-Jahrbuch, 1, S. 7–22.

Böschenstein, Bernhard/*Egyptien*, Jürgen/*Schefold*, Bertram/*Vitzthum*, Wolfgang Graf (Hrsg.) (2005), Wissenschaftler im George-Kreis. Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft, Berlin: de Gruyter.

Bombach, Gottfried/*Frey*, René L. (1975), Symposion in memoriam Edgar Salin, Basel: Kyklos.

Bowra, Cecil Maurice (1943), The Heritage of Symbolism, London: Macmillan.

Brasch, Hans (1963), „Die Verstreuten. Ein Gespräch 1943“, Castrum Peregini, 60, S. 29–36.

Brasch, Hans/*Singer*, Kurt (1969), Antithule. Deutsche Gedichte aus Australien, Düsseldorf: Küpper.

Breuer, Stefan (1995), Ästhetischer Fundamentalismus. Stefan George und der deutsche Antimodernismus, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Breysig, Kurt/*Wolters*, Friedrich/*Vallentin*, Berthold/*Andreae*, Friedrich (1908), Grundrisse und Bausteine zur Staats- und Gesellschaftslehre. Zusammengetragen zu den Ehren Gustav Schmollers und zum Gedächtnis des 24. Juni 1908, seines siebenzigsten Geburtstages, Berlin: Georg Bondi.

Brintzinger, Klaus-Rainer (1997), „Berufungspraxis vor und nach 1933 an den Universitäten Freiburg, Heidelberg und Tübingen“, in: Harald Hagemann (Hrsg.), Zur deutschsprachigen wirtschaftswissenschaftlichen Emigration nach 1933, Marburg: Metropolis, S. 503–533.

David, Claude (1952), Stefan George. Son oeuvre poétique, Lyon: IAC.

Durzak, Manfred (1968), Der junge Stefan George. Kunsttheorie und Dichtung, München: Fink.

Eschbach, Achim/*Eschbach-Szabo*, Viktoria/*Ikeda*, Nobuo (Hrsg.) (2002), Interkulturelle Singer-Studien. Zu Leben und Werk Kurt Singers, München: Iudicium.

Fricker, Christophe (Hrsg.) (2009), Friedrich Gundolf – Friedrich Wolters. Ein Briefwechsel aus dem Kreis um Stefan George, Köln: Böhlau.

Groppe, Carola (1997), Die Macht der Bildung. Das deutsche Bürgertum und der George-Kreis 1890–1933, Köln: Böhlau.

Gundolf, Elisabeth (1965), „Stefan George und der Nationalsozialismus“ (Manuskript 1944), Castrum Peregrini, 69, S. 52–76.

Gundolf, Friedrich (1914), Shakespeare und der deutsche Geist, 2. Aufl., Berlin: Bondi.

– (1921 [1912]), Dichter und Helden, Heidelberg: Weiss’sche Universitätsbuchhandlung.

– (1930), Gedichte. Berlin: Bondi.

Helbing, Lothar/*Bock*, Claus Victor (Hrsg.) (1974), Stefan George: Dokumente seiner Wirkung; aus dem Friedrich Gundolf Archiv der Universität London, Amsterdam: Castrum Peregrini Presse.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Hoffmann, Peter (1992), Claus Schenk Graf von Stauffenberg und seine Brüder. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt.

Janssen, Hauke (2000), Nationalökonomie und Nationalsozialismus. Die deutsche Volkswirtschaftslehre in den dreißiger Jahren, 2. Aufl., Marburg: Metropolis.

Kahler, Erich von (1920), Der Beruf der Wissenschaft, Berlin: Bondi.

Kahn, Ernest (1963), Jews in the Stefan George Circle, Publications of the Leo Baeck Institute, Year Book VIII, 1963, London / Jerusalem / New York: East and West Library, S. 171 – 183.

Karlauf, Thomas (2007), Stefan George. Die Entdeckung des Charisma, München: Blessing.

Kaznelson, Siegmund (Hrsg.) (1959), Juden im deutschen Kulturbereich. Ein Sammelwerk, zweite, stark erweiterte Ausgabe. Berlin: Jüdischer Verlag.

Keynes, John Maynard (1972), „Einstein“, in: The Collected Writings of John Maynard Keynes, vol. 10 (Essays and Biography), ch. 10, London: McMillan 1972, S. 382 – 384.

Köster, Roman / *Plumpe*, Werner / *Schefold*, Bertram / *Schönhärl*, Korinna (Hrsg.) (2009), Das Ideal des schönen Lebens und die Wirklichkeit der Weimarer Republik. Vorstellungen von Staat und Gemeinschaft im George-Kreis, Berlin: Akademie Verlag 2009 (Wissenskultur und gesellschaftlicher Wandel, hrsg. v. Forschungskolleg 435 der Deutschen Forschungsgemeinschaft, Bd. 33).

Landfried, Klaus (1975), Stefan George – Politik des Unpolitischen, Heidelberg: Stiehm.

Landmann, Edith (1923), Die Transcendenz des Erkennens, Berlin: Bondi.

– (1963), Gespräche mit Stefan George, Düsseldorf: Küpper.

Landmann, Georg Peter (1973), Stefan George in fremden Sprachen. Übersetzungen seiner Gedichte in die europäischen Sprachen außer den slawischen, Düsseldorf: Küpper.

– (1976), Stefan George und sein Kreis. Eine Bibliographie, 2. Aufl., Düsseldorf: Küpper.

– (1977), Wie jeder ihn erlebte. Zum Gedenken an Robert Boehringer, Basel: Coop (Privatdruck).

Lewin, Wera (1963), Die Bedeutung des Stefan George-Kreises für die deutsch-jüdische Geistesgeschichte, Publications of the Leo Baeck Institute, Year Book VIII, 1963, London / Jerusalem / New York: East and West Library, S. 184 – 213.

Massimilla, Eduardo (1999): La scienza e il fundamento intersoggetivo dell Erleben: Arthur Salz, in difesa di Max Weber. Introduction to A. Salz: Per la scienza contro i suoi colti detrattori, hrsg. und übersetzt von Eduardo Massimilla, Napoli: Liguori.

Maurer, Michael (2007), Eberhard Gothein (1853 – 1923): Leben und Werk zwischen Kulturgeschichte und Nationalökonomie, Köln: Böhlau.

Mommsen, Katharina (1998), „Zur Bedeutung Spaniens für die Dichtung Stefan Georges“, George-Jahrbuch, 2, S. 22 – 48.

Morwitz, Ernst (1969), Kommentar zu dem Werk Stefan Georges, 2. Aufl., Düsseldorf: Küpper.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Nörr, Knut Wolfgang / *Schefold*, Bertram / *Tenbruck*, Friedrich (Hrsg.) (1994), Geisteswissenschaften zwischen Kaiserreich und Republik. Zur Entwicklung von Nationalökonomie, Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft im 20. Jahrhundert, Stuttgart: Steiner.

Norton, Robert E. (2002), Secret Germany. Stefan George and his Circle, Ithaka, NY: Cornell University Press

Petrow, Michael (1995), Der Dichter als Führer? Zur Wirkung Stefan Georges im „Dritten Reich", Marburg: Tectum.

Philipp, Michael (Hrsg.) (1998), Stefan George-Friedrich Wolters: Briefwechsel 1904 – 1930. Mit einer Einleitung, Amsterdam: Castrum Peregrini Presse, S. 233 – 235.

Pieger, Bruno / *Schefold*, Bertram (Hrsg.) (2010), Stefan George. Dichtung – Ethos – Staat. Denkbilder für ein geheimes europäisches Deutschland, Berlin: Verlag für Berlin-Brandenburg.

Quiller-Couch, Arthur (Hrsg.) (1961 [1939, 1900]), The Oxford Book of English Verse, 1250 – 1918, New. E. Oxford: Clarendon.

Raulff, Ulrich (2009), Kreis ohne Meister. Stefan Georges Nachleben, München: C.H. Beck.

Salin, Edgar (1914), „Die wirtschaftliche Entwicklung von Alaska (und Yukon-Territory). Ein Beitrag zur Geschichte und Theorie der Konzentrationsbewegung", Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, Ergänzungsheft XII, Tübingen: Mohr.

– (1921 a), Platon und die griechische Utopie, München: Duncker.

– (1921 b), „Die deutsche volkswirtschaftliche Theorie im 20. Jahrhundert", Zeitschrift für schweizerische Statistik und Volkswirtschaft, 57, S. 87 – 117.

– (1923), Geschichte der Volkswirtschaftslehre, Berlin: J. Springer.

– (1926), Civitas Dei, Tübingen: Mohr.

– (1930), Die deutschen Tribute, Berlin: Hobbing.

– (1932), Wirtschaft und Staat. Drei Schriften zur deutschen Weltlage, Berlin: Hobbing.

– (1951), Geschichte der Volkswirtschaftslehre, 4. erweiterte Aufl. (1. Aufl. 1923), Tübingen: Mohr.

– (1954), Um Stefan George. Erinnerung und Zeugnis, 2. überarb. Aufl. (1. Aufl. 1948), München: Küpper.

– (1957), „Die neue Etappe der industriellen Revolution", in: Zimmermann (1957), S. 97 – 173.

– (1959), Vom deutschen Verhängnis. Gespräch an der Zeitenwende: Burckhardt-Nietzsche, Hamburg: Rowohlt.

– (1963), Lynkeus. Gestalten und Probleme aus Wirtschaft und Politik, Tübingen: Mohr.

– (1967), Politische Ökonomie. Geschichte der wirtschaftspolitischen Ideen von Platon bis zur Gegenwart, 5. überarb. Aufl. (1. Auflage 1923), Tübingen: Mohr.

Salz, Arthur (1905), „Beiträge zur Geschichte und Kritik der Lohnfondstheorie", Münchener Volkswirtschaftliche Studien, 70, Stuttgart und Berlin, J.G. Cotta.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (1909), „Wallenstein als Merkantilist“, Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, 47(4), S. 433–461.

– (1913), „Ver sacrum“, in: Verein jüdischer Hochschüler BAR KOCHBA in Prag, Vom Judentum. Ein Sammelbuch, Leipzig: Kurt Wolff, S. 169–172.

– (1918/1919), „Literatur des Bolschewismus“, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik, 46, S. 784–805.

– (1921), Für die Wissenschaft gegen die Gebildeten unter ihren Verächtern, München: Drei Masken.

– (1923), Das ewige Frankreich, Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte.

– (1925), Kapital, Kapitalformen, Kapitaldynamik, Grundriss der Sozialökonomik. IV. Abteilung, mit Beiträgen von C. Brinkmann u. a., Tübingen: Mohr, S. 210–257.

– (1928), „Grundsätze einer Theorie vom Arbeitslohn“, in: Hans Mayer et al., Die Wirtschaftstheorie der Gegenwart, Bd. 3: Einkommensbildung, Wien: Julius Springer, S. 49–83.

– (1930), Macht und Wirtschaftsgesetz: Ein Beitrag zur Erkenntnis der kapitalistischen Wirtschaftsverfassung, Leipzig und Berlin: B.G. Teubner.

– (1931), Das Wesen des Imperialismus: Umrisse einer Theorie, Leipzig und Berlin: B.G. Teubner.

– (1944), „The Present Position of Economics“, The American Economic Review, 34(1), Supplement pt. 2, S. 15–24.

Schefold, Bertram (1971), Theorie der Kuppelproduktion, Basel (Privatdruck).

– (Hrsg.) (1972), Floating. Realignment. Integration, Tübingen: Mohr.

– (1989a), Mr. Sraffa on Joint Production and Other Essays, London: Unwin Hyman.

– (1989b), „Platon und Aristoteles“, in: J. Starbatty, Klassiker des ökonomischen Denkens, München: Beck, S. 15–55.

– (1992), „Nationalökonomie als Geisteswissenschaft. Edgar Salins Konzept einer Aschaulichen Theorie“, List Forum für Wirtschafts- und Finanzpolitik, 18(4), S. 303–324

– (1993), „Savarys ‚Parfait négociant‘: Die Ordnung der Märkte durch Händler und Staat“, Kommentarband („Vademecum“) zur Faksimileausgabe des Neudrucks von Jacques Savarys ‚Parfait négociant‘ in seiner ersten Fassung in der Reihe „Klassiker der Nationalökonomie“, Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen, S. 15–48.

– (1994), Wirtschaftsstile. Band 1. Studien zum Verhältnis von Ökonomie und Kultur. Frankfurt: Fischer.

– (1995), Wirtschaftsstile. Band 2. Studien zur ökonomischen Theorie und zur Zukunft der Technik. Frankfurt: Fischer.

– (1997), „Reflections of ancient economic thought in Greek poetry“, in: D. B. Price, Ancient Economic Thought, Bd. I, London: Routledge, S. 99–145.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (1998), „Der Nachklang der historischen Schule in Deutschland zwischen dem Ende des zweiten Weltkriegs und dem Anfang der sechziger Jahre“, in: Acham et. al. (1998), S. 31–70.

– (1998/9), „Die Feier zur Einweihung des Stefan-George-Hauses in Bingen am 22. Juni 1996“, George-Jahrbuch, 2, S. 198–212.

– (1999), „Stefan George. Dichter einer anderen Moderne“, Castrum Peregrini 237–238, S. 15–21.

– (2001a), „Seelied“, Castrum Peregrini, 250, S. 105–117.

– (2001b), „Ein Leitbild für die Tokugawa-Zeit: Miura Baiens ‚Kagen‘“, in: B. Schefold (Hrsg.), Vademecum zu einem japanischen Klassiker des ökonomischen Denkens, Kommentarband zum Repr. von Miura Baien: Kagen, Düsseldorf: Verlag Wirtschaft und Finanzen 2001, (Klassiker der Nationalökonomie), S. 5–33.

– (2003), „Robert E. Norton: Secret Germany. Stefan George and his Circle. Eine Widerlegung“, Castrum Peregrini, 258–259, S. 111–125.

– (2004a), „Edgar Salin and his concept of ‚Anschauliche Theorie‘ (‚Intuitive Theory‘) during the interwar period“, Annals of the Society for the History of Economic Thought (Japan), 46, S. 1–16.

– (2004b), „Edgar Salins Deutung der Civitas Dei“, in: Barbara Schlieben, Olaf Schneider, Kerstin Schulmeyer (Hrsg.), Geschichtsbilder im George-Kreis. Wege zur Wissenschaft, Göttingen: Wallstein, S. 209–247.

– (2005), „Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft“, in: Bernhard Böschenstein, Jürgen Egyptien, Bertram Schefold, Wolfgang Graf Vitzthum (Hrsg.), Wissenschaftler im George-Kreis. Die Welt des Dichters und der Beruf der Wissenschaft, Berlin: de Gruyter, S. 1–33.

– (2008a), „Robert Boehringer: Unternehmer und Helfer, Wissenschaftler und Dichter“, George-Jahrbuch, 7, S. 240–253.

– (2008b), „Stefan George als Übersetzer Dantes“, Deutsches Dante-Jahrbuch, 83, S. 231–262.

– (2011), „Political Economy as ‚Geisteswissenschaft‘: Edgar Salin and other Economists around George“, in: Melissa Lane, Martin Ruehl, Camden House, A Poet’s Reich: Politics and Culture in the George Circle (im Druck).

Schefold Bertram / *Pieger*, Bruno (2010), „Wege des geheimen Deutschland – eine Einführung“, in Pieger / Schefold (2010), S. 17–92.

Schefold Bertram / *Schönhärl*, Korinna (2011), „Der Georgeaner Kurt Singer in Japan: ‚Die aber wie der Meister sind, die gehen, und Schönheit wird und Sinn wohin sie sehen‘“, in H. D. Kurz (Hrsg.) Studien zur Entwicklung der ökonomischen Theorie, Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Neue Folge 115, Band XXVII.

Schefold, Bertram / *Vitzthum*, Wolfgang Graf (2011), „Einflüsse Georges in den Staatswissenschaften, insbesondere in der Nationalökonomie sowie im Staats- und Völkerrecht“, George-Handbuch, erscheint 2012.

Schönhärl, Korinna (2009), Wissen und Visionen. Theorie und Politik der Ökonomen im Stefan Georg-Kreis, Berlin: Akademie Verlag.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

– (2010), „‚Wie eine Blume, die erfroren ist‘ – Edith Landmann als Jüngerin Stefan Georges“, in: Pieger, Schefold (2010), S. 207–242.

Schumpeter, Joseph (1906), „Rezension zu A. Salz. Beiträge zur Geschichte und Kritik der Lohnfondstheorie“, Zeitschrift für Volkswirtschaft, Sozialpolitik und Verwaltung, 15, S. 97–98.

Seekamp, Hans-Jürgen/*Ockenden*, Raymond C./*Keilson-Lauritz*, Marita (1972), Stefan George/Leben und Werk. Eine Zeittafel, Amsterdam: Castrum Peregrini Presse.

Singer, Kurt (1920), Das Geld als Zeichen, Jena: Gustav Fischer.

– (1924), Staat und Wirtschaft seit dem Waffenstillstand, Jena: Gustav Fischer.

– (1949), The Idea of Conflict, Melbourne, 2. Aufl. mit einer Einleitung von P. Pawlowsky, Tübingen: Mohr 1973.

– (1951), „Die Spur einer Dichterbegegnung: George und Hofmannsthal“, Castrum Peregrini, 4, S. 7–29.

– (1957), „Aus den Erinnerungen an Stefan George“, Die Neue Rundschau, XVIII(2), S. 298.

– (Hrsg.) (1958), G.F. Knapp, F. Bendixen: Zur staatlichen Theorie des Geldes. Ein Briefwechsel, Basel: Kyklos und Tübingen: J.C.B. Mohr (Paul Siebeck):

– (1963), „Der Streit der Dichter“ Castrum Peregrini, 60, S. 5–28.

– (1973), The Idea of Conflict. Vermehrt um Ausgewählte Schriften zu Wirtschaft und Staat, Basel: Kyklos und Tübingen: Mohr.

– (1996 [1991]), Spiegel, Schwert und Edelstein. Struktur des japanischen Lebens, Frankfurt: Suhrkamp.

Smith, Adam (1961), The Wealth of Nations, hrsg. von E. Cannan, London: Methuen [1904, 1776].

Sombart, Werner (1934), Deutscher Sozialismus, Charlottenburg: Buchholz und Weisswange.

– (1987 [1927]), Der moderne Kapitalismus, München: DTB.

Spiethoff, Arthur (1955), Die wirtschaftlichen Wechsellagen. Aufschwung, Krise, Stockung, mit einer Einleitung von Edgar Salin, 2 Bde, Tübingen: Mohr.

Stefan George Stiftung (Hrsg.) (2000), Stefan George-Bibliographie, 1976–1997, mit Nachträgen bis 1976. Auf der Grundlage der Bestände des Stefan George-Archivs in der Württembergischen Landesbibliothek, bearbeitet von Lore Frank und Sabine Ribbek, Tübingen: Niemeyer.

Tenbruck, Friedrich (1994), „Wie kann man die Geschichte der Sozialwissenschaft in den 20er Jahren schreiben.“, in: Nörr et. al. (1994), S. 23–46.

Weber, Alfred (1960 [1935]), Kulturgeschichte als Kultursoziologie, München: Piper.

Weber, Alfred (1979), Haben wir Deutschen nach 1945 versagt? München: Piper.

Weber, Marianne (1989 [1926]), Max Weber. Ein Lebensbild, München: Piper.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Weber, Max (1988 [1919]), „Wissenschaft als Beruf“, in: J. Winckelmann (Hrsg.), M. Weber: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen: Mohr 1922.

– (1992 [1905]), Die protestantische Ethik und der ‚Geist‘ des Kapitalismus, Faksimile, veröffentlicht in der Reihe „Klassiker der Nationalökonomie“, mit einem Kommentarband („Vademecum“) von K. H. Kaufhold, G. Roth, B. Schefold, Y. Shionoya, Düsseldorf: Wirtschaft u. Finanzen.

Weiller, Edith (1994), Max Weber und die literarische Moderne, Stuttgart und Weimar: J. B. Metzler.

Wolters, Friedrich (1905), „Studien über Agrarzustände und Agrarprobleme in Frankreich von 1700–1790“, Staats- und sozialwissenschaftliche Forschungen, 22(5), hrsg. v. Gustav Schmoller und Max Sering.

– (1908), „Über die theoretische Begründung des Absolutismus im Siebzehnten Jahrhundert“, in: Breysig et. al. (1908), S. 201–222.

– (1909), Herrschaft und Dienst. Ausschmückung: Melchior Lechter, Opus I der Einhornpresse Berlin: Otto von Holten.

– (1915), Geschichte der Brandenburgischen Finanzen in der Zeit von 1640–1697, 1. Band: „Darstellung und Akten,“, 2. Band: „Die Zentralverwaltung des Heeres und der Steuern“, München/Leipzig.

– (1923), „Colbert“, in: Erich Marcks, Karl Alexander von Müller (Hrsg.), Meister der Politik. Eine weltgeschichtliche Reihe von Bildnissen, Bd. 2, Stuttgart und Berlin: Deutsche Verlagsanstalt, S. 293–328.

– (1925), Der Donauübergang und der Einbruch in Serbien durch das IV. Reservekorps im Herbst 1915, Breslau: Ferdinand Hirt.

– (1929), Die Bedingungen des Versailler Vertrages und ihre Begründung. Rede für die von der Universität am Tage der 10-jährigen Wiederkehr der Unterzeichnung des Versailler Vertrages geplante Gedenkstunde von Friedrich Wolters, o. Professor der Geschichte, Kiel 1929, nicht im Buchhandel, als Manuskript gedruckt.

– (1930), Stefan George und die Blätter für die Kunst. Deutsche Geistesgeschichte seit 1890, Berlin: Bondi.

Zeller, Eberhard (1994), Oberst Claus Graf Stauffenberg. Ein Lebensbild, Paderborn: Schöningh.

Zimmermann, Hans-Joachim (Hrsg.) (1985), „Die Wirkung Stefan Georges auf die Wissenschaft. Ein Symposium“, in: H. W. Zimmermann (Hrsg.) (1957), Zur Ökonomik und Technik der Atomzeit, Tübingen: Mohr.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Über das Wachstum im Wissen vom Wissen im Wachstum

Eine kritische Bestandsaufnahme der neueren wachstumstheoretischen Literatur*

Von *Heinz D. Kurz*, Graz

„The empirical element in economic theory – the only part which is concerned, not merely with implications but with causes and effects, and which leads therefore to conclusions which, at any rate in principle, are capable of verification – consists of propositions about the acquisition of knowledge." (*Hayek* 1937: 33)

1. Einleitung

Nachdem Paul Romer entdeckt hatte, dass eine seiner früheren wachstumstheoretischen Formalisierungen unvereinbar ist mit der Annahme der Nichtrivalität eines Gutes, genannt „research", schrieb er, dieser Schnitzer

„may seem a trifling matter in an area of theory that depends on so many other short cuts. After all, if one is going to do violence to the complexity of economic activity by assuming that there is an aggregate production function, how much more harm can it do to be sloppy about the difference between rival and nonrival goods?" (*Romer* 1994: 15f.)

---

* Vortrag gehalten anlässlich der Jahrestagung des Dogmenhistorischen Ausschusses des Vereins für Socialpolitik an der Universität Graz, Österreich, 18.–20. Mai 2006, und am Max Planck Institute of Economics, Jena, Deutschland, am 30. Januar 2008. Für wertvolle Diskussionen und Anmerkungen zu früheren Fassungen des Manuskript bzw. im Anschluss an meinen Vortrag danke ich Christian Gehrke, Oliver Kirchkamp, Olivia Koland, Neri Salvadori, Ian Steedman und Ulrich Witt. Wolfgang Eichert und Rita Strohmaier haben dankenswerterweise den Text Korrektur gelesen. Für nützliche Kommentare und Anregungen im Anschluss an den Vortrag danke ich Lutz Beinsen, Hauke Janssen, Jürgen Kromphardt, Birger Priddat, Bertram Schefold, Karl-Heinz Schmidt und Richard Sturn. Es versteht sich von selbst, dass alle verbliebenen Fehler und Fehldeutungen von mir verantwortet werden. Die Arbeit basiert zum Teil auf früher von mir alleine oder in Zusammenarbeit mit Neri Salvadori verfassten Aufsätzen; vgl. insbesondere *Kurz* (1997) und *Kurz* und *Salvadori* (1998).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Frage ist gewiss berechtigt und Romers Antwort darauf klar: Der angerichtete Schaden ist groß. Aber die „sloppiness“ in der Subdisziplin scheint bereits weit fortgeschritten zu sein. Wie derselbe Romer zwei Jahre später feststellt:

> „Only 30 years ago *many* economists still objected to a mathematical statement of the relationship between output and capital in terms of an aggregate production function and an aggregate stock of capital, $Y = f(K,L)$.“ (*Romer* 1996: 202; Hervorhebung hinzugefügt)

Dies hat sich seither geändert. Der vor geraumer Zeit erbrachte Nachweis, dass eine aggregierte Produktionsfunktion nicht existiert im Sinne ihrer konsistenten Ableitung aus Mikroinformationen über Produktionsprozesse, wird, auf Wienerisch gesagt, von vielen Fachvertretern nicht einmal mehr ignoriert.[1] Die Forderung nach „Mikrofundierung“ der ökonomischen Analyse wird heutzutage häufig bereits als erfüllt angesehen, wenn sich das Argument der Kunstfigur des repräsentativen, vollständig informierten und ewig lebenden Akteurs bedient. Wer Einwände gegen die Konzepte der aggregierten Produktionsfunktion oder des repräsentativen Akteurs vorbringt, findet sich nicht selten auf verlorenem Posten und gilt schnell als Sonderling. Einwände, wie sie Ökonomen von Frank Hahn über Franklin Fisher auf der einen Seite bis hin zu Pierangelo Garegnani und Ian Steedman auf der anderen immer wieder vortragen, stoßen weithin auf taube Ohren und blinde Augen.[2]

---

[1] Anders *Maußner* und *Klump* (1996: 29), die die Verwendung aggregierter Produktionsfunktionen unter Verweis auf die zugrundeliegende instrumentalistische Methodologie legitimieren: „Gleichwohl empfiehlt es sich nicht, die aggregierte Produktionsfunktion mit dem Maßstab der konsistenten Aggregation beurteilen zu wollen. Vielmehr muss sie als zentraler Baustein einer *Methode* verstanden werden, die gesamtwirtschaftliche Zusammenhänge zwischen wenigen aggregierten Größen zu strukturieren und erklärend zu durchdringen sucht. Ihr Erfolg bei der Bewältigung dieser Aufgabe rechtfertigt die Makroökonomik als Methode und nicht die Frage, ob sie eine ja letztlich unbekannte Mikrostruktur konsistent zu reflektieren vermag.“ Gewiss wird niemand ernsthaft verlangen können, die Mikrostruktur müsse detailgetreu abgebildet werden. Aber wenn es ohne letalen Schaden für das verwendete Konzept nicht einmal möglich ist, zwischen einem Konsum- und einem Kapitalgut zu unterscheiden, die auf unterschiedliche Art erzeugt werden, dann sollte dies zu denken geben. Wie „erfolgreich“ die Theorie ist, ist nicht so ohne weiteres zu sagen, weil ein allgemein anerkanntes Erfolgsmaß fehlt. An dieser Stelle sei nur der Hinweis angebracht, dass die anfängliche Euphorie bezüglich der Leistungskraft der „neuen“ Wachstumstheorie angesichts der faktischen Erfolge bzw. des Ausbleibens von solchen eher Ernüchterung gewichen ist. So hat einer der Hauptvertreter der endogenen Wachstumstheorie für eine zusammenfassende Darstellung der jüngeren theoretischen und empirischen Forschung zum Thema bezeichnenderweise den Titel *The Mystery of Economic Growth* (*Helpman*: 2004) gewählt. Man kann sich gegebenenfalls mit der auch in anderem Zusammenhang gelegentlich gemachten Erfahrung trösten, dass die Zahl der offenen Fragen mit der Tiefe des Eindringens in die jeweilige Materie wächst.

[2] Die obigen Zeilen sind vor Ausbruch der Finanz- und Weltwirtschaftskrise 2007 geschrieben worden. Mittlerweile ist der insbesondere von Robert Lucas repräsentierte

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Was haben angesichts einer solchen Lage Kritiker in der Zunft noch verloren? Was immer sie sagen, es verhallt ohne Folgen. Sie mögen Recht haben, aber die von der Kritik Betroffenen kümmert es wenig oder nicht. Wir scheinen in einem Zeitalter zu leben, das durch eine beträchtliche Selbstzufriedenheit von Teilen des Mainstream gekennzeichnet ist.

Romers obige Frage kann unter Beimischung einer kleinen Dosis Polemik ausgeweitet werden: Wieviel „sloppiness“ kann die Subdisziplin nach Auffassung der Vertreter der Theorie des endogenen Wachstums auf der nach unten offenen „Romer-Skala“ vertragen?

Eine vorläufige Antwort hierauf kann indirekt über die in den Veröffentlichungen der fraglichen Autoren enthaltenen Aussagen konstruiert werden. In diesem Beitrag beschränke ich mich auf eine kritische Sichtung der Behandlung von „Wissen“ in der Theorie des endogenen Wachstums. Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist folgende (von mir Adam Smith in den Mund gelegte) Passage aus einem früheren Aufsatz von mir:

> „In Romer (1986) attention focuses on the role of a single state variable called ‚knowledge‘ or ‚information‘. It is assumed that the information contained in inventions and discoveries has the property of being available to anybody to make use of it at the same time. Poor von Hayek! In other words, information is considered essentially a nonrival good. However, it need not be totally nonexcludable, that is, it can be monopolized at least for a time. … Knowledge is assumed to be cardinally measurable and not to depreciate: it is like perennial capital. No comment!“ (*Kurz* 1997: 15)

Meine Schlussbemerkung war voreilig. Der vorliegende Beitrag ist in insgesamt zehn Abschnitte gegliedert. Abschnitt 2 gibt einen knappen Überblick über verschiedene Formen des Wissens und stellt kurz einige der in der epistemologischen Literatur gängigen Begriffe vor, die uns im Anschluss daran brauchbare Dienste leisten werden. Die folgenden Abschnitte mustern einige der jüngeren Beiträge zur Wachstumstheorie durch, wobei das fast ausschließliche Augenmerk neoklassischen Modellen gilt. Nicht Vollständigkeit ist das Ziel des Überblicks, sondern der repräsentative Charakter der vorgestellten Beispiele. Abschnitt 3 behandelt den Beitrag Robert Solows; Abschnitt 4 Kenneth Arrows Konzept des „Learning by doing“; Abschnitt 5 den ersten Beitrag Paul Romers zur Endogenisierung des technischen Fortschritts; Abschnitt 6 den Beitrag von Robert Lucas zur Humankapitalbildung; Abschnitt 7 den Beitrag Paul Romers aus dem Jahr 1990, in dem er verschiedene Ideen unter dem Dach eines einzigen Modells zu vereinen sucht; und Abschnitt 8 den Beitrag von Martin Weitzman

---

Mainstream insbesondere in der Makroökonomik und der Finanzmarkttheorie (Theorie rationaler Erwartungen in Verbindung mit der Annahme effizient arbeitender Märkte) schweren Angriffen von innerhalb und außerhalb der Disziplin ausgesetzt. Von bedeutenden Wirtschaftswissenschaftlern wird eine grundlegende Neuorientierung des Faches verlangt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

über „rekombinierendes Wachstum“. Abschnitt 9 befasst sich mit der Rolle des Bevölkerungswachstums für das wirtschaftliche Wachstum. Diesbezüglich gibt es bemerkenswerte Auffassungsunterschiede in der neueren Literatur. In diesem Zusammenhang wird auch auf eine methodologische Differenz zwischen verschiedenen Autoren eingegangen. Abschnitt 10 enthält einige Schlussbemerkungen.

2. Verschiedene Typen von Wissen

Kenneth Boulding zufolge sollte der Begriff „Knowledge“ bzw. „Wissen“ gemieden werden. Gemeint sei das *Bild* („Image“), das sich ein Mensch von der Welt oder einer bestimmten Sache macht. „Knowledge has an implication of validity, of truth. What I am talking about is what I believe to be true; my subjective knowledge. It is this Image that largely governs my behavior.“ (*Boulding* 1956: 5 f.) Der neue Begriff stelle auf den kognitiven Gehalt des menschlichen Denkens ab. Wir verwenden gleichwohl weiter den Begriff des Wissens, um sprachliche Verrenkungen bei der Erörterung der wachstumstheoretischen Literatur zu vermeiden. Wir tun dies, ohne damit irgendetwas über den Wahrheitsgehalt des Wissens zu implizieren.

Fritz Machlup weist in *Knowledge and Knowledge Production*, dem ersten eines ursprünglich auf acht Bände hin angelegten, aber dann nur zum Teil realisierten Projektes darauf hin, dass eine Übertragung des Konzepts von „knowledge“ ins Deutsche drei Wörter benötige: *wissen*, *kennen* und *können*, oder – rückübertragen ins Englische – *to know what*, *to know about* und *to know how* (*Machlup* 1980: xiii). Es sind vor allem die darin zum Ausdruck kommenden drei verschiedenen Typen von Wissen, um die sich sein Buch dreht. Der zweite Typus des Wissens ist für unsere Zwecke vielleicht von geringerer Bedeutung. Dies führt uns zu einer von *Scheffler* (1965: 14) vertretenen und von *Machlup* (1980: 27–33) im wesentlichen übernommenen Unterscheidung zwischen *propositionalem Wissen* einerseits und *prozeduralem Wissen* andererseits. Beide Begriffe sind nicht ohne Tücken, aber gleichwohl geeignet, das was gewusst wird (*to know what*) vom Können (*to know how*) zu separieren.[3]

Wissen kann öffentlich oder privat sein. Das Wissen bedarf eines Trägers – „without a knower, knowledge is an absurdity“ (*Boulding* 1956: 16). Träger kann eine Person oder Personengruppe sein oder eine Sache, wie z. B. ein Buch. Aber Bücher ohne Personen, die diese lesen und verstehen können, sind so, als wären sie nie geschrieben worden.[4] Was Personen wissen und wie sie dieses Wissen

[3] *Machlup* (1980: 27) spricht auch von „The Known“ und „The Knowing“ und erläutert: „The one is knowledge as *that which is known*; the other is knowledge as *the state of knowing*.“ Einen Blick aus epistemologischer Sicht auf das wirtschaftliche Wachstum sowie einige wachstumstheoretische Ansätze wirft *Olsson* (2000).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

nutzen, hängt von einer Vielzahl von Faktoren ab, darunter ihrer Wahrnehmung, ihrem Gedächtnis, ihrem Bewusstsein, ihrer Vernunft sowie ihrer Fähigkeit zu rationaler Reflektion und Schlussfolgerung (vgl. *Audi* 1998). Der erste Begriff von Wissen betrifft, auf eine Person bezogen, die Menge aller Ideen, Tatsachenbehauptungen, Glaubenshaltungen und Theorien verschiedenster Art, über die die Person zu einem gewissen Zeitpunkt verfügt. „Aberglaube" und „Glaube" stehen diesbezüglich auf gleicher Ebene. Eine Abgrenzung zwischen den verschiedenen Elementen ist nicht immer leicht, da einige darunter in komplexer Weise miteinander verbunden sein können.[5] Es ist auch keine leicht zu beantwortende Frage, was alles von wem zum Wissen gezählt werden kann oder soll. Welche Rolle, so können wir mit Sigmund Freud fragen, spielt das Unterbewusste, welche das Unbewusste?

> „The mind of man is a vast storehouse of forgotten memories and experiences. It is much more than a storehouse, however. It is a genuine image affecting our conduct and behavior in ways that we do not understand with our conscious mind." (*Boulding* 1956: 53)

Wir sehen im Vorgriff auf die wachstumstheoretische Literatur großzügig von Problemen der genannten Art ab und unterstellen des Arguments halber, dass eine Größe, genannt Bestand an „gesellschaftlichem Wissen" zu einem gegebenen Zeitpunkt, sinnvoll ist und auch tatsächlich oder zumindest grundsätzlich ermittelt werden kann. Aber wie?[6] Kann man einfach die Wissenspartikel, die von den einzelnen Mitgliedern einer Gesellschaft gehalten werden, zusammenzählen? Was, wenn sich einzelne Partikel widersprechen? Und sofern es sich um „gesellschaftliches", d. h. allen Mitgliedern der betrachteten Gesellschaft zu eigenes Wissen handelt, müsste man den betreffenden Wissensbestand nicht als die Schnittmenge der individuellen Bestände fassen statt als deren Vereinigung? Wie geht man mit Mehrfachzählungen von Wissenspartikeln um? (Wir werden später sehen, dass es in einigen Beiträgen zur Wachstumstheorie zu folgenreichen Mehrfachzählungen kommt.) Eine Veränderung des Wissensbestands, egal ob bei einem Individuum oder bei der Gesellschaft insgesamt, bedeutet typischerweise, dass neue Elemente hinzutreten und gegebenenfalls alte ausgemustert werden. Hier begegnet uns das nächste Problem, das mit unseren obigen Überlegungen im Zusammenhang steht. Die ausgemusterten Partikel, egal ob sie durch andere ersetzt werden oder nicht, könnten grundsätzlich auch als Elemente des Wissensbestandes betrachtet werden, denn z. B. zu „wissen", dass etwas „falsch" oder fragwürdig ist, ist nicht *per se* weniger bedeutsam für das

[4] Wie Samuel Johnson gesagt haben soll: „Knowledge is of two kinds. We know a subject ourselves, or we know where we can find information upon it." Zitiert in Boswell ([1791] 1979: 186).

[5] Zum Thema der „Architektur des Wissens" vgl. *Audi* (1998: Kapitel 7).

[6] Vgl. hierzu auch *Arrow* (1969: 31), *Olsson* (2000) und *Steedman* (2005: 127).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Weltverständnis einer Person als das „Wissen“, das sie für gesichert hält. Nicht selten ist gerade letzteres das Problem.[7] Da zahlreiche Gegenstände des Wissens von einer Art bzw. Komplexität sind, dass keine letzte Gewissheit bezüglich ihrer Beurteilung gewonnen werden kann, verbleibt das Individuum im Hinblick auf diese Gegenstände *nolens volens* in einer Situation anhaltender Unsicherheit. Dies erklärt auch, warum beispielsweise gewisse neue Deutungen zu bisher vertretenen hinzutreten, diese aber nicht ersetzen, und es in Abhängigkeit von den jeweils relevanten Verhältnissen zu einem Springen zwischen alternativen Deutungen kommen kann. (Keynes' Ausführungen über die Wankelmütigkeit der Geschäftsleute liefert ein Beispiel hierfür.) Es ist daher, obgleich gebräuchlich, keineswegs zwingend geboten, den zur Debatte stehenden Begriff des Wissens nur positiv aufgeladen zu sehen. Auch alle Ideen usw., die explizit vom Individuum verworfen werden, könnten (sollten?) dazu gezählt werden.[8]

Wenden wir uns jetzt dem *prozeduralem Wissen* zu, der Frage nach dem Wissen um die Nutzung von Wissen. Wie gehen Individuen mit ihrem propositionalen Wissen um, was können sie damit anfangen? Wie steht es um ihr *Knowing how*, genauer: ihr *Knowing how to do things*. Prozedurales Wissen bezieht sich auf die Fähigkeiten und Fertigkeiten eines Individuums, sein propositionales Wissen in einer auf Entscheidungen und Handlungen abzielenden Weise zu gebrauchen. Die damit angesprochenen mentalen, emotionalen, motorischen und letztlich chemischen und physikalischen Prozesse sind offenbar hochkomplex. Da die Nutzung des eigenen Wissens in einer arbeitsteiligen, durch Wissensfragmentation charakterisierten Gesellschaft häufig nur im Verbund mit anderen Personen möglich ist, ist ein wesentlicher Aspekt des prozeduralen Wissens einer Person deren Fähigkeit, mit anderen Personen zu kommunizieren, in soziale Interaktion zu treten. Ein bedeutender Zweck der Kommunikation ist die Auslotung von produktiv nutzbaren Wissenskomplementaritäten und gegebenenfalls die Schaffung einer gemeinsamen Wissensbasis als Voraussetzung für Zusammenarbeit. Hinreichende Gleichheit der Akteure einerseits und notwendige Diversität andererseits als Bedingung für wechselseitig fruchtbringende Kooperation sind bereits von Adam Smith in seiner Erörterung der Arbeitsteilung betont worden.

Das Wachstum des Wissens geschieht über eine Art Metabolismus. Wir nehmen Informationen auf und geben solche ab. Interessanterweise gilt diesbezüglich kein Gesetz der Konservierung, wie wir es aus der Thermodynamik kennen.

---

[7] *Boulding* (1956: 1) zitiert ein *bon mot*, das (entgegen einer anderslautenden Zuschreibung) von Mark Twain stammt und wie folgt lautet: „It isn't what we don't know that kills us. It's what we know that ain't so.“

[8] Der Satz an von ihm überwundenen Fehlmeinungen ist vielleicht alles, was sich ein Mensch letztlich zugutehalten kann. Eine negative Methodologie ist in der Sozialwissenschaft u. a. von John Locke und John Stuart Mill vertreten worden. Die Kritik existierender Weltdeutungen ist demnach nicht weniger wichtig als die Entwicklung derartiger Deutungen, Destruktion nicht weniger wichtig als Konstruktion.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Die Akkumulation von Wissen ist nicht einfach die Differenz zwischen aufgenommenen und ausgesandten Botschaften. Der Wissensbestand ist vielmehr etwas, das einem internen Organisations- und Wachstumsprinzip bezüglich der eingehenden Informationen unterworfen ist. Es handelt sich Boulding zufolge um einen organischen Prozess: Wissen folgt Prinzipien des Wachstums und der Entwicklung, die denjenigen ähneln, die wir in komplexen Organisationen und Organismen antreffen (vgl. *Boulding* 1956: 17 und 35). Eine Erörterung des Wachstums des Wissens einer Person findet sich z. B. bei *Russell* (1948) oder in jüngerer Zeit bei *Audi* (1998: Teil 2).

Das Bewusstsein über ein Wachstum des Wissens nimmt Einfluss auf den Zeitbegriff von Menschen. In Kulturen wie beispielsweise derjenigen der alten Mexicas (Azteken) begegnen wir einem zirkulären Begriff. Alles Dagewesene wiederholt sich periodisch und ohne Ende. Die betreffende Kultur kennt keine Geschichte in unserem Sinn, sondern nur ewige Wiederkehr, Kreislauf. Letztlich wohl erst mit dem Entstehen eines Bewusstseins von „Fortschritt" bildet sich ein neuer Zeitbegriff heraus: Die Zeit erscheint als unidirektional oder linear und die Geschichte als eine Art Einbahnstraße.[9]

Eine Zunahme von propositionalem und prozeduralem Wissen geht im Allgemeinen einher mit einer Zunahme der von Menschen geschaffenen Objekte, einer Ausdehnung menschlicher Artefakte. Das zunehmende Wissen verkörpert sich u. a. in einer wachsenden Vielfalt von Produkttypen und -qualitäten. Zunehmende Heterogenität und Diversität in der Welt der Waren sind ein charakteristisches Merkmal der Wissen generierenden, nutzenden und auch zerstörenden kapitalistischen Wirtschaft oder, um ein in Mode gekommenes Wort zu gebrauchen, der „Wissensgesellschaft". Die ungeheuere Vermehrung der verfügbaren Arten und Qualitäten von Konsumgütern, die immer neue, frisch geweckte Bedürfnisse befriedigen sollen, sowie die ungeheuere Vermehrung spezialisierter und allgemeiner Arbeitsqualitäten und Produktionsmittel sind nicht zu übersehende Tatsachen. Parallel hierzu kommt es zur Zerstörung alten Wissens der verschiedensten Art, von in früher erfolgreich erprobten Techniken des Überlebens enthaltenem Wissen bis hin zu einer sich dramatisch verringernden Biodiversität. Die Entwicklung ist in Bezug auf mehrere Dimensionen der Betrachtung janusköpfig.[10]

---

[9] Zur naturwissenschaftlichen Kritik am linearen Zeitbegriff vgl. die höchst lesenswerten Ausführungen von *Penrose* (1997).

[10] In der wirtschaftshistorischen Literatur, so könnte man stark vereinfachend sagen, widmet sich *David Landes* (1998) vor allem dem Schicksal der Sieger und Gewinner dessen, was gelegentlich „Modernisierungsprozess" genannt wird (vgl. jedoch Kapitel 28 des Buches), während *Amiya Kumar Bagchi* (2005) seine Aufmerksamkeit dem Schicksal der Unterlegenen und Verlierer zuwendet.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Angesichts dieses Tatbestands stellt sich die grundsätzliche Frage: Worin kann der Erkenntnisgewinn bestehen, wenn man Wachstum und Entwicklung von Ökonomien über lange Zeiträume hinweg mittels eines Ein-Gut-Modells abzubilden versucht? Anders gefragt: Kann man darauf hoffen, wichtige Merkmale einer Gesellschaft, deren Wissen irgendwie (manchen Vorstellungen zufolge sogar mehr als exponentiell) wächst, mittels Modellen einzufangen, die gerade von der Zunahme des sich in ökonomischen Objekten der verschiedensten Art verdinglichenden Wissens absehen? Führende Vertreter der neoklassischen Wachstumstheorie bejahen diese Frage zumindest implizit, und wir werden zu prüfen haben, wie überzeugend ihre Sicht der Dinge ist.

Betrachten wir jetzt einige der neueren wachstumstheoretischen Modelle darauf hin, was sie über das „Wissen" zu sagen wissen und wie sie die zugrunde liegenden Ideen formalisieren. Wir beschränken uns auf die Sichtung eines kleinen, aber nicht völlig unrepräsentativen Satzes von neoklassischen Modellen soweit diese zum hier interessierenden Thema etwas beitragen. Da sich alle derartigen Modelle, sei es in kritischer Abgrenzung, sei es als ausdrückliche Weiterentwicklung, auf das Solow-Modell beziehen, beginnen wir mit letzterem. Es braucht kaum gesagt zu werden, dass nur die für unser Thema für wesentlich erachteten Momente der betreffenden Modelle zur Sprache kommen. Eine Gesamtdarstellung und Würdigung ist nicht beabsichtigt; vgl. deshalb die einschlägigen Textbücher zur Wachstumstheorie, wie z. B. *Barro* und *Sala-i-Martin* (1995), *Maußner* und *Klump* (1996), *Jones* (1998) sowie *Aghion* und *Howitt* (1998) oder auch den Essay von *Kurz* und *Salvadori* (1998).

3. Robert Solow (1956, 1957)

Solow behandelt in seinem theoretischen Beitrag aus dem Jahr 1956 (*Solow* 1956) das Wissen nicht wirklich. Will man überhaupt von einer Behandlung von Wissen bei ihm sprechen, kann sich dieses nur auf den „technologischen" Teil desselben beziehen. Das Wachstum des Sozialprodukts wird in der Basisvariante seines Ein-Gut-Modells auf das Wachstum des Kapitalstocks und der als beschäftigt unterstellten Arbeitsbevölkerung zurückgeführt.[11] Erst in einer der Erweiterungen des Basismodells führt er die Variable A ein, die ein skalares und kardinales Maß für den Stand des technischen Wissens darstellen soll, und nimmt ohne weitere Erklärung an, dass diese Variable mit einer exogen vorgegebenen proportionellen Rate $\lambda, \lambda > 0$, wächst. Wir haben daher

[11] Solow schreibt, in einer Zeit ökonometrischer Studien und großer Input-Output-Tabellen „it takes something more than the usual ‚willing suspension of disbelief' to talk seriously of the aggregate production function." Das fragliche Etwas sieht er jedoch als gegeben an: „As long as we insist on practicing macroeconomics we shall need aggregate relationships" (*Solow* 1957: 312).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

$$A(t) = A(0)e^{\lambda t} \tag{1}$$

mit t als Zeitindex. Eine nähere Beschreibung der intendierten Bedeutung von A findet sich erst in *Solow* (1957). Konfrontiert mit dem Fund, dass das faktische Wachstum des Sozialprodukts nicht einmal annäherungsweise über das Wachstum der Inputs erklärt werden kann, wird der Variablen A und ihrer hypostasierten Entwicklung über die Zeit gezwungenermaßen die Hauptlast der Erklärung aufgebürdet. Sie hat den später „Solow residual" genannten sog. „unerklärten Rest" des Wachstums des Sozialprodukts zum Verschwinden zu bringen und bedarf daher einer näheren Spezifikation. *Solow* (1957: 312) schreibt:

> „The variable t for time appears in F [es handelt sich um das Funktionszeichen der Produktionsfunktion] to allow for technical change. It will be seen that I am using the phrase ‚technical change' as a short-hand expression for *any kind of shift* in the production function. Thus slowdowns, speed-ups, improvements in the education of the labor force, and all sorts of things will appear as ‚technical change'." (Hervorhebung im Original)[12]

„Technischer Wandel" ist demnach ein allumfassender Begriff, der die Lücke schließen soll. In den Termini der im vorhergehenden Teil getroffenen Unterscheidung umfasst er sowohl Änderungen im *knowing that* als auch im *knowing how* einer Gesellschaft. Der hier relevante Teil des Wissenszuwachses einer Gesellschaft ist implizit ein öffentliches Gut, das kostenlos verfügbar wird („Manna vom Himmel") und sich der Zeit als Transport- bzw. Diffusionsmittel bedient.

Über die Einführung der Größe A wird die gegebene Erklärung jedoch offenbar um keinen Deut verbessert, wie zahlreiche Kritiker Solows, darunter Moses Abramovitz, festgestellt haben. Der Fund eines markanten unerklärten Restes hätte gewiss auch andere Reaktionen als die Solowsche hervorrufen können. Wie dem auch sei, die weitverbreitete Praxis der Verwendung makroökonomischer Produktionsfunktionen steht in direktem Widerspruch zum im Fach akkumulierten propositionalen Wissen. Kann man angesichts dessen darauf vertrauen, dass es einem anders ergehen wird als den Schneidern von Laputa im Märchen von Swift?

Die (impliziten) Antworten hierauf streuen beträchtlich. Neben aus verschiedenen Blickwinkeln geäußerter scharfer Kritik an Solows Ansatz finden sich erstaunlicherweise gerade in jüngerer Zeit wieder vermehrt Arbeiten, die – ernüchtert von der empirischen Performance der Modelle der „neuen" Wachstumstheorie – auf ersteren zurückgreifen; siehe z. B. *Mankiw*, *Romer* und *Weil* (1992). Allerdings gibt es keinen Grund zur Freude über die Güte des empirischen Fits,

[12] Solow wendet das Modell zur Deutung des Wachstums in den USA im Zeitraum von 1909 – 1949 an und gelangt zum Ergebnis, dass der technische Fortschritt Hicks-neutral war.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

auf den die Genannten verweisen. Wie *Felipe* und *McCombie* (2005) zeigen, spiegelt das Resultat lediglich ein statistisches Artefakt wider und ist keinerlei Beweis für die Solidität des produktionstheoretischen Fundaments.

4. Kenneth Arrow (1962)

Einer der ersten ernsthaften Versuche der Erörterung und Formalisierung der Anhäufung von prozeduralem Wissen stammt von *Kenneth Arrow* (1962). Sein Ausgangspunkt ist die Feststellung des unbefriedigenden Stands der damaligen neoklassischen Wachstumstheorie, die ungebührlich stark von einer exogenen Variable, Solows *A*, beherrscht wurde und daher insbesondere auch für die Erörterung wirtschaftspolitischer Fragen unbrauchbar war. Vonnöten sei vor allem eine Untersuchung der Aneignung von Wissen, d. h. von Lernprozessen. Der technische Fortschritt und das Wachstum der Arbeitsproduktivität seien das Ergebnis von derartigen Prozessen, welche ihrerseits zu einem erheblichen Teil mit den im Zuge wirtschaftlicher Tätigkeit gemachten Erfahrungen zusammenhängen. Dies führt Arrow zum Konzept des *Learning by doing*.

Ihm ist bewusst, dass er damit nur einen Ausschnitt aus dem gesamten Ensemble wirtschaftlich relevanter Lernprozesse anspricht, aber einen seiner Auffassung nach gewichtigen. Wie es in einem späteren Aufsatz von ihm heißt: „*Knowledge* arises from deliberate seeking, but it also arises from observations incidental on other activities.“ Und: „An activity will in general have two valuable consequences: the physical outputs themselves and the change in information about other activities.“ (*Arrow* 1969: 30f.) Hier geht es nur um die zweite Quelle des Wissenszuwachses. Dieser und die damit zusammenhängende Produktivitätserhöhung ergeben sich, ohne dass es zu einer identifizierbaren Aufwendung von Ressourcen just für diesen Zweck kommen würde.[13] Arrow behandelt das (in neuen Kapitalgütern inkorporierte) Wissen daher wie Solow als ein öffentliches Gut. Da es unmöglich ist, die zur Debatte stehenden Prozesse lückenlos zu beschreiben, stellt sich die Frage nach der Wahl einer Proxy-Größe, mittels der das quantitative Ausmaß der gemachten Erfahrungen als Basis der dadurch ausgelösten Lernprozesse erfasst werden kann. Nach einigen Überle-

[13] Wie *Arrow* (1962) anmerkt, findet sich die seinem Aufsatz zugrundeliegende Idee auch bei anderen Autoren, darunter Trygve Haavelmo und Nicholas Kaldor. In diesem Zusammenhang kann auch Frank Knight erwähnt werden. *Knight* (1944: 40) war der Auffassung, dass jede Art von Investition bis zu einem gewissen Grad innovativ sei: „It is practically impossible to imagine any investment activity in the real world which is not in some degree rationally experimental, in the sense of being reasonably expected to lead to new knowledge having some enduring economic significance. That is, all investment consists, in part, of investment in new knowledge.“ Vgl. auch die Erörterung dieser Frage in *Scott* (1989).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gungen entscheidet sich Arrow für die kumulierten Bruttoinvestitionen als Index der gemachten Erfahrungen.

Bevor wir mit der Darstellung fortfahren, lohnt sich ein kurzer Vergleich des Arrowschen Konzepts mit Adam Smiths Diskussion der Arbeitsteilung. Smith hatte der Arbeitsteilung bekanntlich vor allem drei produktivitätssteigernde Wirkungen zugeschrieben:

1. Spezialisierungsgewinne,

2. die Zeitersparnis durch Vermeidung von Übergängen von einer Tätigkeit zu einer anderen sowie die damit in Verbindung stehende bessere Ausnutzung von teuren Arbeitsmitteln in Manufakturen und

3. induzierte Innovationen im Sinne der Erfindung von Maschinen, die immer größere Teile des immer tiefer gegliederten Arbeitsprozesses übernehmen, d. h. Arbeitskraft durch Maschinenkraft ersetzen. (*Smith: WN*, I.i.5)

Arrows Konzept versucht den *Effekt* des dritten Aspekts abzubilden. Technischer Fortschritt ist demnach in neuen Kapitalgütern „verkörpert". Deren Einschleusung in das ökonomische System über die Bruttoinvestitionstätigkeit zwingt das Bedienungspersonal dazu, den Gebrauch der neuen Kapitalgüter zu erlernen. Die Smith zufolge von der Arbeitsteilung ausgelöste Erfindung neuer Kapitalgüter ist indes nicht Gegenstand des Arrowschen Konzepts. Diese ist exogen vorgegeben, erörtert werden nur die Implikationen der Diffusion neuer Kapitalgüter.

Arrow stellt auf die *Brutto*investitionen ab, weil er davon ausgeht, dass auch die Reinvestitionsbeträge in die Anschaffung der jeweils neuesten Typen von Kapitalgütern fließen. Je größer die Bruttoinvestition, umso größer ist der durch die Verbreitung neuer Kapitalgüter induzierte Lerneffekt. Es sind nicht Wissbegier und Lernwilligkeit der Arbeitskräfte, die den Prozess vorantreiben, sondern deren Konfrontation mit neuen Maschinen und Arbeitsinstrumenten, die zu beherrschen sie erlernen müssen, um ihren Arbeitsplatz zu behalten. Arrow erörtert reaktives Lernen, nicht aktives. Die Aneignung von Wissen ist hiernach ein erzwungenes Nebenprodukt des Akkumulationsprozesses.

Interessanterweise spricht Arrow in seinem Aufsatz bereits zwei Momente an, die in der sog. „neuen" Wachstumstheorie eine große Rolle spielen sollten. Es handelt sich hierbei zum einen um die Möglichkeit steigender Skalenerträge in Bezug auf die Inputs „Kapital" und „Arbeit". Zum anderen diskutiert er die Möglichkeit, dass einige der gerade beschriebenen Lerneffekte auf die Wirtschaft insgesamt überspringen, ohne dass die sich damit ergebenden Erträgnisse den Verursachern vom Markt vergolten würden. Das Problem der Externalitäten führt zu einem Auseinanderklaffen von privater und sozialer Ertragsrate.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

5. Paul Romer (1986)

Sieht man von einigen Vorläufern ab, so beginnt das, was ihre Proponenten als „neue“ Wachstumstheorie bezeichnen, erst mit einem Beitrag *Paul Romers* (1986). Auch Romer identifiziert den technologischen Wandel als die Haupttriebkraft des Wachstums des Sozialprodukts, genauer des Pro-Kopf-Produkts. Das eigentliche wachstumstheoretische Problem bestehe darin, sein Zustandekommen zu erklären. Romer will die Entwicklung von Solows *A* endogenisieren. Technischer Fortschritt, so sein Argument, wird systematisch in Forschungs- und Entwicklungsabteilungen von Firmen erzeugt. Die Idee liegt nahe, Firmen als aus zwei Abteilungen bestehend zu begreifen und jeder eine Produktionsfunktion für das von ihr jeweils Erzeugte zuzuschreiben: Neben die Produktionsabteilung tritt die *F&E*-Abteilung. In letzterer wird neues „Wissen“, neue „Information“, werden „new industrial designs“ geschaffen. Hierbei handelt es sich ganz augenscheinlich um „Blaupausen“, um propositionales Wissen, und es wird unterstellt, dass alles neu geschaffene Wissen auch tatsächlich ökonomisch zur Anwendung kommt, d. h. Invention und Innovation ein und dasselbe sind. Jedenfalls wird erzeugtes Wissen, das sich auf dem Markt zum Zeitpunkt seiner Verfügbarkeit nicht durchsetzt, nicht als Bestandteil des relevanten Wissens gewertet. Das zur Debatte stehende Technikwahlproblem wird nicht behandelt. Wie und wodurch die Trennlinie zwischen Invention und Innovation gezogen wird, wird ebenso wenig erörtert wie die Frage, ob eine Invention, die sich zu aktuellen Preisen zwar nicht durchsetzen kann, gegebenenfalls aber die Chance besitzt, zu anderen, vom System im Verlauf seiner Entwicklung realisierten Preisen oder nach Erfindung anderer, komplementärer Designs gewählt zu werden.[14]

Im Einzelnen unterstellt Romer *N* Firmen, die alle ein und dasselbe Produkt erzeugen. Die Zahl der Firmen bleibt in der betrachteten Periode annahmegemäß konstant, was – mit Marshall gesprochen – die typische Annahme einer extremen Kurzfristanalyse ist. In der mittleren und in der langen Frist ändert sich diese Zahl. Romer deutet seine Analyse jedoch bemerkenswerterweise als säkular. Die Produktionsfunktion der *i*-ten Firma lautet

$$Y_i = F(k_i, K, x_i) \tag{2}$$

mit k_i als dem Bestand des in der Firma aktuell verfügbaren Wissens, x_i als dem Vektor der sonstigen Faktoreinsatzmengen (wie Arbeit und Boden) und K als dem in der Ökonomie insgesamt existierenden Wissen. *Romer* (1986: 1019) unterstellt: „factors other than knowledge are in fixed supply.“ Dies bedeutet, dass Wissen das *einzige Kapitalgut* ist, das in der Erzeugung des Konsumgutes verwendet wird. Romer nimmt an, dass die Funktion *F*() *konkav* in Bezug auf

[14] Vgl. die Typologie von möglichen Fällen in einem zweisektoralen Kontext in *Kurz* (2008).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

k_i ist, und begründet diese Annahme damit, dass andernfalls im Allgemeinen kein Wettbewerbsgleichgewicht existiert. Er schreibt wörtlich:

> „Without this assumption, a competitive equilibrium will not exist in general.“ (Ibid: 215)

„Na und!“ könnte der undisziplinierte Leser einwerfen, „dann existiert ein derartiges Gleichgewicht eben nicht. Meine stilisierte Welterfahrung spricht auch dagegen.“ Was aber impliziert die Annahme der Konkavität in substantieller Hinsicht? Sie macht offenbar dann und nur dann Sinn, wenn das fragliche Wissen eine *kardinal* messbare Größe ist. Über das kardinale Maß des „Wissensbestandes“ hüllt sich Romer indes in Schweigen.[15]

Des Weiteren unterstellt er, dass neues Wissen nicht der Feind alten Wissens ist. Bereits existierendes Wissen unterliegt keinerlei „moralischer Obsoleszenz“ (Marx), wie erfahrungsgemäß Kapitalgüter und menschliche Qualifikationen, in denen sich in der Vergangenheit erzeugtes Wissen verkörpert, welches von in der Gegenwart erzeugtem Wissen aus dem Feld, d. h. dem Markt, geschlagen wird. Es gibt, mit Schumpeter gesprochen, keinerlei „kreative Zerstörung“.[16] Neues Wissen gesellt sich vielmehr additiv zum alten. Romer unterstellt schließlich ohne weiteres, dass

$$K = \sum_i k_i \tag{3}$$

Der gesellschaftliche Gesamtbestand an technologischem und organisatorischem Wissen, K, ist annahmegemäß gleichfalls ein Element der Produktionsfunktion einer jeden einzelnen Firma, das sozusagen hinter dem Rücken der handelnden Akteure seine Wirkung entfaltet. Romer will damit zum Ausdruck bringen, dass privat erzeugtes Wissen nicht vollständig privat gehalten oder erfolgreich dauerhaft patentiert werden kann, sondern wenigstens teilweise den Charakter eines öffentlichen Gutes annimmt: Das Kriterium der Ausschließbarkeit trifft auf Wissen nur eingeschränkt zu, das der Rivalität im Konsum

---

[15] *Boulding* (1966: 2f.) hatte in seiner Richard T. Ely Lecture ausgeführt: „One longs, indeed, for a unit of knowledge, which perhaps might be called a ‚wit‘, analogous to the ‚bit‘ used in information theory; but up to now at any rate no such practical unit has emerged.“ Vierzig Jahre danach ist die Lage im Wesentlichen dieselbe. Für *Aghion* und *Howitt* (1998: 435), die das konzeptionelle und auch das Messproblem ernst nehmen, ernster als die meisten ihrer Kollegen, ist die aktuelle formale Theorie „ahead of conceptual clarity“. Tatsächlich enthält der Appendix „On some problems in measuring knowledge-based growth“ in ihrem Buch (ibid: 435–448) im Wesentlichen kritische Anmerkungen.

[16] Auch *Aghion* und *Howitt* (1992, 1998) modellieren *F&E*-Aktivitäten von Firmen, berücksichtigen indes, dass die erfolgreiche Erfindung einer Firma das in altem Wissen verkörperte Kapital anderer Firmen obsolet werden lässt und der innovierenden Firma eine temporäre Monopolposition verschafft.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

überhaupt nicht. Mit K als Element der Produktionsfunktion einer jeden Firma führt Romer eine positive Externalität in das System ein: Während die Skalenerträge in Bezug auf die von der einzelnen Firma kontrollierten Inputs k_i und x_i als konstant unterstellt sind, sind sie in Bezug auf k_i und K als steigend angenommen. Private und soziale Ertragsrate der Wissensakkumulation weichen daher voneinander ab und sind Reflex des Umstands, dass Wissen ein quasi-öffentliches Gut ist.

Die Erzeugung von Wissen und die daran geknüpfte positive Externalität erweisen sich damit als der eigentliche Motor des Wachstums des Sozialprodukts pro Kopf. Kapitalakkumulation, so die zentrale Botschaft, ist Wissensakkumulation. In einer Ökonomie, in der die Beschäftigung tendenziell konstant bleibt (d. h. in der sich der über die N Firmen aggregierte Arbeitsinput nicht verändert), wie es in zahlreichen Industrienationen in der jüngeren Vergangenheit der Tendenz nach der Fall war, wird das Wachstum ausschließlich auf die Wissensakkumulation zurückgeführt, ist „Solows residual" das Ganze und endogen erklärt.

Ist Wissen wirklich ohne weiteres aggregierbar? Dies wäre dann der Fall, wenn es von einer einheitlichen Qualität wäre und sich nur in quantitativer Hinsicht voneinander unterscheiden würde, oder wenn es zwar von unterschiedlicher Qualität wäre, aber ein allgemein akzeptierter Schlüssel existierte, mittels dessen unterschiedliche Qualitäten auf ein gemeinsames quantitatives Maß reduziert werden können. In diesem Zusammenhang kann an die ökonomische Klassik erinnert werden, deren Hauptvertreter Smith und Ricardo unterschiedliche Arbeitsqualitäten mittels eines als relativ stabil unterstellten Systems von Lohndifferentialen auf eine einheitliche Qualität reduziert haben. Gibt es einen ähnlich stabilen Umrechnungsschlüssel auch für qualitativ unterschiedliches Wissen? Mehrere Autoren haben diesbezüglich Zweifel angemeldet. Für *Boulding* (1966: 2) sind die Abwesenheit einer „Einheit" des Wissens und die „intrinsische Heterogenität seiner Substanz" der Grund dafür, dass man sich so schwer tut, auf das Wissen ökonomische Kategorien wie Preis oder Ware anzuwenden. Ganz ähnlich betont *Arrow* (1969: 30) die „qualitative distinctness of different items of information."

Aber fahren wir fort in der Erörterung des Romerschen Modells. Die zweite Abteilung einer jeden Firma, also auch die der i-ten, erzeugt neues Wissen. Es handelt sich offenbar ausschließlich um propositionales Wissen, das zur Debatte steht, das aber nach seiner Verfügbarkeit, so müssen wir wohl annehmen, sofort zu prozeduralem Wissen mutiert. Romer beschreibt die Wissenserzeugung durch eine sog. „research technology", gewissermaßen die Produktionsfunktion der *F&E*-Abteilung:

$$\dot{k}_i = G(I_i, k_i). \tag{4}$$

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Hierbei sind $\dot{k}_i$ die Veränderung des firmenspezifischen Wissens in der Zeit, k_i der aktuelle Stand dieses Wissens und I_i die von der Firma in die Generierung neuen Wissens investierten Ressourcen, gemessen in Einheiten des von der Firma in der Produktionsabteilung erzeugten Konsumguts. Dem liegt die Idee zugrunde, „that there is a trade-off between consumption today and knowledge that can be used to produce more consumption tomorrow" (*Romer* 1986: 1015). Wie den verwendeten Funktionszeichen F und G zu entnehmen ist, nimmt Romer an, dass alle N Firmen über die gleichen Produktionsfunktionen verfügen.

Im Verlauf seiner Ausführungen stößt Romer, wie bereits erwähnt, auf den Tatbestand, dass sich ein Steady-state-Gleichgewicht unter Bedingungen steigender Skalenerträge nur dann bestimmen lässt, wenn das Grenzprodukt des Wissens nach oben hin beschränkt ist. Andernfalls würde das System eine säkular steigende Profit- und damit Wachstumsrate aufweisen. Diese Beschränkung führt Romer über eine *ad hoc*-Annahme betreffend die Forschungstechnologie ein (ibid.: 1019).

Romer vermeidet (anders als z. B. *Aghion* und *Howitt* 1992) die Erörterung monopolistischer Elemente und letztlich der Entwicklung der Gesamtzahl an Firmen über die Zeit mittels der Annahme einer Gleichverteilung des technischen Wissens über alle Firmen, d. h. er unterstellt $k_i = K/N$, $i = 1, 2, \ldots, N$. Die N Firmen sind daher völlig identisch: Sie verfügen nicht nur über die gleichen technischen Möglichkeiten, sondern auch über das gleiche Wissen. Diese Annahme taucht die Problematik der in Gleichung (3) zum Ausdruck kommenden Aggregation über alle Bestände an firmenspezifischem Wissen in ein besonders grelles Licht. Wenn alle Firmen über den gleichen Wissensbestand verfügen, wieso kann dann der gesamtwirtschaftliche Wissensbestand größer sein als der Wissensbestand einer jeden einzelnen Firma? Und wieso kann es in diesem Fall gemäß Gleichung (2) zu einer positiven Externalität kommen? Der erste Einwand lässt sich (in abgeschwächter Form) auch im Fall von Wissensdifferentialen zwischen Firmen erheben, sofern die betreffenden Firmen einige der Wissenselemente miteinander teilen.[17] Der Vorwurf lautet daher, dass Romers gesamtwirtschaftliches Wissenskonzept Mehrfachzählungen enthält und daher auch aus diesem Grund problematisch ist.

Problematisch ist darüber hinaus, dass nicht zwischen verschiedenen Typen von Wissen unterschieden wird. Über die unterstellte Externalität partizipieren zwar annahmegemäß alle Firmen an den Ergebnissen der *F&E*-Anstrengungen

[17] Da sich gegebenenfalls existierende Wissensunterschiede jedoch annahmegemäß ökonomisch nicht auswirken – alle Firmen sind gleich wettbewerbsfähig – sind diese irrelevant und können schwerlich einen positiven externen Effekt begründen. Man könnte allenfalls über das in Abschnitt 8 erörterte Modell Weitzmans die Chance für Entwicklung durch Kombination von Elementen der unterschiedlichen firmenspezifischen Wissensbasen konstruieren.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

der besonders forschungs- und entwicklungsaktiven Firmen, welche Kosten ihnen jedoch Industriespionage usw. verursachen und wie sie die sich beschafften Blaupausen in ein *Know how to do* übersetzen, wird nicht erörtert.

Romers Modell ist suggestiv und von beachtlichem ästhetischem Reiz, aber bei näherer Betrachtung fragt man sich, worin bei aller modelltechnischen Raffinesse der Erkenntnisgewinn in Bezug auf Wachstums- und Entwicklungsprozesse besteht.

6. Robert Lucas (1988)

Zwei Jahre nach *Romer* (1986) veröffentlicht Robert Lucas ein Modell des endogenen Wachstums, in dem nicht die systematische Erzeugung neuen technischen Wissens Gegenstand der Analyse ist, sondern die Formation von „Humankapital" (*Lucas* 1988). Ähnlich wie vor ihm Romer bemüht Lucas eine positive Externalität, um im Modell ein Wachstum des Pro-Kopf-Sozialprodukts zu generieren.

Bevor wir in der Darstellung fortfahren, sei daran erinnert, dass Adam Smith gelernte Arbeitskräfte mit dauerhaften Kapitalgütern verglich: „A man educated at the expence of much labour and time to any of those employments which require extraordinary dexterity and skill, may be compared to one of those expensive machines." (*WN*, I.x.b.6)[18] Smith war auch klar, dass die Qualität einer Arbeitskraft sowohl von deren *Ausbildung* als auch von deren gesammelter *Erfahrung* abhängt. Den zweiten Aspekt haben wir weiter oben mit Blick auf den Beitrag von *Arrow* (1962) behandelt, der erste steht jetzt zur Debatte.

Unter Rückgriff auf Überlegungen *Uzawas* (1965) unterstellt Lucas, dass die Akteure die Wahl zwischen zwei Arten der Verwendung ihrer Zeit (jenseits der als gegeben und konstant unterstellten Freizeit je Zeiteinheit) haben[19]: Sie können entweder zur laufenden Produktion des Konsum- alias physischen Kapitalguts, Y, beitragen oder in einem Ausbildungssektor ihr persönliches Humankapital, h, erhöhen. Über die fragliche Zeitallokation auf die beiden Alternativen ent-

[18] Die Entwicklung der menschlichen Produktivkraft nimmt auch im Werk Friedrich Lists einen prominenten Platz ein. Um die heimische Industrie unter dem Schutz protektionistischer Maßnahmen erfolgreich zu entwickeln, bedarf es, wie List betont, nicht nur entsprechender Investitionen in Produktionsanlagen sowie in *F&E*, sondern auch in das gesellschaftliche Arbeitsvermögen.

[19] Die Freizeit ist demnach anders als im konventionellen neoklassischen Modell kein Gut. Ohne die positive Externalität, die mit der Akkumulation von Humankapital verbunden ist, käme es im Fall der Berücksichtigung der Freizeit als Gut bei wachsendem Pro-Kopf-Einkommen wegen des sinkenden Grenznutzens des Einkommens und des steigenden Grenznutzens der Freizeit zu einer tendenziellen Erhöhung der Freizeit (pro Zeiteinheit).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

scheidet sich das Wachstum der Ökonomie. Die Umschichtung des Zeitbudgets zugunsten der Humankapitalanhäufung in einer Periode senkt den Periodenoutput des Konsumgutes und damit den Konsum in der Gegenwart. Über das höhere Humankapital steigert sie indes den Konsumoutput und Konsum in der Zukunft. Die Humankapitalbildung tritt daher neben die Bildung von physischem Kapital als Instrument der intertemporalen Gestaltung des Konsums, der annahmegemäß allein nutzenstiftend wirkt und auf den sich das Nutzenmaximierungskalkül des „repräsentativen", als unsterblich unterstellten Akteurs richtet.

Die fragliche Externalität besagt: Je größer das in einer Gesellschaft *insgesamt* gebildete Humankapital, desto produktiver wird jedes einzelne ihrer Mitglieder. Dies wird von folgender Produktionsfunktion für das Konsum- alias physische Kapitalgut zum Ausdruck gebracht:

$$Y = AK^{\beta}(uhN)^{1-\beta}h_*^{\gamma} \tag{5}$$

Hierbei bezeichnet K das physische Kapital und uhN die „effektiv eingesetzte Arbeitsmenge". Diese ist gleich der Zahl der Arbeitskräfte, N, multipliziert mit dem Anteil ihrer Zeit, den sie in der Produktion verbringen, u, multipliziert mit dem Humankapital je Arbeitskraft, h, als Ausdruck des erreichten Stands ihrer Fähigkeiten und Fertigkeiten. Sieht man vom letzten Term in der Produktionsfunktion ab, so handelt es sich um eine konventionelle Cobb-Douglas-Funktion mit konstanten Skalenerträgen. Im Unterschied zur von Solow verwendeten Produktionsfunktion haben wir es jetzt jedoch im Wesentlichen mit zwei akkumulierbaren Faktoren zu tun: physischem und humanem Kapital, und nicht länger mit einem akkumulierbaren (Kapital) und einem nicht-akkumulierbaren Faktor (Arbeit). Während im Solow-Modell (ohne exogenen technischen Fortschritt) eine steigende Kapitalintensität, K/L, notwendigerweise mit einer sinkenden Grenzproduktivität des Kapitals und damit mit einer sinkenden Profitrate einhergeht, hat im Modell von Lucas eine steigende Kapitalintensität, K/N, nicht automatisch diesen Effekt. Dies ist insbesondere dann nicht der Fall, wenn sich die effektiv eingesetzte Arbeitsmenge uhN wegen eines steigenden Humankapitals pro Kopf im Gleichschritt mit dem Anstieg des physischen Kapitalstocks bewegt.

Wie Ausdruck (5) belegt, unterstellt Lucas ganz offenbar, dass Humankapital kardinal messbar ist: „By an individual's ‚human capital' I will mean … simply his general skill level, so that a worker with human capital $h(t)$ is the productive equivalent of two workers with $1/2h(t)$ each, or a half-time worker with $2h(t)$." (*Lucas* 1988: 17) Über das fragliche kardinale Maß des allgemeinen Niveaus an Fertigkeiten sagt er jedoch nichts. Vielmehr lesen wir bei ihm, dass es sich beim Humankapital um eine „admittedly unobservable force" handle (ibid.: 35). Wie jedoch kann überhaupt bestimmt werden, was nicht zu beobachten ist? Interessanterweise lässt sich Lucas zufolge Gleiches über das physische Kapital sagen: „Physical capital, too, is best viewed as a *force*, not directly observable,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

that we *postulate* in order to account in a unified way for certain things we *can* observe." (Ibid.: 36; die beiden ersten Hervorhebungen stammen von mir.)[20] Beide (und damit alle) Produktionsfaktoren des Modells können demnach nicht beobachtet werden! Dessen ungeachtet ist sich Lucas anscheinend gewiss, dass jede der beiden „Kräfte" über ihr jeweils eigenes kardinales Maß verfügt. Andernfalls müsste er seine Erörterung spätestens an dieser Stelle abbrechen, denn verhielte es sich anders, ergäbe es keinen Sinn, von Skalenerträgen, Grenz- und Durchschnittsproduktivitäten usw. bezüglich der beiden Faktoren zu sprechen (vgl. auch *Steedman* 2003).

Eine weitere Neuerung relativ zum Solow-Modell betrifft den dritten Term in (5), die positive Externalität. Bei h^* handelt es sich um die durchschnittliche Menge an Humankapital je Arbeitskraft. Da Lucas jedoch davon ausgeht, dass das individuelle Niveau bei allen N Arbeitskräften gleich ist, ist $h = h^*$. Dennoch unterstellt er, dass der repräsentative Akteur zwar die Entwicklung von K und h über die Wahl des Periodenkonsums (pro Kopf) c sowie den in der Produktion verbrachten Zeitanteil u kontrolliert und damit in seinem Optimierungskalkül von konstanten Skalenerträgen in der Produktion des Mehrzweckgutes ausgeht (die partiellen Produktionselastizitäten sind gleich β und $1-\beta$), für die Gesellschaft *insgesamt* aber sei die partielle Produktionselastizität in Bezug auf das Humankapital nicht gleich $1-\beta$, sondern $1-\beta+\gamma$. *Lucas* (1988: 19) insistiert, dass es sich bei der Humankapitalakkumulation um eine „social activity" handelt, „involving groups of people in a way that has no counterpart in the accumulation of physical capital." Folgende Fragen drängen sich allerdings auf: Wie kann es bei Gleichverteilung des Humankapitals zu einer positiven Externalität kommen? Was kann in diesem Fall eine Person oder die Gesellschaft insgesamt über das hinaus profitieren, was dieses Wissen für sich genommen und auf die Einzelperson bezogen an Produktivität bedeutet? Dieser Einwand liegt auf der gleichen Ebene wie der zuvor gegen das Romer-Modell im Fall einer Gleichverteilung des Wissens über alle Firmen erhobene und läuft auf den Vorwurf der Mehrfachzählung hinaus.[21]

Humankapital wird annahmegemäß in einem Ausbildungssektor erworben, den Lucas durch die folgende schlichte Abbildung zu erfassen sucht:

---

[20] Man fühlt sich an John Bates Clarks Unterscheidung zwischen einzelnen „capital goods" und „social capital as such" – einer Produktivkraft schlechthin – erinnert. (Letzteres verkörpert Clark zufolge eine gegebene Menge an *gesellschaftlicher Arbeit*, die sich jedoch in verschiedenen Bündeln von Kapitalgütern verschiedenster Art und Zusammensetzung ausdrücken könne; vgl. *Kurz* 1999.) Böhm-Bawerk hatte in seiner Kontroverse mit Clark diesem vorgeworfen, sich in „dark, mystical rhetoric" zu flüchten.

[21] Es bleibt unklar, worin genau Lucas zufolge der Unterschied zwischen der Akkumulation von physischem und derjenigen von humanem Kapital besteht und weshalb es sich bei ersterem nicht auch um einen „sozialen Prozess" handeln soll. Das zuvor behandelte Modell von Romer sieht dies genau anders. Vgl. auch die skeptische Anmerkung *Helpmans* (2004: 40).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

(6) $$\dot{h} = \upsilon h(1 - u).$$

Hierbei ist $\dot{h}$ die Veränderung des Humankapitals in der Zeit und υ ist eine positive Konstante. Die Gleichung kann auch als Produktionsfunktion betreffend das Humankapital begriffen werden. Bei dem als Humankapital beschriebenen Wissen handelt es sich vermutlich – Lucas sagt hierüber direkt nichts – um eine Mischform aus propositionalem und prozeduralem Wissen. In Ausbildungsbranchen wie Schulen und Universitäten liegt das Schwergewicht häufig auf der Vermittlung propositionalen Wissens, zum Teil jedoch auch – man denke z. B. an Berufsschulen, Handelsakademien und polytechnische Schulen – auf prozeduralem Wissen. Da das erworbene Humankapital in der Produktion des Konsumgutes jedoch sofort Wirkung zeigt, darüber hinaus aber keine weitere, beispielsweise in Proportion zur kumulierten Produktion (Spezialisierungsgewinne), handelt es sich beim Lucasschen h offenbar um eine Catch-all-Variable der ökonomisch relevanten Wissensausdehnung. Die sich ergebende Produktivitätssteigerung ist „embodied", aber nicht in neuen Kapitalgütern, sondern in besser ausgebildeten Arbeitskräften.

Wenn sich die Zahl der Akteure alias Arbeitskräfte nicht verändert, akkumulieren diese alle nach Maßgabe der Lösung ihres (identischen) intertemporalen Nutzenmaximierungsproblems Humankapital und physisches Kapital. Im langfristigen Gleichgewicht werfen unter Konkurrenzbedingungen beide Anlageformen von Kapital die gleiche Verzinsung ab.

Einige interessante Eigenschaften des Modells erhalten wir, wenn wir von der Externalität absehen ($\gamma = 0$). In diesem Fall ist das Wachstum immer noch endogen, worauf auch Lucas aufmerksam gemacht hat. Die Externalität ist demnach nicht für die Endogenität des Wachstums verantwortlich, wohl aber für ein steigendes Pro-Kopf-Einkommen im Steady state. Interessanter noch ist vielleicht der Fund (vgl. *Kurz* und *Salvadori* 1998: 79–80), dass sich für $\gamma = 0$ folgender Wert für die Profitrate im Steady state ergibt:

(7) $$r = \upsilon + \lambda$$

mit λ als exogener Wachstumsrate der Zahl der identischen („repräsentativen") Akteure, N, alias der Arbeits- und Konsumbevölkerung. An diesem Ergebnis ist wiederum zweierlei bemerkenswert: Erstens, ohne die Externalität ist die Profitrate rein *exogen* gegeben und gleich der Summe zweier Parameter (υ und λ). Die Wachstumsrate indes ist *endogen* bestimmt und gleich

(8) $$g = \frac{r - \rho}{\sigma}$$

mit ρ als Diskontsatz oder Zeitpräferenzrate und $1/\sigma$ als der Substitutionselastizität zwischen Gegenwarts- und Zukunftskonsum ($1 \neq \sigma > 0$), mit $Y = c(t) + \dot{K}$,

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

wobei $\dot{K}$ die Ableitung von K nach der Zeit ist, d. h. die Ersparnis alias Investition darstellt. Man könnte sagen, hier seien die Verhältnisse, wie sie im Solow-Modell herrschen, geradezu auf den Kopf gestellt. Dort war die Steady-state-Wachstumsrate *exogen* (und im Fall ohne technischen Fortschritt gleich λ), aber die dazugehörige Profitrate *endogen*: $r = f'(k^*)$, mit f' als der ersten Ableitung der intensiven Form der Produktionsfunktion an der Stelle, wo die Kapitalintensität, k, ihren Steady-state-Wert, k^*, annimmt. Man könnte mit Bezug auf das Solow-Modell daher auch von einer Theorie des exogenen (steady-state) Wachstums und der endogenen Profitabilität sprechen, mit Bezug auf das Lucas-Modell für $\gamma = 0$ jedoch von einer Theorie der exogenen Profitabilität und des endogenen Wachstums.[22]

Für unsere Fragestellung vielleicht noch interessanter ist die Tatsache, dass die Profitrate von der von außen vorgegebenen Rate des Bevölkerungswachstums abhängt. Diese Tatsache lässt offenbar nur eine der beiden folgenden Deutungen zu: Entweder bedeutet im Modell von Lucas ein Wachstum der „Bevölkerung", dass jedes einzelne Mitglied einer der Zahl nach konstanten Bevölkerung mit der Rate λ wächst, d. h. „größer" wird. Oder wir müssen die Existenz einer weiteren, von Lucas nicht erwähnten Externalität unterstellen: die kostenlose kulturelle Transmission des jeweils erreichten Stands an Humankapital pro Kopf. Anders gesagt, für neu hinzukommende Akteure ist das in der Gesellschaft bereits existierende Wissen ein Gut, das auf sie kosten- und zeitlos übergeht. Es wird den Neugeborenen gewissermaßen mit in die Wiege gelegt. Sie sind von Beginn ihres Lebens an ebenso „repräsentativ" wie ihre bereits lebenden Artgenossen. Eine bemerkenswert geräuschlos vor sich gehende Form der Wissensosmose![23]

7. Paul Romer (1990)

Romer hat in späteren Veröffentlichungen einige konzeptionelle Schwächen und logische Inkonsistenzen seines ursprünglichen Arguments eingestanden und durch neue Formulierungen zu überwinden versucht. In diesem Unterabschnitt befassen wir uns mit seinem im Jahr 1990 veröffentlichten Aufsatz, in dem er mehrere Ideen und Wirkungsmechanismen in ein einziges Bild zu bringen versucht (*Romer* 1990). Genauer gesagt, kombiniert Romer (a) die Vorstellung von der Endogenität des technischen Wissens mit (b) der Rolle des Humanka-

[22] Im AK-Modell von *King* und *Rebelo* (1990) sticht die Exogenität der Profitrate sofort ins Auge, in den Modellen von *Lucas* (und *Romer* 1986) wird sie von der unterstellten positiven Externalität verdeckt.

[23] Humankapital wird üblicherweise als rival und als an seinen Träger gebunden begriffen. Im obigen Fall wären diese Eigenschaften für den Augenblick der Geburt abwesend.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

pitals für das Wachstum sowie (c) einer „Produkt-Diversitäts"-Spezifikation des physischen Kapitals. Die Formalisierung des letztgenannten Elements entlehnt er dem Modell monopolistischen Wettbewerbs in Bezug auf Konsumgüter von *Dixit* und *Stiglitz* (1977).

Romers Modell basiert auf drei Prämissen (*Romer* 1990: 72). Die erste besagt, dass technischer Fortschritt der „prime mover" der ökonomischen Entwicklung ist, die zweite, dass technischer Wandel „in large part" das Ergebnis beabsichtigter Handlungen von auf Marktsignale reagierenden Akteuren ist: Die Marktsignale führen dazu, dass neues Wissen in profitabel zu vermarktende Güter übersetzt wird. Die dritte Prämisse schließlich – Romer zufolge „the most fundamental premise" – lautet, dass technische Gebrauchsanweisungen betreffend Rohstoffe und andere Inputs sich grundlegend von anderen Gütern unterscheiden. Die Entwicklung eines „industrial design" bzw. neuen ökonomisch verwertbaren Wissens verursacht zwar Entstehungskosten, danach aber kann das Wissen ohne Inkaufnahme nennenswerter weiterer Kosten immer wieder verwendet werden. Es handelt sich bei den fraglichen Kosten daher um einen Typus von Fixkosten. Anders als das Humankapital bedarf das Design keiner Verkörperung. Im Unterschied zu vielen anderen Gütern ist es nichtrival und nur partiell ausschließbar. „Growth is driven fundamentally by the accumulation of a partially excludable, nonrival input." (Ibid.: 74) Wissen kann, anders als Humankapital, pro Kopf ohne obere Schranke akkumuliert werden und es führt wegen seiner unvollständigen Ausschließbarkeit zum Phänomen des Spillovers von Wissen. Die Anwesenheit nichtrivaler Inputs impliziert unausweichlich Nichtkonvexitäten.

Das Modell weist grundsätzlich vier Sektoren und vier Typen von Inputs auf: Im Forschungssektor wird mittels Humankapital und dem existierenden und für Forschungszwecke allgemein zugänglichen Wissen neues Wissen erzeugt. Dieses betrifft neue Designs für intermediäre Produkte oder Kapitalgüter, die unterstelltermaßen *weder technisch verschleißen noch ökonomisch veralten* (vgl. ibid.: 85). Die Einsatzproportionen von Wissen und Humankapital im Forschungssektor sind immer die gleichen, unabhängig davon, welches Design gerade erzeugt wird. Die Designs sind daher von der Inputseite her gesehen nicht voneinander unterscheidbar. Die Annahme der Nichtrivalität von Designs wird daher in die Annahme ewiger Nutzbarkeit der auf ihrer Basis hergestellten Zwischenprodukte übersetzt: Einmal erzeugt, ist jedes dieser Zwischenprodukte wie eine unerschöpfliche Ressource, die andauernd Ertrag abwirft.[24] Im zweiten Sektor werden von ebenso vielen monopolistischen Firmen, wie es bereits ökonomisch

[24] In seiner kritischen Auseinandersetzung mit den Profiterklärungen von Smith, Ricardo u. a. schlägt Johann Benedikt Wilhelm Hermann vor, Kapitalgewinne analog der Fruchtbarkeitsrente einer originären Produktivkraft zu behandeln. Auf diese Weise kommt es zur Verallgemeinerung des physiokratischen Konzepts des „pur don de la nature" hinsichtlich der Bodenrente auf das (fixe) Kapital und die Kapitalgewinne. Romers Zwi-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

gleich wertvolle Designs gibt, mittels eben dieser Designs sowie Teilen des Outputs des dritten Sektors die fraglichen Zwischenprodukte hergestellt. (Das in der Gesellschaft zu einem gewissen Zeitpunkt verfügbare Wissen ist demnach in der Forschung überhaupt nicht, in der Produktion von Zwischenprodukten indes zur Gänze ausschließbar.) Die Einsatzproportion von Design und als Kapitalgut genutztem Endprodukt ist immer die gleiche, unabhängig davon, welches Zwischenprodukt gerade erzeugt wird. Auch die Zwischenprodukte sind daher von der Inputseite her gesehen nicht unterscheidbar. Sie werden schließlich im dritten Sektor zusammen mit einfacher Arbeit und Humankapital eingesetzt, um das Endprodukt zu erzeugen, welches das einzige Konsumgut ist und darüber hinaus als Kapitalgutinput im zweiten Sektor Einsatz findet. Romer weist zu Recht darauf hin, dass es sich hinsichtlich der doppelten Verwendbarkeit ein und desselben Gutes um eine „extreme Annahme" handelt:

> „Assuming that capital can be accumulated as forgone output is equivalent to assuming that capital goods are produced in a separate sector that has the same technology as the final-output sector." (Ibid.: 80)

Er sagt nicht, dass er diese extreme Annahme benötigt, um an der aggregierten Produktionsfunktion festhalten zu können. (Diese Annahme unterliegt bekanntlich auch dem Modell Solows sowie demjenigen von Lucas.) Auch das Konsum- und das betreffende Kapitalgut lassen sich demnach von der Inputseite her gesehen nicht unterscheiden. Romer unterstellt schließlich, dass der vierte Sektor – derjenige der Humankapitalbildung – nicht aktiviert wird: Die Menge an Humankapital, H, ist ebenso wie die Menge an einfacher Arbeit, L, gegeben und konstant (ibid.: 79).[25] Da er das Humankapital als „a distinct measure of the cumulative effect of activities such as formal education and on-the-job training" (ibid.: S79) definiert, können wir unter Bezug auf unsere obigen Ausführungen sagen, dass sein Konzept sowohl die Lucasschen als auch die Arrowschen Lerneffekte zu umfassen versucht. Da H jedoch unabhängig von den sonstigen Zustandsvariablen des Modells ist, wird auch vom zweitgenannten Lerneffekt implizit abgesehen.

Die vier Typen von Inputs sind demnach einfache Arbeit, Humankapital, Kapital und ein Index des technischen Niveaus oder Wissens. Betrachten wir die Produktionsverflechtungen der drei Sektoren, so können wir sagen, dass Wissen

---

schenprodukte sind wie physiokratischer Boden, der bei Inkaufnahme entsprechender einmaliger Kosten beliebig vermehrt werden kann. (Zu Hermanns Kapital- und Profittheorie vgl. *Kurz* 1998: insbesondere S. 103.)

[25] Würden die betrachteten Akteure nicht annahmegemäß über ein ewiges Leben verfügen, sondern sterblich sein, so müsste der vierte Sektor aktiviert werden, um den todesbedingten Verlust an Humankapital zu kompensieren, oder es müsste, wie zuvor im Modell von Lucas, zu einer kostenlosen kulturellen Transmission des gegebenen Stands an Humankapital pro Kopf kommen.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

und Humankapital direkt oder indirekt in der Produktion aller Güter verwendet werden, die Zwischenprodukte und das (Konsum- alias) Kapitalgut indes direkt oder indirekt nur in der Produktion ihrer selbst. Über die Messbarkeit des Wissens schweigt sich Romer bemerkenswerterweise aus, obgleich es seiner Auffassung nach der eigentliche Träger ökonomischer Entwicklung ist. Wie wir in weiterer Folge sehen werden, gibt er die zu einem gewissen Zeitpunkt verfügbare „Menge" an Wissen einfach durch eine ganze Zahl (A) an.

Im Vergleich zu seinem Modell aus dem Jahr 1986 sowie zu den anderen hier Revue passierten Modellen besteht die hauptsächliche Neuigkeit des jetzt behandelten Modells darin, dass es der Tatsache einer immer größeren Vielfalt von Produkten, in denen sich wachsendes Wissen verkörpert, Rechnung zu tragen versucht. Dieser Aspekt sollte in jeder ernstzunehmenden Analyse von Wachstums- und Entwicklungsprozessen in der Tat Berücksichtigung finden. Er tat es jedenfalls zu Zeiten z. B. der klassischen Ökonomen, Marxens, Walras', der österreichischen Ökonomen und Schumpeters.[26] Romer schränkt die Analyse jedoch sofort auf eine Diversifizierung auf der Inputseite ein und hält an der Annahme von nur einem Endprodukt fest. Er schreibt:

> „The unusual feature of the production technology assumed here is that it disaggregates capital into an infinite number of distinct types of producer durables. … Only a finite number of these potential inputs, the ones that have already been invented and designed, are available for use at any time." (Ibid.: 80)

Das Endprodukt wird annahmegemäß entsprechend der folgenden Erweiterung einer Cobb-Douglas-Funktion produziert

$$Y(H_Y, L, x) = H_Y^{\alpha} L^{\beta} \sum_{i=1}^{\infty} x_i^{1-\alpha-\beta} \tag{9}$$

mit H_Y als dem in der betreffenden Industrie eingesetzten Humankapital, L als der Zahl der dort beschäftigten Arbeitskräfte sowie $\sum_{i=1}^{\infty} x_i^{1-\alpha-\beta}$ als dem Einsatz intermediärer Produkte, d. h. spezifischer Kapitalgüter (im Unterschied zum auch als Kapitalgut verwendbaren Endprodukt). Zu einem gegebenen Zeitpunkt gibt es nur eine endliche Zahl A von Zwischenprodukten, so dass $x_i = 0$ ist für alle $i > A$. Der Endproduktoutput ist demnach eine additiv separierbare Funktion der verschiedenen Zwischenprodukte. Würde eine zusätzliche Konsumguteinheit darauf verwendet werden, um mehr von einem der Zwischenprodukte im zweiten Sektor zu erzeugen, welches dann im dritten eingesetzt wird, so hätte dies auf die Grenzproduktivitäten aller anderen Zwischenprodukte keinerlei Einfluss.[27]

[26] In Bezug auf Schumpeter vgl. *Kurz* (2008).

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wie heterogen ist das Wissen und sind seine Verkörperungen in Gestalt der ihrer Zahl nach unbegrenzt vielen Zwischenprodukte im Modell Romers wirklich? In der Beschreibung der produktionstechnischen Annahmen haben wir oben gesehen, dass von den Inputs her in keinem einzigen Fall eindeutig auf das erzeugte Produkt – sei es ein Design oder ein Zwischenprodukt oder das Konsum- alias Kapitalgut – geschlossen werden konnte. Insbesondere gibt es die unterstellte Diversität produzierter Produktionsmittel nur dem Schein nach. Da in ihre Erzeugung physisch nur Mengen des Endprodukts eingehen, die dem Konsum vorenthalten worden sind, verkörpern sie nur dieses Endprodukt, und da keines der Zwischenprodukte je ökonomisch veraltet, verkörpern sie es genau proportional zum involvierten Konsumverzicht. Das bestehende Kapital ist daher gleich der kumulierten Konsumentsagung. Romer bestätigt dies, wenn er ausführt, es sei

> „useful to define an accounting measure of total capital K as cumulative forgone output. … Because it takes η units of forgone consumption to create one unit of any type of durable, this accounting measure K is related to the durable goods that are actually used in production by the rule $K = \eta \sum_{i=1}^{\infty} x_i = \eta \sum_{i=1}^{A} x_i$.“ (Ibid.: 82)

Verschiedene Kapitalgüter können demnach ohne weiteres, d. h. ohne Kenntnis der relativen Preise und damit der Höhe der Kapitalverzinsung, aggregiert werden.[28] Ohne nennenswerten Verlust an Allgemeinheit des vorgestellten Arguments können wir $\eta = 1$ setzen und darüber hinaus, dass jedes der Zwischenprodukte die gleiche Menge an Kapital darstellt, d. h.

$$x_1 = x_2 = \ldots = x_A = x.$$

Hieraus folgt[29]

$$K = Ax. \tag{10}$$

[27] Im Fortgang seiner Erörterung nimmt Romer der Einfachheit halber an, dass i ein kontinuierlicher Index ist und ersetzt Ausdruck (9) durch

$$Y(H_Y, L, x) = H_Y^{\alpha} L^{ß} \int_{i=0}^{A} x(i)^{1-\alpha-ß} di.$$

[28] Das Konsumgut geht annahmegemäß direkt in jedes der Zwischenprodukte ein. Würde es direkt und indirekt im Sinne einer zeitlich gestaffelten Sequenz von Inputs eingehen, so würden die bezüglich der verschiedenen Zwischenprodukte aufzustellenden Reduktionsreihen auf datierte Konsumgutmengen völlig identische Zeitprofile aufweisen müssen. Nur dann wären die Werte der Zwischenprodukte proportional den in ihrer Produktion bei positiver Kapitalertragsrate direkt und/oder indirekt eingehenden Mengen des Konsumgutes.

[29] Im stetigen Fall hätten wir entsprechend $K = \int_{i=0}^{A} x_i di = Ax$.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Romer ist sich der Problematik der von ihm aufeinander getürmten kühnen Annahmen bewusst. Er wischt sie jedoch mit der Bemerkung vom Tisch:

> „Nonetheless, the general results here should be [!] robust to more careful modeling [!] of the nature of the interaction between different specialized producer durables.“ (Ibid.: 85)

Warum?

Es ist das immer weiter wachsende A, die Zahl der sich in Zwischenprodukten verkörpernden Designs, welche das System treibt. Ein wachsendes technologisches Wissen ist in letzter Instanz für ein wachsendes Pro-Kopf-Sozialprodukt verantwortlich. Das segensreiche Wirken des Wissens entfaltet sich auf verschiedene Weise. Zum einen erhöht ein wachsendes A über die in der Erzeugung des Endprodukts eingesetzten Zwischenprodukte die Produktivität der dort beschäftigten Inputs H_Y und L. Zum anderen ergibt sich über die Annahme seiner Nichtausschließbarkeit in der Forschung ein direkter positiver Zusammenhang zwischen dem existierenden „total stock of designs and knowledge“ (ibid.: 83), A, und der Produktivität des in der Forschung eingesetzten Humankapitals, H_A. Romer unterstellt in Anlehnung an seinen Aufsatz aus dem Jahr 1986 folgende Forschungstechnologie

$$\dot{A} = \delta H_A A \tag{11}$$

mit δ als positivem Parameter. Offenbar ergibt diese Gleichung nur dann Sinn, wenn kardinale Maße sowohl für H_A als auch für A existieren. Dann und nur dann lässt sich die Wachstumsrate des Wissens als δH_A bestimmen. Romer kommentiert diesen Tatbestand wie folgt:

> „Linearity in A is what makes unbounded growth possible, and in this sense, *unbounded growth is more like an assumption than a result of the model*.“ (Ibid.: 84; Hervorhebung hinzugefügt)

Da die Gesamtmenge an Humankapital, H, exogen vorgegeben ist, geht es nur noch um die Aufteilung dieser Menge auf deren Einsatzmöglichkeiten. Im Gleichgewicht ist diese Aufteilung (und damit H_A) fixiert.

Die vorgeschlagene Formalisierung der „Produkt-Diversität“ bezüglich des physischen Kapitals weist eine gewisse Ähnlichkeit zum Konzept der „Mehrergiebigkeit längerer Produktionsumwege“ auf, wie es von Vertretern der österreichischen Schule und insbesondere von Eugen von Böhm-Bawerk in Deutung des Smithschen Konzepts einer zunehmenden gesellschaftlichen Arbeitsteilung vorgeschlagen worden ist.[30] Böhm-Bawerk versuchte das Problem der Heterogenität (und wachsender Heterogenität) des Kapitals mittels des Konzepts der „durch-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

schnittlichen Produktionsperiode“ zu lösen. Mit ihrer Hilfe sollten heterogene Kapitalgüter für einzelne Industrien bzw. für die Wirtschaft insgesamt unabhängig von ihren Preisen und damit vom Stand der Einkommensverteilung zu einer skalaren Größe, der „Kapitalmenge“, aggregiert werden können. Über die relative Knappheit dieser Kapitalmenge sollte dann – gewissermaßen als krönender Abschluss der Theorie – der Zinssatz (alias die allgemeine Profitrate) bestimmt werden. Böhm-Bawerks Versuch ist jedoch, wie bereits Wicksell festgestellt hat (vgl. *Kurz* 2000), misslungen: Es gibt, von uninteressanten Spezialfällen abgesehen, keine Möglichkeit, die Kapitalmenge eines einzelnen Sektors oder der Ökonomie insgesamt auf diese Weise konsistent zu bestimmen (vgl. auch *Kurz* und *Salvadori* 1995: Kap. 14 sowie *Gehrke* und *Kurz* 2009).[31]

Wie geht nun aus dieser Perspektive betrachtet Romer mit dem Problem der Vielfalt und wachsenden Vielfalt von Kapitalgütern um? Er setzt, so könnte man mit einer gewissen Freizügigkeit sagen, an die Stelle der „durchschnittlichen Produktionsperiode“ Böhm-Bawerks eine Art von „absoluter Produktionsperiode“, sein A. Wirtschaftliche Entwicklung bedeutet, dass diese absolute Produktionsperiode immer länger, d. h. A immer größer wird. Da er jedoch annimmt, dass jedes der Zwischenprodukte ewiges Leben aufweist, müssen die früher ins Leben gerufenen nicht ständig wiederersetzt werden. Dies ist der zweite und mit dem ersten eng verknüpfte Unterschied zum Konzept Böhm-Bawerks: Während dieser nur zirkulierendes Kapital berücksichtigt hatte, lässt Romer nur extrem fixes – ewig währendes – zu. Wie wir gesehen haben, ist $K = Ax$. Romer lädt die Leser dazu ein, sich A als die Zahl an „Designs“ vorzustellen. Es bleibt jenseits der überaus kühnen Annahmen Romers – sie sind meiner Einschätzung nach kaum weniger kühn als diejenigen Böhm-Bawerks – jedoch unklar, was die Summe (bzw. das Integral) derartiger „Blaupausen“ bedeuten soll. Es werden ganz augenscheinlich, wie man so sagt, Äpfel und Birnen (ohne Dazwischenschaltung von Preisen) addiert. Der Zweck des Unterfangens indes ist klar: Es schafft einem das leidige Problem der Heterogenität des Kapitals vom Hals, allerdings nicht, indem dieses in theoretisch befriedigender Weise gelöst würde.

---

[30] Das Problem der österreichischen Deutung des Smithschen Konzepts besteht darin, dass ein genuin dynamisches Konzept spätestens bei Böhm-Bawerk zu einem statischen degeneriert. Während bei Smith die zu *verschiedenen* Zeitpunkten verfügbaren Techniken (als Resultat der sich bei ausweitenden Märkten ergebenden Lernprozesse sowie der technologischen Verbesserungen über die tiefere Arbeitsteilung) angesprochen werden, geht es bei Böhm-Bawerk um die Beschreibung alternativer technischer Möglichkeiten zu einem *gegebenen* Zeitpunkt.

[31] Böhm-Bawerk geht bei der Aggregation des in die Erzeugung der verschiedenen Kapitalgüter eingehenden Stroms an datierten Arbeitsmengen von einfachen Zinsen aus, obgleich seine Annahme freier Konkurrenz Zinseszins verlangen würde. Unterstellt man indes richtigerweise Zinseszins, dann sieht man sofort die Unhaltbarkeit seiner Konstruktion.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Wir haben eingangs Romers Feststellung zitiert, wonach die neoklassische Wachstumstheorie, alt wie neu, aus einer Aneinanderreihung von „short cuts“ bestehe, „[which] do violence to the complexity of economic activity.“ Dies gilt zweifellos für jede Art von Theorie und nicht nur für die neoklassische. Die Frage ist daher nicht, ob, sondern welche Art von Gewalt angewendet wird bzw. angewendet werden darf. Insbesondere: Sollen die Annahmen, auf denen eine Theorie basiert, in wichtigen Bezügen die Realität reflektieren, die zu analysieren die Theorie vorgibt, oder ist diese Bedingung verzichtbar? Der instrumentalistischen Methodologie zufolge, der zahlreiche neoklassische Theoretiker anhängen, und die auf den frühen (walrasianischen) *Schumpeter* (1908) zurückgeht und in der Mitte des letzten Jahrhunderts besonders vehement von *Friedman* (1953) verfochten worden ist, sind selbst gravierende Verletzungen der Bedingung kein Grund für die Zurückweisung einer Theorie. Über deren Schicksal entscheide nicht die Realitätsnähe der Annahmen, sondern diejenige der mit ihrer Hilfe erzielten Ergebnisse – ihre prognostische Leistungskraft. Egal, für wie kühn oder gar absonderlich man die einzelnen Bausteine einer Theorie auch immer halten mag, es zählt das Gesamtergebnis: Ist die Theorie bzw. eines ihrer Modelle imstande, auf der Grundlage der gemachten Annahmen die wirtschaftliche Entwicklung, wie sie sich in einem Satz „stilisierter Fakten“ niederschlägt, mittels einer *ex-post*-Prognose hinreichend gut zu erklären?

Um die Erklärungs- bzw. Prognosefähigkeit gerade auch der „neuen“ Wachstumstheorie ist es allerdings nicht besonders gut bestellt; vgl. hierzu u. a. *Mankiw*, *Romer* und *Weil* (1992), *Temple* (1999) und *Helpman* (2004). Aber selbst wenn der empirische Test weniger ungünstig ausgefallen wäre, als er es bislang ist, gäbe es Grund zur Annahme, die Theorie würde das zur Debatte stehende Phänomen erfolgreich „erklären“? Offenbar nicht, denn die instrumentalistische Position ist kaum aufrechtzuerhalten. Der gute statistische Fit von zum Teil auf forcierten Prämissen basierenden Ansätzen ist möglicherweise nur zufällig oder erweist sich – wie im Fall des Solow-Modells – bei genauerem Hinsehen als nichts weiter als das kaum verwunderliche Ergebnis der empirischen Überprüfung einer rechnerischen Identität (vgl. *Felipe* und *McCombie* 2005).[32]

8. Martin L. Weitzman (1998)

Martin Weitzman verfolgt mit seinem 1998 veröffentlichten Aufsatz „Recombinant Growth“[33] die Absicht, „to get inside the black box of innovation and pull out an explicit model of knowledge production“ (1998: 331). Dies sei keine

[32] Einer Kritik der instrumentalistischen Position hat sich vor allem Tony Lawson verschrieben; vgl. insbesondere *Lawson* (1997).

[33] *Weitzman* (1996) antizipiert auf knappem Raum einige der Überlegungen, wie sie im späteren Aufsatz angestellt werden.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

leichte Aufgabe, denn „what is required, ultimately, is some theory of the creative process itself“ (ibid.: 332). Die Generierung neuer „Ideen“ begreift er als Funktion von rekonfigurierten alten Ideen. Das Vorbild für den gewählten Ansatz sind landwirtschaftliche Versuchsstationen, in denen eine größere Pflanzenvielfalt durch Bestäubung über verschiedene Pflanzenarten hinweg erzeugt wird. Das von Weitzman entwickelte Modell zeigt, wie Wissen über einen kombinatorischen Rückkopplungsprozess auf sich selbst aufbauen kann.[34] Die erzielten Resultate, so Weitzman, haben merkliche Auswirkungen auf die Wachstumstheorie. Die Grenzen des Wachstums liegen seiner Ansicht nach nicht so sehr in der Fähigkeit begründet, neue Ideen hervorzubringen, wie z. B. bei *Romer* (1990), aber auch *Aghion* und *Howitt* (1992), als in derjenigen, die Fülle der potentiell neuen Ideen in eine nutzbare Form zu gießen.

Weitzmans grundlegende Idee erinnert an eine Formulierung Adam Smiths. Dieser hatte in Kapitel I von Buch I des *Wealth of Nations*, „Of the Division of Labour“, d. h. in jenem Kapitel, in dem er die Ursachen des Produktivitätsfortschrittes einer Gesellschaft zu ergründen trachtet, festgestellt, dass verbesserte und neue Maschinerie nicht nur, wie man mit Nathan Rosenberg (1994) sagen würde, „learning by using“ geschuldet ist:

> „All the improvements in machinery … have by no means been the inventions of those who had occasion to use the machines. Many improvements have been made by the ingenuity of the makers of the machines, when to make them became the business of a peculiar trade; and some by that of those who are called philosophers or men of speculation, whose trade it is, not to do anything, but to observe every thing; and who, upon that account, are often capable of *combining together the powers of the most distant and dissimilar objects*. In the progress of society, philosophy or speculation becomes, like every other employment, the principal or sole trade and occupation of a particular class of citizens.“ (*WN*: I.i.9; Hervorhebung hinzugefügt)

Die Idee der Kombination existierender Wissenspartikel, um neue Partikel zu erhalten, wird darin von Smith deutlich ausgesprochen. Sie findet sich später an prominenter Stelle in Schumpeters Vorstellung von den „neuen Kombinationen“ (*Schumpeter* 1911). Die fragliche Idee begegnet einem in neuem Gewand in Bouldings Konzept des „Wissensbaums“ (*Boulding* 1956: 95). Wirtschaftliche Entwicklung ist vergleichbar mit dem Wachsen dieses Baums. In jedem Stadium der Entwicklung sind jeweils nur ganz gewisse Alternativen der Weiterentwicklung möglich. Alles baut auf das Vorherige auf. Eine bestimmte technische Innovation, z. B. das Automobil, setzt zahlreiche vorherige technische Entwicklungen voraus. Der Prozess ist pfadabhängig.

---

[34] *Olsson* (2000: 259) zufolge wurde die zugrunde liegende Idee erstmals von *Schumpeter* (1934) in Gestalt von dessen Konzept der „neuen Kombinationen“ vorgestellt (ähnlich *Weitzman* 1998: 335 f.). Siehe jedoch Smiths weiter unten zitierte Auffassung betreffend die „Kombination“ von Kräften.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Weitzman grenzt die zugrunde liegende Idee zunächst von der verbreiteten anderen Vorstellung des wissensbasierten Wachstums ab, die wir weiter oben kennengelernt haben. Ganz augenscheinlich hat er insbesondere Romers Konzept einer „research technology" im Sinn, wenn er schreibt: „‚New ideas' are simply taken to be some exogenously determined function of ‚research effort' in the spirit of a humdrum conventional relationship between inputs and outputs." Dieses Konzept sei jedoch irreführend:

> „It seems to me that something fundamentally different is involved here. When research effort is applied, new ideas arise out of existing ideas in some kind of cumulative interactive process that intuitively seems somewhat different from prospecting for petroleum. To me, the research process has at its center a sort of pattern-finding or combinatoric feel." (*Weitzman* 1998: 332)

Weitzman geht daher nicht den Weg über eine konventionelle Produktionsfunktion zur Abbildung des Prozesses der Wissensgenerierung, sondern verwendet kombinatorische Mathematik, um das, was sich in der „black box" vermutlich abspielt, zu erfassen. Wie bereits erwähnt, lässt er sich vom Beispiel landwirtschaftlicher Versuchsstationen inspirieren, auf denen existierende „idea-cultivars" paarweise miteinander kombiniert werden und neue „hybrid ideas" hervorbringen. (Das Wort „cultivar" ist dabei ein Akronym für *culti*vated *var*iety.) Ist A die Zahl der idea-cultivars, dann ist die dazugehörige Zahl unterschiedlicher binärer Paare, die aus A gewonnen werden kann, gleich $C_2(A)$. Es kann nun gezeigt werden, dass

$$C_2(A) = \frac{A!}{(A-2)!2!}$$

Ist z. B. $A = 4$, so ist $C_2(4) = 6$; ist $A = 5$, so ist $C_2(5) = 10$; ist $A = 6$, so ist $C_2(6) = 15$, usw. Um diesen Fund kreisen Weitzmans folgende Überlegungen. Der Fund besagt, dass eine Expansion, die auf bisher nicht ausprobierten kombinatorischen Rekonfigurationen existierender Elemente beruht, exponentielles Wachstum übersteigt. Würden alle durch Rekombination entstehenden neuen Wissenspartikel ökonomisch genutzt werden, würde jede Rekombination die gleiche Zeit beanspruchen und hätten alle Wissenspartikel das gleiche ökonomische Gewicht, dann würde die Wachstumsrate im Zeitablauf immer größer werden. Dies sei jedoch empirisch nicht zu beobachten. Also müsse es ein Moment geben, das dies verhindere.

Um neue Ideen ökonomisch zu nutzen, müssen kostenträchtige Anstrengungen der Entwicklung und Vermarktung unternommen werden. Das Ausmaß dieser Anstrengungen beschränkt die eingefahrene „Ernte". Weitzman unterstellt fixe Proportionen und erhält schließlich, dass die Wachstumsrate neuer Ideen das Minimum zweier Wachstumsraten ist. Es sei g_A die erstgenannte Wachstumsrate, π die exogen vorgegebene Wahrscheinlichkeit, mit der es gelingt, neue hybride

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Ideen in eine nutzbare Form zu bringen, s die exogen vorgegebene Spar- alias Investitionsquote, d. h. der Anteil an allen Ressourcen, der für den Rekombinationsprozess bereitgestellt wird, und β ein exogener Produktivitätsparameter, der angibt, wie die eingesetzten investiven Ressourcen den Output insgesamt erhöhen. Dann gilt:

$$g_A(t) = \frac{A(t+1)-A(t)}{A(t)} = \text{Min}\left\{\begin{array}{c} \pi\left(\frac{C_2\left[A(t)\right]-C_2\left[A(t-1)\right]}{A(t)}\right) \\ s\beta \end{array}\right\} \tag{12}$$

Weitzman zufolge gibt es Grund zur Annahme, dass die erste Rate rechts vom Gleichheitszeichen größer ist als die zweite, weshalb sich $s\beta$ als Beschränkung erweist:

> „The limiting potential to generate new ideas here increases quadratically in ideas while the capacity to process new ideas increases linearly; the ultimate constraint on economic expansion is therefore linear.“ (*Weitzman* 1998: 343)

Wie Weitzman betont, führt das Modell mit rekombinierendem Innovationsprozess interessanterweise zu einem Resultat, das dem sog. Harrod-Domar-Modell ähnelt, welches Solow mit seinem neoklassischen Ansatz überwinden wollte:

> „In the interpretation here, everything comes full circle to steady-state growth rates being linearly proportional to aggregate savings, with the Solow model representing the limiting case of a very small constant of proportionality. …
>
> The underlying reason is that the combinatoric power of a recombinant growth process essentially overwhelms the potential diminishing returns of a neoclassical production function, thereby resurrecting in the limit the growth dynamics of the linear case.“ (Ibid.: 354f.)

Wie *Romer* (1986, 1990) stellt auch Weitzman kein kardinales Maß des Wissens vor, sondern begnügt sich damit, dessen jeweilige Größe durch eine ganze Zahl anzugeben. Um jedoch die Brücke zur Expansion des Sozialprodukts (pro Kopf) zu schlagen, muss er von der kardinalen Messbarkeit des Wissens ausgehen. Er unterstellt, dass alle Wissenselemente gleich viel gelten.

Das Hauptaugenmerk Weitzmans konzentriert sich auf balancierte Wachstumspfade. Lange Wellen der ökonomischen Entwicklung, wie sie Schumpeter, angeregt von Untersuchungen Kondratieffs und Spiethoffs, als wesentliches Merkmal der technologischen und organisatorischen Dynamik kapitalistischer Ökonomien glaubte diagnostizieren zu können, würden im hier behandelten Modellrahmen voraussetzen, dass entweder die Wachstumsrate von Designs bzw. ökonomisch verwerteten hybriden Ideen oder deren spezifisches ökonomisches Gewicht zyklischen Schwankungen unterliegt.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

9. Wachstum, Bevölkerungswachstum und Steady states

Im Solow-Modell ohne exogenen technischen Fortschritt ist einzig und allein die Arbeit ein beschränkender Faktor des langfristigen (Steady-state-)Wachstums. Die Grenzproduktivität des Kapitals und damit die Profitrate sinken, wenn die Akkumulationsrate des physischen Kapitals die exogen vorgegebene Wachstumsrate der Arbeitsbevölkerung übersteigt. Dieser Mechanismus wird in zahlreichen Beiträgen zur sog. „neuen" Wachstumstheorie außer Kraft gesetzt. Dies geschieht auf vielfältige Weise (vgl. *Kurz* und *Salvadori* 1998). Die Wirkung jedoch ist immer die gleiche: Arbeit spielt nicht länger die Rolle eines *limitierenden Faktors* des Wachstums. Im einfachsten Fall wird schlicht von allen nicht-akkumulierbaren Faktoren, darunter einfache Arbeit, abgesehen, und es werden nur noch akkumulierbare berücksichtigt. Diese werden entweder samt und sonders einem einzigen Faktor „Kapital" subsumiert, wie es in der einfachsten Variante des sog. AK-Modells der Fall ist, oder man unterscheidet zwischen „physischem Kapital" und „Humankapital", die mittels ihrer selbst auf der Basis je linear-homogener Produktionsfunktionen erzeugt werden (*King* und *Rebelo* 1990). Lucas fügt dem Ganzen, wie gesehen, eine mit der Formation von Humankapital verbundene positive Externalität hinzu. Diese bewirkt, dass das Einkommen pro Kopf schneller wächst als es ansonsten der Fall sein würde. Die produktivitätserhöhende Wirkung kann indes auch von Aktivitäten herrühren, die nichts mit der Bildung von Humankapital zu tun haben, wie z. B. in Arrows „Learning by doing" oder Romers Ansatz zur Endogenisierung des technischen Fortschritts (oder auch, jedenfalls bis zu einem gewissem Grad, in Weitzmans Modell der Rekonfiguration von Ideen). Wegen der von Romer unterstellten externen Effekte wird die Tendenz zur Verlangsamung des Wachstums auf Grund der relativen Verknappung der nicht-akkumulierbaren relativ zu den akkumulierbaren Faktoren kompensiert bzw. sogar überkompensiert. Tatsächlich muss der postulierte externe Effekt nach oben hin begrenzt werden, um nicht das unplausible Resultat einer mit der Zeit ständig wachsenden Wachstumsrate zu generieren.

In all diesen Modellen ist der Faktor Arbeit keine Wachstumsschranke mehr: Die Akkumulation von Bildung, Wissen und Ideen setzt diese Schranke außer Kraft. Eine schneller wachsende Bevölkerung ist demnach kein Garant für ein schnelleres Pro-Kopf-Wachstum. Wie es bei *Romer* (1990: 78 und 98) heißt: „The correct measure of scale is not population but human capital." Und: „Growth seems to be correlated with the degree of integration into worldwide markets but not closely related to population size."

Es gibt indes eine sich grundlegend von dieser Sicht der Dinge unterscheidende Auffassung. Sie wird u. a. von Charles Jones vertreten. Auch diese Auffassung rekurriert auf die (weltweite) Entdeckung neuer Ideen als Motor des Wachstums. Ideen stammen von Menschen, und so liegt die Vorstellung nahe, die Zahl der lebenden Menschen als eine der Bestimmungsgrößen der Ideen-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

produktion anzusehen, im Extremfall sogar als deren einzige. Das Wachstum des Outputs an Ideen ist *Jones* (2002) zufolge umso größer, je schneller die Bevölkerung wächst. Durch die mehr oder weniger direkte Kopplung der Rate des technischen Fortschritts an die Wachstumsrate der Bevölkerung erhält man ein endogenes Wachstumsmodell mit Solowschen Eigenschaften. Tatsächlich gelangt Jones in einem seiner Modelle zum Ergebnis, dass auf dem gleichgewichtigen Expansionspfad gilt

$$g_y = \gamma n \tag{13}$$

mit g_y als Wachstumsrate des Sozialprodukts pro beschäftigter Arbeitskraft, n als exogener und konstanter Wachstumsrate der Zahl der Akteure und γ als einer von mehreren anderen Modellparametern abhängigen (positiven) Größe (*Jones* 2002: 224).

Empirische Querschnittsanalysen bezüglich mehrerer Länder haben nun allerdings eine negative Korrelation zwischen dem Wachstum des Pro-Kopf-Einkommens und demjenigen der Bevölkerung ergeben. Jones sieht indes kein Problem: Wie im traditionellen neoklassischen Modell Solows auch, müsse man zwischen Übergangsdynamiken in der kurzen Frist und Niveaueffekten in der langen Frist unterscheiden. Der obige Ausdruck betreffe den Steady state, während empirische Untersuchungen die Übergangsdynamik des neoklassischen Wachstumsmodells widerspiegelten (ibid.: 225). Erhöhe sich beispielsweise die Wachstumsrate der Weltbevölkerung von einem Niveau auf ein anderes, dann bedeute dies kurzfristig, dass das Humankapital pro Kopf sinke, mit negativen Auswirkungen auf die Wachstumsrate des Pro-Kopf-Produkts. In seiner empirischen Untersuchung für die Zeitspanne von 1950–1993 wähnt Jones die USA (und andere Industriestaaten) auf einem Übergangspfad zu einem balancierten Wachstum. Er führt als Beleg für diese Deutung an, dass in der fraglichen Zeit die Forschungsintensität weit stärker zugenommen habe als das Pro-Kopf-Einkommen (ibid.: 226). Korrespondierend hierzu sei die Wachstumsrate des Pro-Kopf-Einkommens in der Transitionsphase größer als im Steady state.

Wir kommentieren diese Spekulation nicht, setzen ihr lediglich die Spekulation eines anderen Vertreters der neuen Wachstumstheorie entgegen. Bevor wir dies tun, ist jedoch eine Vorbemerkung angebracht. Bis Anfang der siebziger Jahre des letzten Jahrhunderts war der Zeithorizont in intertemporalen Gleichgewichtsmodellen – und alle der hier behandelten Wachstumsmodelle gehören in diese Klasse von Modellen – als endlich und damit als beliebig angenommen worden. Die Einführung eines *unendlichen* Zeithorizonts erwies sich als kritisch (vgl. *Burgstaller* 1994: 43–48). Sie drängte die Analyse unweigerlich in Richtung einer Steady-state-Analyse. Dies wurde klar von Robert Lucas in seinem oben behandelten Aufsatz ausgedrückt. Lucas betonte:

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

„For *any* initial capital $K(0) > 0$, the optimal capital-consumption path $(K(t), c(t))$ will converge to the balanced path asymptotically. That is, the balanced path will be a good approximation to any actual path ‚most' of the time … [T]his is exactly the reason why the balanced path is interesting to us." (*Lucas* 1988: 11).

Lucas vertrat daher eine Rückkehr von einer allgemeinen intertemporalen zu einer Steady-state-Analyse, und tatsächlich findet sich in seinem Aufsatz nur eine Untersuchung des gleichgewichtigen Pfads der langen Frist. Wie man meint, wissen zu können, man befinde sich auf dem langfristigen Pfad oder auf dem Übergang dorthin, ist ein weiteres Mysterium dieses so schwierigen und mysterienreichen Forschungsfeldes.

10. Abschließende Bemerkung

Die Rezeptionsgeschichte von Darwins *The Origin of Species* weist Michael Ruse zufolge zwei große Trends auf, einen schlechten und einen guten. Der schlechte gehe zurück auf Herbert Spencer und versuche die Evolutionstheorie in eine Fortschrittsdoktrin umzudeuten – vom Schwachen und Schlechten zum Starken und Guten. Hauptvertreter des guten Astes der Wirkungsgeschichte sei Darwin selbst. Dieser habe die Evolution „as a directionless process, going nowhere rather slowly", begriffen (*Ruse* 1988: 97).

Fassen wir die obigen Ausführungen vor dem Hintergrund dieser Einschätzung kurz zusammen, so lässt sich vielleicht folgendes sagen:

1. Es gibt Fortschritte in der Wachstumstheorie, aber sie betreffen im Wesentlichen, wenngleich nicht ausschließlich, die Formalisierung von nicht unplausiblen Ideen, die allesamt seit geraumer Zeit in Ökonomenkreisen zirkulieren. Die Formalisierungen einiger dieser Ideen selbst sind indes alles andere als plausibel.

2. Die Formalisierung bringt partiell größere Klarheit, speziell was das Zusammenwirken verschiedener Mechanismen anbelangt, aber sie zeigt auch schonungslos die engen Grenzen der Formalisierung auf. Der getriebene mathematische Aufwand ist im Verhältnis zu den erzielten Resultaten enttäuschend. Dies hat nicht wenig mit dem Gleichgewichtskorsett zu tun, in das die fraglichen Phänomene im gewählten neoklassischen Rahmen eingepasst werden müssen.

3. Auffällig, um nicht zu sagen aufreizend, ist der sorglose Umgang gerade mit zentralen Konzepten der neuen Wachstumstheorie, wie Wissen oder Humankapital. Ohne nähere Begründung wird deren kardinale Messbarkeit unterstellt, und wo es an begrifflicher Schärfe mangelt, werden mysteriöse „Kräfte" (Lucas) angerufen.

4. Heterogenität und wachsende Heterogenität in der Welt des Wissens und der Güter erfreuen sich größter Unbeliebtheit, und dort, wo man vorgibt, ihnen

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

ein Stelldichein einzuräumen, zeigt sich schnell, dass man es nicht ernst damit meint.

5. Die Evolution der Wachstumstheorie ist vielleicht nicht gerade ein richtungsloser Prozess, aber selbst auf den wenigen Seiten dieses Aufsatzes konnten mehrere Kreisbewegungen festgestellt werden. Die Vorstellung von der Entwicklung der ökonomischen Theorie als eines teleologischen Prozesses, in dessen Verlauf nur Fortschritte, aber keine Rückschritte zu beobachten seien, ist naiv.

6. Egal zu welcher Aussage über den Prozess der Entwicklung der Wachstumstheorie man sich ansonsten bereit finden will, der Prozess ist langsam, sehr langsam. Disziplinäre Aufgeregtheit ob angeblich großer Durchbrüche sind daher wohl nur selten angebracht.

7. Wie groß ist der Fortschritt im Verständnis von Entwicklung und Wachstum seit etwa Adam Smith und mittels welchen kardinalen Maßes ist er bestimmbar? Und wieviel weniger weiß ein durchschnittlicher Theoriegeschichtler über den Gegenstand der fraglichen Theorie verglichen mit einem durchschnittlichen Theoretiker?

Fragen über Fragen! Die Antwort hat, wie immer, Goethe. In seinen *Maximen und Reflexionen* lesen wir:

> „Theorien sind gewöhnlich Übereilungen eines ungeduldigen Verstandes, der die Phänomene gern los sein möchte und an ihrer Stelle deswegen Bilder, Begriffe, ja oft nur Worte einschiebt. Man ahnt, man sieht auch wohl, dass es nur ein Behelf ist; liebt sich nicht aber Leidenschaft und Parteigeist jederzeit Behelfe? Und mit Recht, da sie ihrer so sehr bedürfen“ (*Goethe* 1953: 440, Nr. 548).

Literaturverzeichnis

Aghion, P. / *Howitt*, P. (1992), „A model of growth through creative destruction“, Econometrica, 60, S. 323 – 351.

– (1998), Endogenous Growth Theory, Cambridge, Massachusetts: MIT Press.

Arrow, K. (1962), „The economic implications of learning by doing“, Review of Economic Studies, 29, S. 155 – 173.

– (1969): „Classificatory notes on the production and transmission of technological knowledge“, American Economic Review. Papers and Proceedings, 59, S. 29 – 35.

Audi, R (1998), Epistemology. A Contemporary Introduction to the Theory of Knowledge, 2. Aufl., New York und London: Routledge.

Bagchi, A. K. (2005), Perilous Passage. Mankind and the Global Ascendancy of Capitalism, Lanham etc.: Rowman & Littlefield.

Barro, R. J., / *Sala-i-Martin*, X. (1995), Economic Growth, New York: McGraw-Hill.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Boswell, J. ([1791] 1979), The Life of Samuel Johnson, hrsg. und gekürzt von Ch. Hibbert, London: Penguin.

Boulding, K. E. (1956), The Image. Knowledge in Life and Society, Ann Arbor: The University of Michigan Press.

– (1966), „The economics of knowledge and the knowledge of economics", Richard T. Ely Lecture, American Economic Review, 56, S. 1–13.

Burgstaller; A. (1994), Property and Prices. Toward a Unified Theory of Value, Cambridge: Cambridge University Press.

Dixit, A./*Stiglitz*, J. (1977), „Monopolistic competition and optimum product diversity", American Economic Review, 67, S. 297–308.

Felipe, J.,/*McCombie* J. S. L. (2005), „Why are some countries richer than others? A skeptical view of Mankiw-Romer-Weil's test of the neoclassical growth model", Metroeconomica, 56, S. 360–392.

Friedman, M. (1953), „On the methodology of positive economics", in: M. Friedman, Essays in Positive Economics, Chicago: University of Chicago Press.

Gehrke, C.,/*Kurz*, H. D. (2009), „Hicks's neo-Austrian theory and Böhm-Bawerk's Austrian theory of capital", in: H. Hagemann und R. Scazzieri (Hrsg.), Capital, Time and Transitional Dynamics, London: Routledge, S. 72–95.

Goethe, J.-W. von (1953), Schriften zur Kunst, Schriften zur Literatur, Bd. 12 der Hamburger Ausgabe, Hamburg: Christian Wegner Verlag.

Hayek, F. A. von (1937), „Economics and knowledge", Economica, N.S., 4, S. 33–54.

Helpman, E. (2004), The Mystery of Economic Growth, Cambridge, MA, und London: Harvard University Press.

Jones, C. I. (1998), Introduction to Economic Growth, New York: W. W. Norton & Co.

– (2002), „Sources of U.S. economic growth in a world of ideas", American Economic Review, 92, S. 220- 239.

King, R. G./*Rebelo*, S. (1990), „Public policy and economic growth: developing neoclassical implications", Journal of Political Economy, 98, S. 126–150.

Knight, F. H. (1944), „Diminishing returns from investment", Journal of Political Economy, 52, S. 26–47.

Kurz, H. D. (1997), „What Could the ‚New' Growth Theory Teach Smith or Ricardo?" Economic Issues Lecture anläßlich der Royal Economic Society Conference, Staffordshire University, 24–27 März 1997. Abgedruckt in Economic Issues, Bd. 2 (1997), S. 1–20. Wiederabdruck mit einem Kommentar von K. Arrow, in: H. D. Kurz und N. Salvadori, Classical Economics and Modern Theory: Studies in Long-period Theory, London (Routledge) 2003, S. 137–162.

– (1998), „Friedrich Benedikt Wilhelm Hermann on capital and profits", European Journal of the History of Economic Thought, 5, S. 85–119.

– (1999), „Das ‚natürliche' Gesetz der Einkommensverteilung. John Bates Clark und die Grenzproduktivitätstheorie", in: K.-D. Grüske (Hrsg.), John Bates Clarks „The Distri-

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

bution of Wealth“. Vademecum zu einem Amerikanischen Neoklassiker, Düsseldorf, S. 77–103.

– (2000), „Wicksell and the problem of the ‚missing‘ equation“, History of Political Economy, 32, S. 765–788.

– (2008), „Innovation and profits: Schumpeter and the classical heritage“, Journal of Economic Behavior & Organization, 67(1), S. 263–278..

Kurz, H. D. / *Salvadori*, N. (1995), Theory of Production. A Long-period Analysis, Cambridge, Melbourne und New York: Cambridge University Press.

– (1998), „‚Endogenous‘ growth models and the ‚Classical‘ tradition“, in: H. D. Kurz und N. Salvadori, Understanding ‚Classical‘ Economics. Studies in Long-period Theory, London, S. 66–89.

Landes, D. (1998), The Wealth and Poverty of Nations. Why Some are so Rich and Some so Poor, New York: Little, Brown and Company.

Lawson, T. (1997), Economics and Reality, London: Routledge.

Machlup, F. (1980), Knowledge and Knowledge Production, Princeton, NJ: Princeton University Press.

Mankiw, G. / *Romer*, D. / Weil, D. (1992), „A contribution to the empirics of economic growth“, Quarterly Journal of Economics, 107, S. 407–437.

Maußner, A., / *Klump*, R. (1996), Wachstumstheorie, Berlin usw.: Springer.

Olsson, O. (2000), „Knowledge as a set in idea space: an epistemological view on growth“, Journal of Economic Growth, 5, S. 253–275.

Penrose, R (1997), The Large, the Small and the Human Mind, Cambridge: Cambridge University Press.

Romer, P. M. (1986), „Increasing returns and long-run growth“, Journal of Political Economy, 94, S. 1002–1037.

– (1990), „Endogenous technological change“, Journal of Political Economy, 98, S. 71–102.

– (1994), „The origins of endogenous growth“, Journal of Economic Perspectives, 8, S. 3–22.

– (1996), „Why, indeed, in America? Theory, history, and the origins of modern economic growth“, American Economic Review. Papers and Proceedings, 86, S. 202–206.

Rosenberg, N. (1994), Exploring the Black Box: Technology, Economics, and History, Cambridge: Cambridge University Press.

Ruse, M. (1988), „Molecules to men: evolutionary biology and thoughts of progress“, in: M. H. H. Nitecki (Hrsg.), Evolutionary Progress, Chicago, IL: Chicago University Press.

Russell, B. (1948), Human Knowledge: Its Scope and Limits, New York: Simon and Schuster.

Scheffler, I. (1965), Conditions of Knowledge, Chicago: Scott & Foresman.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/

Schumpeter, J. A. (1908), Das Wesen und der Hauptinhalt der theoretischen Nationalökonomie, Leipzig: Duncker und Humblot.

– (1912), Theorie der wirtschaftlichen Entwicklung, tatsächlich bereits 1911 veröffentlicht, München und Leipzig: Duncker und Humblot. 2. Aufl. 1926.

– (1934), The Theory of Economic Development. An Inquiry into Profits, Capital, Credit, Interest, and the Business Cycle, Cambridge: Harvard University Press. Reprint 1983: Transaction, Inc.

– (1939), Business Cycles. A Theoretical, Historical and Statistical Analysis of the Capitalist Process, zwei Bde, New York: McGraw-Hill.

– (1942), Capitalism, Socialism and Democracy, New York: Harper and Brothers.

Scott, M. F. (1989), A New View of Economic Growth, Oxford: Clarendon.

Smith, A. (1976), An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations, 2 Bd., in: H. Campbell und A. S. Skinner (Hrsg.), The Glasgow Edition of the Works and Correspondence of Adam Smith, Oxford: Oxford University Press.

Sraffa, P. (1960), Production of Commodities by Means of Commodities, Cambridge: CUP.

Steedman, I. (2003), „On ‚measuring' knowledge in new (endogenous) growth theory", in: N. Salvadori (Hrsg.), Old and New Growth Theories. An Assessment, Cheltenham, S. 127–133.

Temple, J. (1999), „The new growth evidence", Journal of Economic Literature, 37, S. 112–156.

Uzawa, H. (1965), „Optimum technical change in an aggregative model of economic growth", International Economic Review, 6, S. 18–31.

Weitzman, M. (1996), „Hybridizing growth", American Economic Review. Papers and Proceedings, 86, S. 207–212.

– (1998), „Recombinant growth", Quarterly Journal of Economics, 113, S. 331–360.

DOI https://doi.org/10.3790/978-3-428-53582-8 | Generated on 2025-11-01 12:48:33
OPEN ACCESS | Licensed under CC BY 4.0 | https://creativecommons.org/about/cclicenses/